Aus der Geschichte

und dem

Familienleben.

Wahre Begebenheiten in Erzählungen

von

A. Sartorius.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

1853.

Inhalt.

Die
gefahrvolle Vermählung.

Das feierliche Hochamt am Michaelisfeste des Jahres 1633 in der Cathedrale zu Toul war zu Ende. Zahlreiche Schaaren von Andächtigen strömten aus dem Hauptportal der Kirche, um gleich vor derselben eine doppelte Reihe zu bilden, bis an die Grenze des Domplatzes, wo reichgekleidete Diener mit einer vergoldeten Sänfte standen. Sie harrten, sammt der neugierigen Menge, der Prinzessin Claudia von Lothringen, des letztverstorbenen Herzogs jüngsten Tochter, welche, auf einer Reise am Tage zuvor hier eingetroffen, dem Gottesdienste beigewohnt. Sie hatte lange verweilt bei einer verwittweten Fürstin ihres Hauses, die in einem Städtchen an der burgundischen Grenze lebte, und kam jetzt durch Toul, um sich wieder nach Nancy zu begeben, wo ihr Vetter Carl IV, regierender Herzog von Lothringen, mit

ihrer ältern Schwester Maria vermählt, Hof hielt. Der Befehl ihres Schwagers hatte die Prinzessin Claudia an seinen Hof zurückberufen, sie aber demselben zu ungern Folge geleistet, als daß sie nicht den Vorschlag ihrer Ehrendame, der Frau von Beaulieu, einige Tage in Toul zu verweilen, mit Freuden hätte genehmigen sollen, indem dadurch dem Mutterherzen der kindlich von der Prinzessin verehrten Dame die Freude, den einzigen Sohn wiederzusehen, zu Theil wurde. Derselbe stand als Hof-Cavalier in Diensten des Prinzen Franz von Lothringen, Bruder des regierenden Herzogs, welcher Cardinal und Bischof von Toul war, und in der letztern Würde hier residirte. Außerdem war dieser Ort früher der Aufenthalt der bejahrten Ehrendame gewesen, und sie hatte der Verwandten und alten Freunde dort noch viele. Gründe genug für die Prinzessin Claudia, um sich ein kurzes Verweilen daselbst um so lieber gefallen zu lassen, als jeder Verzug der verhaßten Rückkehr nach Nancy ihr willkommen war, wo sie, wie zärtlich auch Mariens Schwesterherz für sie schlug, doch mancherlei schlimmen Verhältnissen zu begegnen gewiß war.

Als man am Abend zuvor eingetroffen, war die Stunde zu spät gewesen, als daß der Prinz Cardinal noch hätte für schicklich halten können, seiner Muhme die schuldige Aufwartung zu machen, und

obgleich auf der Stelle von ihrer Ankunft benachrichtigt, mußte er doch auf die Freude, sie wieder zu sehen, bis zu der späteren Hälfte des folgenden Tages verzichten, und sich begnügen, sie durch Beaulieu vorläufig begrüßen zu lassen, indem das bevorstehende hohe Kirchenfest seine Zeit und Person für die Stunden des nächsten Vormittags in Anspruch nahm. Der Prinzessin war es so unlieb eben nicht, daß ihr hierdurch Gelegenheit wurde, die Bekanntschaft ihres Vetters erst aus der Ferne wieder zu erneuern, dessen Bild in den Erinnerungen aus den Kinderjahren ihr noch in dunkeln, sehr unbestimmten Umrissen vorschwebte. Er war damals der liebste Gefährte ihrer Spiele gewesen, aber es verstrichen seitdem viele Jahre, indem seine Bestimmung zum geistlichen Stande den Prinzen schon im Knabenalter vom Hofe seines Oheims entfernt und nach Rom versetzt hatte, wo seine Erziehung vollendet ward. Er hatte in der Folge nur sehr selten, und zufällig immer, wenn Claudia, welche schon früher oft und lange bei jener Verwandten verweilte, abwesend war, den Hof seines Bruders besucht, und später eingetretene Mißverständnisse ließen zuletzt ihn denselben gänzlich meiden, weshalb er seiner Muhme auch fast ganz fremd geworden war, die nun Mühe hatte, sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, den ehemaligen Spielgenossen, der als ein kräftiger

Wildfang bei ihr im Andenken stand, nun, mit einer so ernsten Würde bekleidet, wiederzusehen. Wie gut auch Gewandtheit und feine Sitte ihr sonst zu Gebote standen, so war sie diesmal doch im Voraus befangen und zweifelhaft, dem Prinzen gegenüber den rechten Ton zu finden, welcher gegen einen so nahen Verwandten und alten Bekannten, der ihr nun doch fast fremd gegenüber stand, der passende war.

Als das Gedränge der dem Dom entströmenden Volksmenge allmälig aufhörte, ward endlich auch die ersehnte Fürstentochter in der Vorhalle des alterthümlichen Kirchengebäudes sichtbar, und so wie sie aus der Dämmerung derselben in die volle Tageshelle heraustrat, wurde ein freudig erstaunender Ausruf unter den dicht an die Thür gedrängten Volksgruppen laut, dessen Schall jedoch die Ehrfurcht vor dem fürstlichen Rang und der gebietenden Haltung der Lieblichen auf der Stelle dämpfte und in ein froh bewegtes Murmeln umwandelte. Und wirklich war es auch, als schwebe die Göttin der Schönheit und Anmuth selbst an ihnen vorüber, so reizend war der Anblick der jungen Fürstin, so huldvoll und gütestrahlend ihr Blick, indem sie zu beiden Seiten den ehrfurchtsvollen Gruß der entzückten Menge empfing und dankend erwiederte, und lange noch, indem sie sich weiter und weiter entfernte, weidete sich jedes Auge an der edlen und zierlichen Bewe-

gung ihres Ganges, an der Form des schlanken Wuchses und an der Fülle blonder Locken, über die ein goldgestickter Schleier weit auf die Falten des amethystfarbenen Gewandes von schwerer Seide herniederfloß.

Neben der Prinzessin ging Herr von Beaulieu, jetzt abermals vom Bischof an sie entsendet, um den Besuch seines Fürsten für die nächste Stunde bei ihr anzumelden. Er unterhielt dieselbe, während ihre Begleitung in einiger Entfernung folgte, auf das Lebhafteste von dem Vergnügen, das sein Herr empfinde, einen so werthen Besuch an seinem kleinen Hofhalt zu empfangen, und von seinem ungeduldigen Verlangen, sie persönlich zu begrüßen; und indem die reizende Claudia mit gewählten Worten seine Meldung erwiederte, sah man, wie sie an der Thür ihrer Sänfte ihn huldvoll entließ, um gleich darauf in derselben den Blicken der entzückten Menge zu entschwinden, welche, ihrer Freude nun freien Raum lassend, der Tochter ihres noch unvergessenen Fürsten einen lange anhaltenden Jubelruf nachschickte.

Es war nicht Claudia's Persönlichkeit allein, so ausgezeichnet diese auch war, welche die Menge in eine so lebhafte Begeisterung versetzte; eben so viel Antheil, als ihre blendende Erscheinung selbst, hatte daran die Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit unter einem weisen und geliebten Regenten,

dem Vater der Prinzessin, der, ohne männliche Nachkommenschaft, den Besitz seines Thrones und seiner Länder auf seinen ältesten Neffen hatte vererben müssen, nur froh, daß es ihm gelungen war, denselben mit seiner Tochter Maria zu vermählen. Doch dieses Eheband, welches Politik schon in dem frühesten Jugendalter Beider geknüpft, war aus eben diesem Grunde wenig beglückend für beide Theile geworden. Carl IV rächte sich für den Zwang, den man seiner Freiheit angethan, durch eine um so größere Ungebundenheit, als er regierender Herr geworden, und Ausschweifungen ohne Maaß, denen er sich ergab, erinnerten durch ihre unheilbringenden Folgen das hart bedrückte Volk täglich an die bessere Vergangenheit unter der Regierung seines Oheims und Vorgängers. Auch die sanfte Maria, der es nie gelungen war, das Herz des Gatten zu gewinnen, erlitt viele Kränkungen von der rauhen Sinnesart des Gemahls und seinen zügellosen Sitten, die um so schmerzlicher waren, da die Freude des Mutterglücks, so oft der Trost ihres Geschlechts in ähnlichen Fällen, ihr versagt blieb.

Unter diesen Umständen hätten längst die Wünsche und Hoffnungen des Landes sich dem Bruder des Herzogs, dem Prinzen Franz, als demjenigen zugewendet, von dem allein die Erhaltung des alten Fürstenstammes, sammt der Hoffnung einer besseren

Zukunft, wäre zu erwarten gewesen. Allein er gehörte seit früher Jugend dem geistlichen Stande an, und Frankreichs schlaue Politik, stets mit dem Wunsche beschäftigt, die schönen lothringischen Länder mit seiner Krone zu vereinigen, hatte durch seine Vermittelung bei dem päpstlichen Stuhl es dahin zu bringen gewußt, daß dem Prinzen durch die Ertheilung der Cardinals-Würde neue Bande waren angelegt worden, ihn an einen Stand zu fesseln, zu welchem er, vermöge körperlicher und geistiger Anlagen, nicht schien geboren zu seyn. Dennoch hatte Franz bis jetzt mit Ergebung, wenn auch nicht ohne inneres Widerstreben, die Fesseln getragen, in die man ihn geschmiedet, ehe er noch zum klaren Bewußtseyn seiner selbst gelangt; und obwohl sein kräftiger Muth, sein ritterlicher Sinn, sein Geschmack für ein bewegtes thätiges Leben, ihn zuweilen zu Neigungen und Beschäftigungen trieben, die dem Stande eines Geistlichen wenig angemessen waren, so schienen das doch nur vorübergehende Aufwallungen des raschen jugendlichen Muthes, und das französische Kabinet schmeichelte sich mit der Hoffnung, Zeit und Gewohnheit würden dergleichen nach und nach dämpfen und den Prinzen zuletzt ganz mit seiner Lage versöhnen.

Hatte nun diese Macht ihre geheimen Absichten früher nur entfernt ahnen lassen, so waren, durch

die Umstände herbeigeführt, in der letzten Zeit Schritte geschehen, welche dieselben deutlicher hervorblicken ließen, und das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit banger Besorgniß erfüllten. Carl IV, durch des Kaisers Ueberredung gewonnen, war in Allianz mit demselben gegen Schweden getreten, und hatte zu diesem Zweck ein Hülfskorps gegeben, welches verwüstend in das Elsaß eingefallen war. Die Schlacht bei Pfaffenhofen hatte zwar dieses Heer bis zur Ohnmacht geschwächt und fast aufgerieben, aber Frankreich, nicht zufrieden mit diesem Siege, konnte eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, seinen Wünschen und Entwürfen um einen großen Schritt näher zu kommen. Es besetzte sofort das lothringische Gebiet, zog Contributionen ein, und seine obersten Befehlshaber hatten geheime Weisungen, alle Schritte des Hofes, so wie der vornehmsten Staats-Beamten, genau zu bewachen, und Beide so, mit Anstand zwar und unmerklich, aber desto unauflöslicher mit dem Gewebe einer höflichen Gefangenschaft zu umspinnen. Indeß wußte Graf Serincourt, der erste Befehlshaber der französischen Truppen im Gebiet von Lothringen, mit der Gewandtheit eines vollendeten Hof- und Weltmannes Alles aufzubieten, was solche Lage erträglich machen und ihr vor der Welt das Ansehen eines vollkommen guten Einverständnisses geben konnte. Er ver-

anstaltete die glänzendsten Feste, und wußte des schwachen Herzogs sich so ganz zu bemächtigen, daß dieser bald nicht mehr ohne die Gesellschaft des Grafen schien leben zu können. Schöne und galante Frauen, die der Letztere am Hofe einzuführen wußte, kamen aus Paris. Es bildete sich ein engerer nur dem Vergnügen geweihter Kreis um den Herzog, und dieser schwache Fürst gab sich um so lieber und rücksichtsloser demselben hin, als er darin die Mittel fand, sich gegen alle Sorgen, womit die Zeitumstände ihn doch zuweilen bedrängten, völlig zu betäuben. Tage und Nächte wurden hier unter Festen aller Art bei Spiel und Becherklang verjubelt, und wenn seine Räthe den Herzog zu den Geschäften des Tages immer unlustiger und abgespannter fanden, wenn sie seine Wangen immer bleicher, seine längst schon geschwächte Gesundheit immer wankender werden sahen, so meinten die Getreuen: Graf Serincourt verfolge einen wohlberechneten Plan, und wie sehr er auch nur den Freuden heiteren Lebensgenusses zu huldigen scheine, so wisse er doch wohl, wo er hinaus wolle, und werde auch sein Ziel schwerlich verfehlen.

Dennoch fühlte Serincourt selbst am besten, und mit nicht geringem Verdruß, wie weit er noch von seinem Ziel entfernt sey; denn freilich lag auch dieses, was Niemand ahnen mochte, auf einem

Wege zwar mit den Interessen seines Hofes, doch noch weit über dieselben hinaus, indem es nichts Geringeres war, als der Besitz der Prinzessin Claudia, deren seltene Schönheit ihm die heftigste Leidenschaft eingeflößt hatte. — Zwar ließ er klug genug diese nur schüchtern unter der Maske ehrfurchtsvoller Huldigung, und gleichsam unwillkürlich, hervor blicken, indem er Alles in Bewegung setzte, was ihm an herzgewinnenden Künsten zu Gebote stand, um die Gunst der schönen Claudia sich zu eigen zu machen, hoffend, daß, wäre ihm nur erst dieses gelungen, der günstige Zeitpunkt für seine Wünsche ihm dann auch nicht immer fern bleiben werde. Auch schmeichelte er sich, sein Hof werde seine guten Dienste glänzend genug belohnen, um allenfalls seine Augen zu einer Fürstentochter erheben zu dürfen, deren Stamm dann, wie er glaubte, aus der Reihe der Regentenhäuser verschwunden seyn würde. Indessen hatte es bei der Prinzessin ihm noch auf keine Weise gelingen wollen. Ihrer reinen Natur war jede Annäherung des Grafen verhaßt. Sie suchte derselben auf alle Weise, selbst auf die Gefahr, ihn zu beleidigen, auszuweichen, und als sie endlich hierdurch den Unwillen des Herzogs auf sich zog, nahm sie den Ausweg, sich an den Hof ihrer Tante zu begeben, von wo indeß ein Befehl ihres Schwagers sie endlich wieder hinweg rief. Sie konnte zu wohl

errathen, von wem derselbe eigentlich ausgegangen, als daß die Aussicht, in alle diese unangenehmen Verhältnisse zurück zu kehren, sie nicht auf das Innigste hätte betrüben sollen. Manche heiße Thräne war dieser Nothwendigkeit an dem Herzen der treuen Ober-Hofmeisterin geflossen, und es war zum Theil die mitleidige Rücksicht auf die schöne Betrübte, was diese bewogen, den Vorschlag eines kurzen Verweilens in Toul zu machen.

Der Prinzessin war der Gedanke, die Bekanntschaft ihres Verwandten bei dieser Gelegenheit wieder zu erneuern, so willkommen als tröstlich. Sie glaubte von seiner Einsicht und seinem Rath sich einigen Beistand in der bedrängten Lage, der sie wieder entgegen ging, versprechen zu können, indem sein Stand und die hohe Würde, die er bekleidete, ihr zu dem Entschlusse Muth einflößten, sich ihm hierüber zu entdecken, sobald nur die Scheu des ersten Fremdseyns würde überwunden seyn. Ach, sie hatte ja so manche Sorge über die Lage ihres Vaterlandes auf dem Herzen, welche sie in eine vertraute Brust niederzulegen sich sehnte, und wo konnte sie besser darüber Beruhigung zu finden hoffen, als bei einem so nahen Verwandten und einem Geistlichen so hohen Ranges? — Als sie ihn jedoch bei der gottesdienstlichen Feier gesehen, hatte sein Anblick sie sonderbar verwirrt und über-

rascht. Seine jugendlich schöne Gestalt, sein edler Anstand, der trübe Ernst in seinen Zügen, welchen nur ein paar Mal der freudig erstaunte Blick, den er auf sie heftete, gleich einem Lichtstrahl erhellte, hatten ihre Theilnahme an ihm eben so sehr, als ihre mädchenhafte Schüchternheit, erhöht, und sie würde, als er nun endlich zu ihr eintrat, kaum ihre Befangenheit zu verbergen vermocht haben, wäre nicht auch in seinem Wesen der Ausdruck tiefer innerer Bewegung kund geworden. — Er erschien in einfacher schwarzer Kleidung, ohne alle andere Zeichen seines Standes und Ranges, und Claudia glaubte, indem sie ihn nun näher sah, trotz seines blühenden Ansehens, in seinen geistreichen Zügen den Spuren verborgenen Grams zu begegnen, eine Wahrnehmung, stets geeignet, den Regungen des Vertrauens den Weg zu bahnen. Bald fühlten auch Beide sich nicht mehr fremd, indem die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kindheit hier den ihr stets eigenthümlichen Zauber übte, Menschen, die lange getrennt waren, schnell wieder einander näher zu bringen. — Prinz Franz und Claudia hielten nach einer stundenlangen Unterhaltung einander so traulich bei der Hand, als da sie noch als glückliche Kinder zwischen den Blumen-Beeten des Schloßgartens von Nancy umher sprangen, und die Erinnerung an diese frohe Zeit, an ihre Freuden und

Leiden, die der Erwachsene belächelt, hatte Beider Wangen mit höherem Purpur gefärbt und glänzte in ihren beseelten Blicken. Ernster wendete sich nun ihr Gespräch zu der Gegenwart, der trüben Lage des Vaterlandes und Beider Lebensverhältnisse. Frau von Beaulieu, der freien Mittheilung über diese Gegenstände unter so nahen Verwandten keinen Zwang anzuthun, vielleicht auch in der Absicht, ihren Herzens-Regungen freieres Spiel zu lassen, hatte sich entfernt. — Franz war seit der französischen Eindrängung außer allem Zusammenhange mit dem Hofe zu Nancy, aber er war dennoch sehr genau von der dortigen Lage der Dinge unterrichtet, und sprach mit tiefem Unwillen von der unwürdigen Stellung seines Bruders gegen Serincourt und des Letztern täglich steigender Anmaßung, wobei sogar Claudiens drückende Verhältnisse ihm nicht unbekannt zu seyn schienen. Auch sie barg den Widerwillen nicht, womit sie aus dem Asyl der Freundschaft und Frömmigkeit wieder in jene unangenehmen Umgebungen zurück kehre, welches Geständniß der Prinz mit tiefer Bewegung zu hören schien. Sein Auge ruhte unverwandt auf den sprechenden Zügen, welche, wie in einem Spiegel, die lebhaften Regungen der Vaterlandsliebe und eines edlen gekränkten Stolzes zurück strahlten; Empfindungen, die den seinigen so verwandt, so sehr mit Allem überein-

stimmten, was sein Gemüth erfüllte. War es denn zu verwundern, wenn er sich ohne Widerstand dem Zauber eines solchen Einklanges hingab, und wenn auf diese Weise aus dem Ceremonie-Besuch ein zweistündiges, sehr vertrautes Beisammenseyn wurde, in welchem Beiden ein neues, niegekanntes und ungeahntes Daseyn aufging? Nichts nähert zwei Herzen so schnell, als die gemeinsame Begeisterung für ein großes Interesse. Wem dürfte es daher unbegreiflich scheinen, daß solche, hier mit Natur und Jugend im Bunde, zwei gefühlvolle Seelen schnell vereinte und zu einem Bündnisse für das Leben, allen Hindernissen zum Trotz, schnell und unauflöslich verknüpfte, welchem, so viel war Beiden klar, nur schnelles Handeln glückbringend seyn konnte.

Als der Prinz sich endlich entfernte, fand er im Vorzimmer seinen Kammerherrn Beaulieu in eifriger Unterhaltung mit dem Haus-Capellan, dem Pater Seraphin, dessen lauernde Mienen, so wie seine, der Thür so nahe als möglich genommene Stellung nicht übel die Absicht anzudeuten schienen, er habe etwas von der Unterhaltung seines Fürsten mit der Prinzessin zu erlauschen gesucht. Der Prinz, dieses ahnend, fuhr mit einiger Heftigkeit auf den ehrfurchtsvoll Zurücktretenden zu, und rief: „Was macht Ihr hier?" — „Ich kam" — erwiederte der Geistliche mit gleichgültigem Tone und einer tiefen

Verneigung — „der Durchlauchtigen Muhme meines gnädigsten Herrn die schuldige Aufwartung zu machen!“ — „Unmittelbar nach Euch, gnädiger Herr“ — fiel Beaulieu spottend ein — „sah ich den Pater Seraphin den Weg zu der Prinzessin nehmen, und höchst ungeduldig, ihr gleich nach Euch die Aufwartung zu machen, war es mir nicht möglich, ihn hier von der Thür zu verdrängen, wo er, um der Erste zu seyn, welcher bei ihr einträte, gleich Posto gefaßt hatte.“ — „Nun wohl denn, Beaulieu!“ erwiederte der Prinz, den Kammerherrn vertraulich anlächelnd — „die Geduld des Paters ist auf eine lange Probe gestellt; eilt denn, ihn bei der Prinzessin einzuführen. Doch wünsch' ich Euch Beide bald bei mir zu sehen, indem ich wegen eines Festes, welches ich meiner Muhme auf meinem Landsitz zu geben gedenke, mich mit Euch besprechen will!“ — Er verließ bei diesen Worten rasch das Vorgemach, während Beaulieu, den Wink befolgend, statt seinen Gebieter zu begleiten, sich an den Pater schloß und bald darauf mit demselben zu der Prinzessin eintrat.

Die Aufwartung war nur kurz, kürzer noch die Berathung des Prinzen mit Beiden, das Fest betreffend, und einige allgemeine Anordnungen ausgenommen, fand sich für den guten Pater hierbei am wenigsten zu besorgen. Er empfing indessen diese

unbedeutenden Aufträge mit der nämlichen ehrerbietigen Aufmerksamkeit, als ob sie von der größesten Wichtigkeit wären, und pries am Schlusse das Glück und die Annehmlichkeit der Blutsverwandtschaft, welche auch Personen des geistlichen Standes Gelegenheit gebe, sich vertraulicher Umgangs-Verhältnisse zu erfreuen, die sonst durch ihre Lage ihnen versagt blieben, und überdies jeden Anstoß hinweg räumen, welchen außerdem, zum Beispiel im gegenwärtigen Fall, eine Dame nehmen würde, am Hofe eines so jungen geistlichen Fürsten zu verweilen.

Es bedurfte hier aller Rücksicht, welche der Prinz für den Pater, der sein Jugendlehrer gewesen, hegte, zusammt der Macht der Gewohnheit, um eine zornige Aufwallung des Erstern bei dieser hämischen Glosse zu unterdrücken. Er begnügte sich jedoch, ihn mit finsterer Miene zu verabschieden, worauf er sich mit Beaulieu in sein Kabinet begab und mehrere Stunden hindurch, für alle Welt unzugänglich, mit demselben eingeschlossen blieb.

In der Frühe des folgenden Morgens waren auf dem Lustschlosse des Prinzen in Lucey, welches eine Stunde etwa von Toul gelegen, viele Hände geschäftig, um Vorbereitungen zu dem glänzendsten und geschmackvollsten Feste zu treffen, welches man in jener Gegend erlebt zu haben sich erinnern konnte. Der ganze benachbarte Adel sollte es durch seine

Gegenwart verherrlichen, und festlich gekleidete Landleute zogen in Schaaren herbei, um die Tochter und Schwester ihrer Landesfürsten in der Nähe zu schauen. Herr von Beaulieu betrieb mit unermüdlichem Eifer die Anordnungen; er wußte Alles, was die Anlagen des Schlosses und seiner Gärten darboten, auf das Sinnreichste durch Geschmack und Erfindungsgabe zu verschönern und zu allerlei artigen Ueberraschungen zu benutzen. Er vertrat auch bei dem Empfange der nach und nach sich versammelnden Gäste die Stelle seines Fürsten, denn dieser hatte es sich vorbehalten, seine schöne Muhme selbst auf sein Lustschloß hinaus zu geleiten. — Dem Pater Seraphin war, nach der Bestimmung des Prinzen, für heute das Amt der Schlüssel auferlegt, und er waltete nicht ohne einen Ausdruck heimlichen Verdrusses in den unfreundlichen Zügen über die reichen Vorräthe des Hauses und die Spenden des wohlversehenen Weinkellers.

In gespannter Erwartung harrten die zahlreich versammelten Gäste der Königin des Festes, und Aller Blicke waren voll Neugierde auf die breite Allee von uralten Linden geheftet, die auf das Schloß zuführte, als man endlich die vergoldete Sänfte in der Ferne bemerkte. Es war ein reizender Anblick, als diese allmälig näher kam, und die hellen Streiflichter des sonnigen Herbsttages, zwischen den tiefen

Baumschatten hindurch, auf die reiche Sänfte und das darin sitzende anmuthige Frauenbild fielen, dessen Lieblichkeit alle Pracht des erlesensten Putzes überstrahlte. Ihr zur Seite ritt auf einem schönen stolzen Thier der Prinz Cardinal, unablässig bemüht, seinen schönen Gast zu unterhalten, ob auch die unruhige Bewegung seines ungeduldigen Rosses dies einigermaßen erschweren mochte, und es blieb zweifelhaft, ob der wohlgefällige heitere Ausdruck in den Mienen der Prinzessin mehr der Wohlgestalt des tadellosen Reiters und dessen ritterlichem Anstande oder dem Vergnügen an seiner ohne Zweifel wohlgewählten Unterhaltung gelte. Er war heute durchaus weltlich, obwohl in edler Einfachheit nur schwarz mit Gold verziert, gekleidet; aber die geschmackvolle Pracht dieses Anzugs, welcher den Adel seiner Gestalt und Haltung auf's Vortheilhafteste erscheinen ließ, seine Gewandtheit und Sicherheit zu Pferde dienten für den Augenblick, die Erinnerung an den Stand, welchem er eigentlich angehörte, vergessen zu machen. Als er, indem die Sänfte sich langsam näherte, rasch voraus sprengte und, sich behend vom Pferde schwingend, sie am Eingangsthor erwartete; als die Prinzessin ihm nun mit süßem Lächeln die Hand reichte, und, von ihm geleitet, die breiten Marmorstufen hinauf schwebte, da klang es fast in jeder Brust: Welch schönes Paar! und ein

Seufzer des Bedauerns, daß es so nicht seyn könne, folgte diesem Empfinden.

Die Stunden waren unter vielfachen Genüssen und freudvollen Ueberraschungen entflohen. Der Abend breitete schon seine Schleier über die Gärten und Haine des angenehmen Landsitzes, und die einbrechende Dunkelheit, den Freuden des Mahles ein Ziel setzend, ward zum Signal eines mit ihr erst beginnenden Vergnügens und neuer Lust. — Unzählige buntfarbige Lampen erhellten die Hauptgänge des Gartens, während die entlegneren Theile desselben, durch einzelne künstlich angebrachte Lichter nur mit sanftem Dämmerschein beleuchtet, nicht minder reizende Spaziergänge darboten. Flöten und Geigen, die dort ertönten, lockten die jüngere Welt zum Tanz auf schönen Rasenplätzen, während in Laub-Nischen die Tische mit erlesenem Obst und andern Erfrischungen prangten. — In dem stilleren Theile des Gartens sah man allmälig Diejenigen sich zerstreuen, die, vom Geräusch des Festes bereits ermüdet, Erholung suchten, oder, in ungestörter Mittheilung mit einigen Vertrauten, nach den Freuden der Tafel die liebliche Kühle des Abends genießen wollten. Mehrere von den jungen Edelleuten der Gesellschaft waren für sich und ihre Damen auf artige Maskentrachten bedacht gewesen, worin sie, ihre Anzüge schnell wechselnd, im Garten erschienen

und allerlei fein ersonnene Ueberraschungen für die Prinzessin aufführten. Prinz Franz, sich schnell mit Beaulieu besprechend, beschloß, ihnen den Scherz zurück zu geben; er beredete auch die Prinzessin, ein Gleiches zu thun, so daß Beide bald darauf in der Kleidung gewöhnlicher Landleute sich unter die Tanzenden mischten, welches zu allerlei scherzhaften Complimenten und wahren oder verstellten Verwechselungen Veranlassung gab.

Die Lust und das Vergnügen des Abends hatten auf diese Weise den höchsten Gipfel erreicht, und schon suchten Einzelne, von seinem Rausch gesättigt, sich allmälig davon zurückzuziehen, während man einsame Paare die Stille der entlegenen Gänge aufsuchen sah, und so das verschwiegene Dunkel der Gebüsche Zeuge mancher zärtlichen Schwüre und vertraulichen Mittheilungen wurde. — Seit Stunden irrte auch in des Gartens entferntesten Windungen ein trüber Gast umher, dessen ungesellige Laune ihn längst aus dem Lärmen und Geräusch des Festes hinweg gescheucht haben würde, wenn nicht Veranlassungen anderer Art ihn bewogen hätten, diese Einsamkeit aufzusuchen. Es war Pater Seraphin, der einen Vertrauten hierher beschieden, um ungestört und unbelauscht wichtige Eröffnungen mit ihm auszutauschen, und der verdrüßlich, ihn nirgends anzutreffen und von vergeblichem Suchen ermüdet,

noch einmal die bezeichnete Stelle in der äußersten Grenze des Parks umschlich. Indem er sich derselben näherte, glaubte er plötzlich in seiner Nähe, obgleich nach einer andern Richtung hin, als der er nachging, ein leichtes Geräusch wie von flüsternden Stimmen zu vernehmen. Er näherte sich behutsam, mit leise auftretendem Fuß, und indem er so geräuschlos als möglich die nächsten Gebüsche zurück bog, sah er auf einer ihm wohlbekannten, unter Hängebirken und Platanen versteckten Gartenbank ein Pärchen sitzen, das in traulichem Liebesgeplauder vertieft schien und augenscheinlich diesen heimlichen entlegenen Platz aufgesucht hatte, um ungestört von dem Geräusch der Menge ein Weilchen zu kosen. Obwohl ein Liebesverständniß für den Pater eigentlich von sehr wenigem Interesse seyn konnte, so wußte er doch aus Erfahrung zu gut, daß ein Geheimniß sehr oft der Schlüssel zu mehreren sey, als daß er hätte verschmähen sollen, in Eines einzudringen, welches sich ihm so ganz von selbst darbot. Er suchte daher so vorsichtig als möglich noch etwas näher zu kommen, um zu erfahren, wer die Personen eigentlich seyen, die hier Arm in Arm geschlungen saßen und in traulichem Gespräch vertieft waren, die aber ruhiger und ernster zu seyn schienen, als sich von Verliebten, die ein so einsames Versteck aufgesucht, erwarten ließ. — Aber es war nicht

möglich, sie zu erkennen, denn sie saßen mit dem Rücken gegen ihn gewendet, und sprachen so leise, daß, wie sehr der Pater sich auch anstrengte, es ihm doch nicht gelang, etwas zu erlauschen. Sonderbar war es dabei, daß Beide die Kleidung gewöhnlicher Landleute trugen, und die Dame über das kleine blumengeschmückte Bauerhütchen noch einen dichten Schleier geworfen hatte, der verhinderte, sie zu erkennen, wenn dies bei der Dunkelheit nicht ohnehin unmöglich gewesen wäre; und da der Maskenscherz dem Pater unbekannt geblieben, so trug diese Verkleidung des Paares noch mehr dazu bei, die Neugier des Ersteren anzuregen und ihn auf die Ergründung dieser Heimlichkeit eifriger zu machen. Nicht lange, so erhoben sich Beide, und der Pater konnte von dem schlanken Wuchs der Dame doch, trotz der Dunkelheit, so viel unterscheiden, daß ihm gewiß wurde, sie und ihr Begleiter gehörten nicht zu der Klasse der Landleute, deren Kleidung sie trugen. Sie hatte den Kopf, wie in zärtlicher Bekümmerniß, an die Brust des Jünglings gelehnt, der, sie mit beiden Armen umschlingend, auf's Innigste sie an sich drückte. Dann, an ihm empor schauend, sagte sie mit leiser Stimme einige Worte, wovon jedoch der Pater Seraphin nur das letzte „Zukunft" verstand. „Wie?" — erwiederte der Jüngling — „eine Zukunft voll Liebe, voll des un-

gestörtesten Besitzes, diese darf mein süßes Herz nicht ängstigen!" — Diese Worte, im Drange des rasch überströmenden Gefühls nicht ganz so leise gesprochen, als alles Vorhergehende, däuchten dem Pater den Klang einer bekannten Stimme zu verrathen, welche die sonderbarste Ahnung in ihm weckte. Aber da die Liebenden sich schon um einige Schritte entfernt hatten, so blieb es unmöglich, noch ein Wort ihres Gesprächs aufzufangen. — Doch der Zufall, immer bereit, sich Liebenden hülfreich oder verrätherisch zu beweisen, übte auch diesmal seine Macht und ließ den Hut des jungen Mannes an einem tief herab gebogenen Baumzweig hängen bleiben und durch einen matten, gerade auf sein Haupt fallenden Dämmerschein entdeckte der erschrockene Pater auf demselben das Kennzeichen des geistlichen Standes. Die Wallung des Augenblicks trieb den schwer geärgerten Mentor fast zu dem Versuche, seinen Zögling, denn diesen mußte er in dem Liebhaber erkennen, mit Gewalt von dem Arm der Dame zu reißen; doch ein kurzes Nachdenken reichte hin, seinen Entschluß anders zu bestimmen, und er begnügte sich, dem Paare auf einem Seitenwege unvermerkt nachzuschleichen, bis Beide am Ende des Ganges in der Nähe vor einem der Wirthschafts-Gebäude des Schlosses stehen blieben. Hier hielten sie einander nochmals wie zum Abschied umschlungen; dann, sich sei-

nem Arm entwindend, flüsterte die Dame mit bewegter zitternder Stimme: „Mitternacht! es wird Alles bereit seyn!" — „Mitternacht!" wiederholte der Liebende im Ton des höchsten Entzückens — „selige Morgenstunde meines Glücks!" und schaute noch einen Moment der rasch Forteilenden nach, die gleich darauf in einer der offenen Thüren verschwand; auch er, sich schnell nach einer andern Seite wendend, enteilte nun den Blicken des Paters.

Die fröhliche Maskenlust dauerte noch fort, als man die Prinzessin Claudia wieder in ihrem früheren Fest-Anzug, an dem Arm ihrer Ober-Hofmeisterin, der Frau von Beaulieu, mitten in dem Kreise der Ersten und Vornehmsten der Gesellschaft erblickte. Sie unterhielt sich mit ihnen in der geistvollen Lebhaftigkeit, die man während des ganzen Tages an ihr zu bewundern Gelegenheit gehabt; doch ließ ein leichtes Ermatten in ihren schönen Mienen und der schwermüthige Ausdruck ihres Blickes wohl ahnen, daß sie ermüdet sey und heimzukehren wünsche. Der zartsinnige Prinz mochte daher, als bald darauf dieser Wunsch zur Ausführung kam, nur mit leichtem Andringen zu widerstehen wagen. Dann aber, der gewohnten ehrerbietigen Rücksicht sich fügend, leitete er, gefolgt von den vornehmsten Edelleuten der Gesellschaft, die Prinzessin zu der im Schloßhof schon harrenden Sänfte, welche, da Claudia seine persön-

liche Begleitung für diesmal verbeten hatte, umringt von einer zahlreichen Dienerschaft zu Fuß und zu Pferde, mit Fackeln, bald darauf aus der Gesichtsnähe des Schlosses verschwand.

Nach dem Scheiden der Prinzessin entzogen sich der Gesellschaft auch diejenigen Gäste, deren Rang ihre frühere Entfernung nicht würde unbemerkt gelassen haben, und der Prinz glaubte bei den noch Zurückbleibenden für seine eigene Entfernung um so eher Entschuldigung zu finden, als er hierdurch seinen Wunsch, dem allgemeinen Vergnügen auf keine Weise Zwang anzuthun, zu erkennen gab. Er beauftragte daher einen seiner Cavaliere, bei den noch anwesenden Gästen, so lange es ihnen gefallen würde, zu verweilen, seine Stelle zu vertreten, und begab sich, von Beaulieu begleitet, in aller Stille auf den Rückweg nach Toul, heimlich gegen diesen triumphirend, daß es so gut gelungen sey, die Aufmerksamkeit des Paters Seraphin während des ganzen Abends zu beschäftigen, und seinen Späherblick von der Lust des Festes und Allem, was ihm dabei verborgen bleiben sollte, entfernt zu halten.

Mitternacht nahte bereits und tiefe Stille herrschte in den Straßen und auf dem Marktplatz zu Toul, an welchem das Haus lag, worin die Prinzessin Claudia ihre Wohnung genommen, und das einem Verwandten der Frau von Beaulieu gehörte, der ihr

dasselbe für die Zeit ihres Aufenthalts in Toul überlassen. Auch hier war schon Alles dunkel, bis auf die Zimmer der Frau von Beaulieu, wo noch ein schwacher Lichtschein durch die Stäbe der herabgelassenen Jalousieen dämmerte; bald indeß sah man auch diesen schwächer werden und endlich ganz verschwinden, als ein Zeichen, daß Alle zur Ruhe gegangen. — Im Innern des Hauses war es ganz anders; die Ober-Hofmeisterin waltete um diese Stunde in ihren Gemächern mit ganz besonderer ängstlicher Geschäftigkeit. Zwar die ganze Dienerschaft war bereits dem Schlafe in den Arm gesunken, nur eine vertraute Kammerfrau wachte mit ihrer Gebieterin und bemühte sich, sobald sie alle andern Diener sicher entfernt wußte, die Fenster des Gemaches mit dicken Tüchern sorgfältig zu verhängen, so daß kein Lichtstrahl von außen mehr bemerkt werden konnte. Als dies geschehen, eilte sie, die Reise-Toilette ihrer Gebieterin mitten in das Zimmer zu rücken und sie mit einem weißen Tafeltuch so zu überkleiden, daß sie dadurch das Ansehen eines Bet-Altars bekam. Die Kammerfrau setzte dann mitten auf denselben ein Cruzifix, ein reiches Reliquien-Kästchen und zwei Armleuchter, deren Kerzen nun angezündet wurden, und ein rothsammetner Betschemel zu den Füßen vollendete das Ganze dieser Veranstaltung. Nachdem Alles fertig war,

öffnete sie mit leiser Hand eine Tapetenthür, welche in einen dunklen Gang führte, und bald darauf traten mit vorsichtigen Schritten zwei Männer in weite Mäntel gehüllt herein, denen noch ein Dritter, dessen Kleidung einen Weltgeistlichen in ihm erkennen ließ, mit einiger Schüchternheit folgte. Der Jüngere der beiden Männer musterte glühenden Blickes die im Zimmer getroffenen Anstalten, während seine sprechenden Augen zu gleicher Zeit nach einem andern abwesenden Gegenstande mit Ungeduld zu fragen schienen. Nicht lange, so öffnete sich die Thür von dem Schlafzimmer der Ober-Hofmeisterin, und die reizendste aller Erscheinungen ward in ihr sichtbar. Es war die holde Claudia selbst, im bräutlichen Schmucke, deren zögernder Fuß nicht ohne die letzten Regungen eines inneren Kampfes über die Schwelle trat. Ein blendendes Gewand von weißer Seide umfloß die tadelfreien Formen; der golddurchwirkte Schleier hüllte Nacken und Schultern in seine durchsichtige Dämmerung; zwischen die goldene Lockenfülle aber, deren reizende Nachlässigkeit von einer für die Beschäftigung mit der Toilette allzu bewegten Stimmung zeugte, schlang sich, als Sinnbild zärtlicher und wechselloser Liebe, ein blühender Orangenzweig. Eine werthvolle Perlenschnur vollendete als einziger Schmuck die fürstliche Einfachheit dieses Brautputzes, in welchem die Braut, durch die wech-

selnden Regungen der Liebe, der Besorgniß, holder Scham und edlen Selbstgefühls verschönert, nur um so reizender erschien. Prinz Franz — denn dieser war der junge Mann, den wir zuvor eintreten sahen — als er den Gegenstand seiner Zärtlichkeit erblickte, warf den verhüllenden Mantel zurück, und eilte mit ausgebreiteten Armen der Eintretenden entgegen; dann aber, ihr in zarter und ehrfurchtsvoller Liebe huldigend, sank er zu ihren Füßen. — Während nun die Liebenden einander sagten, was die bewegten Herzen erfüllte, waren Frau von Beaulieu und ihr Sohn, der Begleiter des Prinzen, zu dem Geistlichen getreten, der noch immer ziemlich befangen an der Thür stand. „Eilet, ehrwürdiger Herr!" sagte Beaulieu zu ihm — „das heilige Werk zu beginnen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Zu Eurer vorläufigen Flucht ist Alles, wie Ihr gewünscht, veranstaltet, und dieses" — indem er eine reiche Geldbörse in seine Hand legte — „wird dienen, Euren Aufenthalt in einem fremden Lande so lange zu erleichtern, bis der Prinz im Stande ist, für Euch auf angemessenere Weise zu sorgen!" — „Ich danke Euch!" erwiederte der Geistliche; „doch nehmt noch einmal die Versicherung, daß nicht Euer Gold, sondern die Ueberzeugung, Gott, meinem Vaterlande und der guten Sache mit Dem, was ich jetzt beginnen werde, einen Dienst zu thun, mich bewogen,

meinem Fürsten willfährig zu seyn!“ — Er trat bei diesen Worten an den Altar, während Beaulieu dem fürstlichen Brautpaar meldete, daß Alles bereit sey. Aber der Prinz näherte sich jetzt allein dem Altar und übergab eine Schrift an Beaulieu, mit dem Befehl, sie in der nächsten Stunde durch einen Eilboten an den heiligen Vater zu senden. Sie enthielt, wie er selbst mit kurzen Worten erläuterte, die förmliche Niederlegung seiner geistlichen Würden, nebst den Gründen, die ihn bewogen, diesen Schritt zu thun, und welche in einer zum geistlichen Beruf durchaus sich nicht hinneigenden Natur-Anlage, deren Richtung, als man ihn im Kindes-Alter für diesen Beruf bestimmt, er sich auf keine Weise bewußt gewesen, so wie in der bedenklichen Lage seines Vaterlandes bestanden. — „Und nun, theure Claudia!“ sprach er, sich wieder zu der Prinzessin wendend, „ist es ein freier Mann, der Kirche durch keine Bande mehr verpflichtet, und ein geborner Fürst, der Euch die Hand zum Wege durch das Leben bietet, und bereit ist, am Altar Euch ewige Treue zu schwören!“ — Die holde Claudia legte mild, durch Thränen lächelnd, statt aller Antwort ihre Hand in seine dargebotene Rechte, indem sie neben ihn an den Altar trat, und der Geistliche begann sein Amt zu verrichten.

Die heilige Handlung war vorüber; das neu-verbundene Paar lag noch Hand in Hand vereint im gemeinsamen Gebet, zu den Füßen des Altars, nicht ahnend, wie nahe ihnen schon die Prüfung, die ihren Muth und ihre Treue bewähren sollte, als ein heftiger Lärm an der äußern Thür des Vorgemaches die feierliche Stille unterbrach. Kaum hatten der Prinz und Beaulieu, Verrath fürchtend, Zeit, nach ihren Waffen zu greifen, als die Thürflügel aufsprangen und französische Soldaten, von einem Offizier angeführt, sich herein drängten. Vergebens rief der Prinz ihnen zu, sich auf der Stelle zu entfernen; der Anführer verbeugte sich tief und mit französischer Artigkeit bedauernd, daß ein noch höherer Wille ihn zwinge, sich gewaltsam und unfreundlich zu erweisen, zog er einen von dem regierenden Herzog eigenhändig unterzeichneten Befehl hervor, laut welchem ihm aufgetragen war, sich des Prinzen Franz und der Prinzessin Claudia, wo er sie finden würde, zu bemächtigen und Beide unter sicherer Bedeckung nach Nancy zu führen. „Versucht es nicht, gnädigster Herr!" setzte er hinzu, „Widerstand zu leisten, es würde vergeblich seyn, denn dieses Haus ist von meinen Leuten umringt und kein Entkommen möglich; Gewaltthätigkeit aber würde nur Eure Lage und die der Prinzessin erschweren!" — Claudia hatte sich unterdeß von dem

ersten Schrecken erholt, sie trat dicht neben den Prinzen und sagte, dem Offizier muthvoll in's Gesicht schauend: „Ihr kommt zu spät, mein Herr, wenn Ihr, wie ich vermuthe, gesendet worden, um unser Vorhaben zu verhindern: denn wisset, wir sind so eben durch das heilige Sakrament der Ehe unzertrennlich verbunden, und nichts vermag mich hinfort von diesem meinem Gemahl zu scheiden, als der Tod!" — Sie schlang bei diesen Worten den schönen Arm um den Hals des Prinzen, der, für den Augenblick nichts als sein Glück empfindend, sie an sein Herz zog. Der Offizier biß sich verlegen in die Lippen und schaute zweifelhaften Blickes auf die Gruppe, dann auf die noch im Zimmer vorhandenen heiligen Geräthschaften, welche den Worten der Prinzessin zur Bestätigung dienten. Als nun aber auch der Geistliche vortrat, und, mit großer Freimüthigkeit das Nämliche versichernd, sich selbst zum Gefangenen darbot, da konnte ihm kein Zweifel mehr an der Wahrheit des Vorganges übrig bleiben, und er sagte, seinen Verdruß bemeisternd: „So bin ich freilich zu spät gekommen, um ein großes Vergehen zu verhindern, welches noch schlimme Folgen genug über Eure Hoheiten bringen wird. Indeß kann mich das nicht hindern, meinen Auftrag zu erfüllen, und Ihr, gnädigste Frau, so wie Ihr, Herr Cardinal, werdet Euch weiter nicht weigern,

Euch von mir nach Nancy führen zu lassen, indem ja doch" — er blickte hierbei mit verständlicher Andeutung auf seine wohlbewaffnete Schaar — „jeder Widerstand vergeblich seyn würde."

Allerdings würde er das gewesen seyn; denn ob auch, durch den Lärmen ermuntert, die Dienerschaft der Frau von Beaulieu sich versammelt hatte, so wäre sie doch viel zu schwach gewesen, um gegen die weit überlegene Anzahl der Soldaten etwas zu wagen. Der Prinz aber war ohne alle andere Begleitung, als des Herrn von Beaulieu, in das Haus gekommen, und wie sehr auch Beide vor Begierde brannten, sich mit ihren Unterdrückern zu messen, so mußte doch die Rücksicht auf die Lage der Prinzessin, welche nur dadurch verschlimmert werden konnte, sie bewegen, sich lieber dem Unvermeidlichen zu unterwerfen. — Das geschah denn auch; die Liebenden schwuren einander in einer kurzen Umarmung nochmals Treue und unerschütterliche Ausdauer, und trennten sich dann, ohne ihren Feinden das Schauspiel ohnmächtigen Schmerzes gegeben zu haben. Der Prinz bestieg in der Begleitug des Offiziers und starker Bedeckung einen schon bereit stehenden Wagen, und ihm folgte auf der Straße nach Nancy, kaum eine halbe Stunde später, ein zweiter mit der Prinzessin und ihrer Ober-Hofmeisterin, während Beaulieu unter scharfer Bewachung in Toul zurück-

blieb. Kaum aber war am nächsten Morgen das Ereigniß kund, als die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksal des interessanten Fürstenpaares und die Besorgniß über das ihnen bevorstehende Loos sich allgemein aussprach; der Haß gegen die französische Oberherrschaft, auf deren Rechnung man allein die Verhaftnehmung des Prinzen setzte, schärfte sich noch mehr an dieser Gewaltthätigkeit. Nur ein finsteres Gemüth gab es in Toul, in welchem die Freude über das Gelingen des bösen Werks noch dem Verdrusse über dessen mißlungene Hälfte die Wage hielt; es war Pater Seraphin, von dessen thätiger Mitwirkung es zum Theil ausgegangen war. Unfähig, den Werth persönlicher Anhänglichkeit zu schätzen, war er längst schon gegen den Prinzen, von dem er schnellere Beförderung zu höheren geistlichen Würden erwartet hatte, erbittert. Das Geld des französischen Befehlshabers, dem des Prinzen Freiheitssinn und seine Abneigung gegen den geistlichen Stand immer verdächtig gewesen war, hatte den Pater insgeheim zum Spion geworben, und jede Aeußerung des Prinzen, jede seiner Handlungen ward von ihm an den Hof nach Nancy berichtet, wo Graf Serincourt längst mehr als selbst der Herzog regierte.

Seine Leidenschaft für die Prinzessin Claudia, deren Zurückberufung nach Nancy ebenfalls Serin-

court's Werk war, hatte diesen bewogen, ihr verkleidet entgegen zu reisen, theils um sie besser zu bewachen, theils um zu sehen, ob es ihm gelingen möchte, ihr durch Ueberraschung vielleicht zu nahen. So war er mit ihr zugleich in Toul, und Niemand anders als er selbst war es gewesen, mit welchem Pater Seraphin jene Zusammenkunft im Garten des Schlosses hielt, wo er von dem, ihm bereits offenbar gewordenen Einverständniß der Liebenden ihn benachrichtigen und die dagegen zu nehmenden Maaßregeln mit ihm besprechen wollte. Was Beiden der Zufall hier kund werden ließ, diente dazu, sie über des Prinzen Wünsche und Absichten in's Klare zu setzen, und es galt nun, solche um jeden Preis zu vereiteln. Graf Serincourt hatte durch List sich offene, von dem schwachen Herzog unterschriebene Befehle zu verschaffen gewußt, um in vorkommenden Fällen, zu Verhaftung verdächtiger Personen und Gelderpressungen, davon Gebrauch zu machen. Ein solcher mußte dienen, sich der Person des Prinzen und Claudiens bei der nächtlichen Zusammenkunft zu versichern, deren eigentlichen Zweck man zwar ahnte, ohne jedoch zu vermuthen, daß der Prinz seine Maaßregeln so schnell und sicher würde genommen haben. Serincourt, die Ausführung dieses Unternehmens dem Pater überlassend, war indessen nach Nancy vorausgereist, um am

dortigen Hofe den gehörigen Lärm über die beabsichtigte Vermählung des Prinzen zu veranlassen, und nach Paris darüber zu berichten; denn daß es damit wirklich zur Ausführung gekommen, fiel ihm nicht ein zu glauben, und er sah aus diesem Grunde mit innerlichem Triumphe in der Unbesonnenheit, deren nach seiner Ansicht der Prinz sich schuldig gemacht, nur ein Beförderungsmittel mehr, die Plane seines Hofes sowohl als seine eigenen zu erreichen.

Das gefangene Paar fand zu Nancy eine härtere Haft, als ihm anfänglich mochte zugedacht seyn; denn die Nachricht von der vollzogenen Trauung hatte die Lage der Sachen bedeutend verändert. Man brachte den Prinzen in ein wohlverwahrtes Gemach in dem entlegensten Theil des Schlosses; er wurde streng bewacht und alle Mittel, sich mit dem Herzog zu verständigen, oder sich zur Führung seiner Sache an den päpstlichen Hof zu wenden, blieben ihm unerbittlich versagt, so oft und dringend er auch auf dieser Forderung bestand. — Mit etwas weniger Strenge war die Gefangenschaft der schönen Claudia in einem entgegengesetzten Flügel des Schlosses angeordnet. Man hatte sie sogleich von der Ober-Hofmeisterin getrennt, welche auf ein entferntes Landgut verwiesen und dort unter Aufsicht gehalten wurde. Claudia aber bewohnte ein paar leidliche Zimmer, die wenigstens eine Aussicht in das Freie

gestatteten, wenn ihr auch nicht vergönnt war, die Schwelle derselben zu überschreiten. Ihr waren zwei Kammermädchen und ein Page zur Bedienung gegeben, und auch an allerlei kleinen Genüssen, woran sie gewöhnt, uud die den Zustand einer Gefangenen in etwas erträglicher machen konnten, fehlte es nicht ganz. Man erlaubte ihr zu sticken und Gesang und Lautenspiel zu üben; täglich schmückten frische Blumen ihre Gemächer und erlesene Früchte ihren Nachtisch, und Graf Serincourt wußte geschickt sich das Ansehen zu geben, als ob alle diese kleinen Erleichterungen sein Werk, ihm nur von seinem gefühlvollen Herzen diktirt und auf die Gefahr schwerer Ahndung ihr von ihm gewährt würden, da eigentlich eine weit strengere Behandlung ihm zur Pflicht gemacht worden sey. Mehr indeß noch, als die Beraubung der Freiheit und als jene ihr tiefverhaßte Theilnahme, womit Serincourt sie unausgesetzt quälte, beunruhigte die Liebende die gänzliche Unwissenheit über die Lage des theuren Gemahls und seinen Zustand, indem es ihr auf keine Weise gelang, auch nur das Geringste davon in Erfahrung zu bringen. Ein bedenkliches Verstummen, ein mitleidiges Achselzucken war die Antwort ihrer Umgebungen sowohl als der Abgesandten Serincourt's auf ihre dringendsten Fragen, und selbst das Schwesterherz schien sich ihr verschlossen zu haben. Denn obwohl sie sich schriftlich

an Maria gewendet und auch einige Zuschriften von ihr erhalten hatte, so herrschte doch in diesen eine erzwungene Kälte. Des Prinzen und seiner Lage, so wie der Haupt-Angelegenheiten des gefangenen Paares, wurde nie erwähnt; statt dessen enthielten sie fromme Ermahnungen zur Buße schwerer Schuld und großer Vergehungen, in denen Claudia versteckte Hindeutungen auf den Wunsch, sie möge das Klosterleben erwählen, wahrzunehmen glaubte, sich mithin bald überzeugte, daß sie der Hoffnung entsagen müsse, durch ihre Schwester eine freundliche Wendung ihres Schicksals herbeizuführen.

Wirklich hatte die von der französischen Partei gewonnene Geistlichkeit die fromme und etwas beschränkte Herzogin so sehr gegen Claudien einzunehmen gewußt, und das Vergehen, einen Geistlichen von so hohem Range zur Verletzung seiner Pflicht verleitet zu haben, mit so schwarzen Farben geschildert, daß sie in der Angst wegen des Seelenheils ihrer Schwester gern versprach, sich von aller Gemeinschaft mit derselben loszusagen, um diese dadurch um so eher zu dem Entschluß, ihre unbesonnene That in den Mauern eines Klosters abzubüßen, zu bewegen.

Zu mächtig war in jener Zeit die Einwirkung der Geistlichen auf die Gemüther, als daß es ihnen nicht hätte gelingen sollen, ähnliche Gesinnungen

und Ansichten über das bedauernswerthe Paar ziemlich allgemein zu verbreiten, und wenn auch mitunter ein gefühlvolles Herz, ein freidenkender Kopf es wagte, den edlen Prinzen und die zärtliche Claudia zu entschuldigen, wenn Vaterlandsfreunde auch hier und da, das Ränkespiel der französischen Machthaber durchschauend, den Prinzen im Herzen lobten, daß er es gewagt, einen Strich durch ihre Rechnung zu ziehen, so blieb doch solche Theilnahme zu ohnmächtig, und die einzelnen Stimmen vermochten nicht, durch das Geschrei der Menge zu dringen und ihre Partei zu verstärken. So schmachteten die Liebenden in fast gänzlicher Verlassenheit. Der französische Hof, in die Angelegenheiten des deutschen Krieges verwickelt und mit andern politischen Entwürfen beschäftigt, fand nicht gerathen, seine Einmischung in dieser Sache allzu lebhaft zu betreiben. Vielmehr glaubte man den Prinzen am sichersten durch die Länge seiner Haft zu ermüden und zu dem Entschluß zu bringen, in die vorzuschlagende Trennung von seiner Gemahlin zu willigen; wobei Serincourt insgeheim der Hoffnung Raum gab, die also gedemüthigte Prinzessin, welche nach diesem Vorgang ohnehin auf eine standesmäßige Verbindung kaum mehr rechnen könnte, würde, nachdem sie erst mit der Androhung des Klosters gehörig eingeschüchtert wäre, sich mit der Zeit entschließen, den Wünschen

eines Mannes Gehör zu geben, dem sie ihre Freiheit sammt jeder ihr in der Gefangenschaft zu Theil gewordenen Erleichterung würde zu verdanken haben. — Auch sollte während dem Alles aufgeboten werden, um auf die Stimmung der Prinzessin einzuwirken, ihr die Verbindung mit dem Prinzen als eine große kaum abzubüßende Sünde, ein ihren Ruf vor der Welt unwiederbringlich befleckendes Vergehen darzustellen, und so sie vielleicht zu dem Entschluß freiwilligen Entsagens hinzuleiten, welcher, sobald er von ihr zuerst ausging, nicht verfehlen konnte, die Standhaftigkeit ihres unglücklichen Gemahls auf das Aeußerste zu erschüttern.

Zeigten auch solche Bemühungen, bei der festen und freien Sinnesart der schönen Claudia und ihrer treuen Liebe, so gut als gar keinen Erfolg, so fühlte sie doch nicht minder schmerzlich die Leiden der Gefangenschaft, und das Weh der Sehnsucht, bei der gänzlichen Unwissenheit über die Lage des Geliebten. Wußte sie auch die Trauer ihrer Seele äußerlich, unter dem Anschein einer stolzen Fassung, vor ihren Umgebungen und den Abgesandten Serincourt's — welche derselbe täglich unter dem Vorwand scheinbarer Aufmerksamkeiten, eigentlich aber um ihre Stimmung zu erspähen, an sie schickte — zu verbergen, so machte doch ihr Gefühl in den nächtlichen Stunden sich oft in heißen Thränen

Luft, und strömte in den Klagen aus, womit sie in herzbewegenden Liedern ihr einsames Lautenspiel begleitete. Auch weckten diese endlich die Stimme des Mitgefühls in der Brust des jungen Pagen, der ihr zur Bedienung gegeben war, und er begann mit immer steigender Theilnahme auf die Seufzer seiner leidenden Gebieterin zu horchen und den Ausdruck tiefen Kummers in ihrem seelenvollen Auge und den sonst so blühenden Zügen zu beobachten.

Es war indeß Winter geworden. Das Unangenehme der Jahreszeit half noch die Qualen der Einsamkeit und die trübe Stimmung beider Gefangenen vermehren, deren Herzen nun oft in mancher Woche, wie ihre einsamen Zellen, kein freundlicher Sonnenstrahl mit neuem Hoffnungsschein erhellte. Wenn die Abgestorbenheit der Natur in der traurigen Jahreszeit für den Glücklichen den Reiz eines angenehmen Gegensatzes hat, so dient sie nur allzu sehr, den Kummer des Unglücklichen zu erhöhen und seinen Schmerz zu nähren; und wie die Tage immer trüber und kürzer, die Nächte immer länger und stürmischer wurden, schien dem gefangenen Paare jeder Hoffnungsstern, der ihnen bisher noch geleuchtet, sich immer mehr in dunkler Ungewißheit einer wolkenumhüllten Ferne zu verlieren.

Um diese Zeit schien auch Graf Serincourt in seinen Aufmerksamkeiten für Claudia, so wie in den Bemühungen, sie von ihrem Unrecht zu überzeugen,

merklich nachzulassen. War es ihr nun lieb, seiner lästigen Theilnahme überhoben zu seyn, so fühlte sie doch auch andererseits die völlige Gleichgültigkeit, womit man sie zu behandeln anfing, auf empfindliche Weise, indem der Widerstand, welchen sie täglich den Bemühungen ihrer Feinde entgegen zu setzen hatte, ihr noch immer das tröstliche Gefühl einer gewissen Thätigkeit gab. So wie diese nun unnütz wurde, so fehlte es der Energie ihres Geistes auch fast an jeder Anregung. Ihr Schicksal schien ihr völlig still zu stehen und es fehlte wenig, so versank sie in gänzliche Trostlosigkeit; eine Stimmung, welche ganz in Serincourt's Berechnung lag, und deren Erfolg er mit boshafter Schlauheit ruhig abzuwarten beschloß.

Nicht minder träge schlichen die trüben Wintertage dem Prinzen in seiner öden Einsamkeit vorüber. Ihm ward es nicht so gut, sich gegen die Bemühungen seiner Unterdrücker in einer Art von Kampf zu befinden; denn einige Versuche ausgenommen, die anfänglich gemacht wurden, ihn im Namen des Herzogs Carl zu einem reuevollen Schreiben an den Papst, mit der Bitte um Wieder-Auflösung der übereilt geschlossenen Ehe, zu bewegen, was er aber mit Beharrlichkeit verwarf, schien man sich weiter gar nicht um ihn zu bekümmern. Der französische Hof wollte, so wurde ihm vorgespiegelt, sich verwenden, seine Aussöhnung mit dem heiligen Vater

und die Sicherstellung seiner künftigen Verhältnisse zu demselben zu bewirken, wogegen man eine geheime Lossagungs-Akte aller Ansprüche auf Thron und Erbfolge von ihm, als Preis solcher Dienste und seiner Freiheit, verlangte. Das gänzliche Schweigen, welches beobachtet wurde, als er diese Anträge kurz nach einander verwarf, konnte unbezweifelt als das Vorspiel ewiger Gefangenschaft gelten, welche, wie man in versteckten Hindeutungen hatte merken lassen, sein Loos für die Zukunft seyn würde, und worauf in Stunden des Grames und der Hoffnungslosigkeit er glaubte sich vorbereiten zu müssen. Wollte dann auch zuweilen in helleren Momenten die Hoffnung ihm nahen, und mit der Aussicht auf die Verwendung befreundeter, dem Interesse Frankreichs entgegen arbeitender Fürsten, wie mit dem Bestreben seiner eignen nicht ganz ohnmächtigen Partei, ihm die Freiheit zu verschaffen, ihm schmeicheln, dann war es doch nur auf Augenblicke, daß er solchen Träumen Raum zu geben vermochte; denn zu gut kannte er die Macht des geistlichen Standes und das geheime Triebwerk der ihm zu Gebot stehenden Kräfte, als daß er nicht Alles von der Rache desselben hätte fürchten sollen. Von Jugend auf mit der Vorstellung vertraut, sich als den Märtyrer unglücklicher Standesverhältnisse zu betrachten, wäre das Opfer seines Lebensglücks und

seiner Freiheit ihm minder schmerzlich gewesen, hätte nur nicht der Gedanke ihn gequält, sie, die er anbetete, deren Liebe sein trübes Leben einen kurzen Götteraugenblick hindurch mit einem Himmel niegeahnter Seligkeit verklärt hatte, in sein dunkles Schicksal verstrickt zu haben! Was war aus ihr, der holden Claudia, geworden? Wo schmachtete sie gleich ihm in schimpflicher Haft und zählte gramgebeugt die schweren Stunden, welche ihrer lebensfrohen Jugend nur rosig bekränzt erscheinen sollten?

In solcher sorgenschweren Stimmung sahen die Liebenden das Jahr zu Ende gehen und ein neues beginnen, dessen Morgenstrahlen, diesmal nicht Glück noch Freude verheißend, in ihren traurigen Aufenthalt leuchteten. Doch war es heut zum ersten Mal, daß die Prinzessin, nachdem sie unter heißen Thränen ihre Morgenandacht verrichtet, in den Blicken ihres jungen Pagen dem Ausdruck wärmerer Theilnahme zu begegnen glaubte. Sie überzeugte sich bald von der Anhänglichkeit dieses ihr ganz ergebenen jungen Gemüths und faßte den Entschluß, von diesem Umstand Gebrauch zu machen, um wenigstens einige Nachricht über das Schicksal und die Lage ihres Gemahls einzuziehen; und so hatte sie denn bald darauf den Trost, zu erfahren, daß derselbe gleich ihr in dem Schlosse gefangen gehalten werde. Etwas Näheres jedoch von ihm zu hören

oder irgend eine Nachricht an ihn gelangen zu lassen, wollte auf keine Weise gelingen, und alle von ihr hierzu eingeleiteten Versuche scheiterten entweder an der Aufmerksamkeit, womit er bewacht wurde, oder an der Unerfahrenheit des Knaben, und sie mußte endlich den Gedanken daran aufgeben, um den Pagen keinen nachtheiligen Folgen auszusetzen, und sich des einzigen Trostes, den die Nähe eines theilnehmenden Wesens für sie hatte, zu berauben.

So waren denn wieder mehrere Wochen in trauriger Einförmigkeit verstrichen, und der Winter begann allmälig der besseren Jahreszeit zu weichen, als Graf Serincourt nach langer Pause seinen Operationsplan schien verfolgen zu wollen. Den Anfang hierzu machte ein eigenhändiges Schreiben von ihm an die Prinzessin, welches, in ehrerbietigen Ausdrücken verfaßt, unter vielerlei künstlichen Wendungen nichts Anderes als die Anfrage enthielt: ob Zeit, Einsamkeit und Nachdenken noch immer nicht den Entschluß in ihr hervorgebracht, ihr unüberlegtes Ehebündniß lieber durch freiwillige Entsagung zu trennen, als es darauf ankommen zu lassen, daß durch beständige Gefangenhaltung des Einen, oder vielleicht auch beider Theile, dies ohnehin bewirkt werde. — Der Offizier, welcher dies Schreiben überbrachte, erkundigte sich sogleich theilnehmend, ob es der Prinzessin vielleicht an einer Bequemlichkeit fehle,

und, die Langeweile bedauernd, welche die unzertrennliche Gefährtin der Gefangenschaft sey, nahm er Gelegenheit zu erwähnen, der Graf Serincourt habe einige kunstvolle Malereien aus Paris erhalten, und erbiete sich, falls der Anblick derselben ihr Vergnügen machen könne, sie ihr zur Ansicht zu schicken. Claudia, dies Anerbieten wenig beachtend, ging mit leichter Bejahung darüber hin; aber schon am andern Tage fand sie, ihr Wohnzimmer betretend, an der Wand desselben zwei große Gemälde aufgehängt. Sie eilte mit Lebhaftigkeit darauf zu und sah mit Befremden auf dem einen die Darstellung einer auf hohen und steilen Felsen emporragenden Burg, auf dem andern aber das Innere eines dunkeln, kerkerartigen Gemachs; doch wie schmerzlich wuchs ihr Erstaunen, als sie an dem Rahmen des erstern einen Zettel bemerkte, welcher, von Serincourt's Hand, die Worte enthielt: „Ansicht des Staats-Gefängnisses zu Pierre-encise bei Lyon, meistens zum lebenslänglichen Aufenthalt vornehmer und wichtiger Staats-Gefangenen bestimmt.“ — Sie fühlte mit innerem Schauder den bedeutungschweren Wink, welchen dieser Anblick ihr zu geben bestimmt war, so wie Serincourt's boshafte Tücke, und vermochte das Auge nicht von den drohenden Felsenwänden abzuziehen, die unzugänglich, wie das Grab, jedes Leben, das einmal in ihre Räume verwiesen war, umschlossen

hielten. Mußte nun vor der Darstellung dieses, auf schroffer Felsenspitze ragenden Kerkerschlosses, wo in unerreichbarer Höhe die Seufzer unglücklicher Schlachtopfer ungehört verhallen, das Herz des Beschauers erbeben, so stellte auf dem zweiten Bilde die Oede des Kerkerlebens sich in ihrer ganzen furchtbaren Wahrheit dar, und die unglückliche Claudia, den angebeteten Gemahl sich als den Bewohner einer solchen Grabeshöhle denkend, brach händeringend in Thränen aus. Lange hatte sie schon, in die schmerzlichsten Vorstellungen versunken, vor den Bildern gestanden, als Etwas, mit schneller Bewegung an ihr hinstreifend, sie aus ihren Träumen weckte. Es war der Page, welcher leisen Schrittes genaht, und, an ihr vorüber gehend, einen Zettel zu ihren Füßen fallen ließ; sie hob ihn auf, entfaltete, las ihn, und, o Himmel, wie die Stimme eines Engels in der Wüste fielen die Worte: „Verzaget nicht — seyd aufmerksam — die Hülfe ist nahe! B." — in ihre umnachtete Seele.

Der treue Beaulieu, der bis jetzt in Toul gefangen gehalten worden, hatte Mittel gefunden, sich aus dieser Haft zu befreien, und indem er die Wahrscheinlichkeit zu verbreiten gewußt, als sey er in das Ausland entflohen, war er in tiefer Verborgenheit nach Nancy gekommen, um hier die Lage der Sachen zu erspähen. Es fanden sich bald noch einige Ge=

nue zu ihm, und Alle arbeiteten gemeinsam an einen Plan, das geliebte Fürstenpaar zu befreien, zu dessen Gelingen sie um so stärkere Hoffnung schöpften, als sie in dem Pagen, den sie zuerst zu gewinnen gesucht, ein ihrer Sache befreundetes Gemüth und die beste Bereitwilligkeit für ihre Zwecke gefunden hatten.

Auf solche Weise gelangten jene Zeilen in Claudia's Hände, und wem jemals in der Stunde tiefster Bekümmerniß ein neuer Stern der Hoffnung aufgegangen, der wird begreifen, mit welchem Entzücken sie dies theure Blatt an Herz und Lippen drückte. Serincourt's schwarze Tücke erschien ihr nun in ihrer ganzen Verächtlichkeit, ohne sie weiter in Angst zu setzen, und sie fühlte von Neuem ihre Brust mit dem Muthe belebt, der sie zuerst begeistert hatte, Alles für den Geliebten zu wagen.

Sie erhielt von da an öftere Nachrichten von Beaulieu, und von den Fortschritten, welche die Verbündeten in ihrem Befreiungsplan machten, dem sich indeß noch viele schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg stellten, so daß wiederum manche Woche verging, während Claudia zwischen Furcht und Hoffnung schwankte und oft sich wieder allen Besorgnissen der Ungewißheit und trüber Ungeduld hingegeben sah. Beaulieu und seinen Verbündeten gelang es endlich durch Muth und Ausdauer, so

wie durch kluge List, jede Schwierigkeit zu besiegen, und sich einen wohl berechneten Weg zur Befreiung des geliebten Fürstenpaars zu bahnen. Zur Ausführung des Vorhabens ward endlich, mit Hinsicht auf ein glänzendes Fest, welches an diesem Tage auf dem Schlosse statt finden sollte, der letzte Tag des Märzmonats bestimmt.

Es war dies der Geburtstag der schönen Annette von Hauteville, der Favorite des Herzogs, welchen derselbe mit allem Glanz, der seinem Hofe zu Gebote stand, zu feiern beschlossen hatte. — Das Fräulein von Hauteville, früher auf Serincourt's geheime Veranstaltung mit ihrer Mutter von Paris hierher gekommen, befand sich seit geraumer Zeit in dem Besitz der Gunst des Herzogs; doch auch schon lange genügte die Liebe des beschränkten Fürsten, den Serincourt weit mehr als sie selbst beherrschte, ihrem ehrgeizigen, mit herrschsüchtigen Entwürfen erfüllten Sinne nicht, und Niemand anders als Graf Serincourt selbst, der schöne Mann und ausgezeichnete Krieger, war insgeheim das Ziel ihrer Wünsche. Sie hatte schon, wiewohl vergebens, gar manche ihrer Künste aufgeboten, um die Neigung des Grafen zu gewinnen und ihn zu bestimmen, sie aus dem Joche einer langweiligen und freudenlosen Favoritschaft zu befreien. Doch Serincourt, ihr Spiel durchschauend, und mit ganz andern Planen beschäftigt,

lachte nur dazu, und wie ergötzlich er es fand, mit der schönen Annette zu tändeln und sich des Reizes ihrer Unterhaltung zu erfreuen, hütete er sich doch sorgfältig vor jeder Annäherung. Wenn er es auch nicht verschmähte, mit Empfindungen zu spielen, die er gar nicht hegte, und seines Interesse wegen sich zuweilen das Ansehen gab, als seufze er im Stillen für sie, so wußte er doch geschickt jedes bindende Wort, jede bestimmte Erklärung zu meiden und das Fräulein sowohl, als den Herzog, der, einer dauernden Neigung unfähig, gern die Geliebte dem Freunde zur Gemahlin gegeben hätte, über seine wahren Gesinnungen in Zweifel zu lassen. — In angenehmer Selbsttäuschung hatte indeß Annette sich mit dem Wahn geschmeichelt, in der letzten Zeit bedeutendere Fortschritte in der Neigung des heimlich geliebten Mannes gemacht zu haben, und sie sah mit steigender Erwartung dem Feste entgegen, welches der Herzog ihr zu Ehren mit möglichstem Glanz anordnen ließ, indem sie glaubte, es werde dasselbe zu einer entscheidenden Erklärung des Grafen die Veranlassung herbeiführen.

Es war am Abend dieses lustreichen, von den ausgesuchtesten Genüssen verherrlichten Tages, als ein französischer Offizier bei der Wache der Prinzessin Claudia im Namen des Grafen Serincourt Einlaß begehrte. Dergleichen Sendungen waren

nicht ungewöhnlich und der Page der Prinzessin beeilte sich daher, den Fremden in die Zimmer seiner Gebieterin zu führen. Indem er den Offizier in Claudia's Kabinet eintreten ließ, leuchteten seine Augen so freudig hell, als die Kerzen, welche er ihm vortrug; denn Jener war — Herr von Beaulieu, der in französischer Uniform, in der Absicht, die Prinzessin zu befreien, bei ihr erschien. Er blieb ziemlich lange in dem Kabinet; als er sich wieder entfernte, leuchtete abermals der Page mit einer Kerze ihm vor, durch die Wachen, die Treppe hinunter, bis in den Schloßhof, wo er, schnell die Kerze ausblasend, sie in einen Winkel warf und unbemerkt in dem Gedränge von fremden Dienern und Zuschauern, die das Fest im Innern des Schloßhofes versammelt hatte, am Arm des Offiziers entschlüpfte. Es war Prinzessin Claudia selbst, welche mit Hülfe der einen gewonnenen Kammerdienerin, in dem Anzug des Pagen, auf diese Weise ihrem Gefängniß entkam und jetzt mit klopfendem Herzen, von Beaulieu geleitet, durch entlegene Gassen nach einem kleinen Häuschen geführt wurde, welches einer alten Dienerin seiner Mutter gehörte, und wo die Prinzessin die Nacht zubringen und die, auf ähnliche Weise zu bewerkstelligende Befreiung ihres Gemahls erwarten sollte. Man kann leicht denken, unter welchem bangen Gefühl und ängstlich zagenden Harren

der Prinzessin hier die Minuten zu ewig langen Stunden sich ausdehnten. — Doch krönte ein glückliches Gelingen den wohlberechneten Plan, und als die Mitternachtstunde nahe, lagen die Befreiten einander in den Armen und vergaßen im ersten Entzücken des Wiedersehens, daß eigentlich noch wenig gewonnen und das Schwerste, ihr Entkommen aus der Stadt, ihnen erst noch bevorstehe.

Im Schlosse unterdeß, in dem Lustsaale, herrschte noch die Freude und kreiste der volle Becher bei Scherz und Lachen an der fröhlichen Tafelrunde. Da gedachte einer von den Gästen des morgenden ersten Aprils, und Jeder wußte bei der damals in Frankreich unter Freunden und Bekannten, bis in die niedern Volksklassen hinab, allgemein üblichen Sitte, einander an diesem Tage durch scherzhafte Erfindungen zu täuschen, irgend einen lustigen Schwank, den er erlebt oder Andern bereitet, zu erzählen, was den Herzog, der solche Histörchen sehr liebte, angenehm unterhielt. Vor Allen rühmte sich Graf Serincourt, nie überlistet worden zu seyn, wie viel Mühe sich auch seine Freunde gegeben und die künstlichsten Wendungen erdacht hätten, um zu diesem Zweck zu gelangen, und Manches, das er zum Belag seiner Versicherung erzählte, diente zur allgemeinen Belustigung. — „Nehmt Euch indeß in Acht, Graf Serincourt!" sagte der Herzog am Schlusse

eines ähnlichen Geschichtchens, dem besonders die schöne Annette mit immer steigendem Interesse zugehört — „was allen Euren Freunden nicht glücken wollte, könnte doch" — er deutete hierbei mit scherzhaftem Augenwinken auf das Fräulein — „zuletzt einer Dame gelingen!" — „Nimmermehr!" entgegnete Serincourt mit spöttischem Tone — „das dürfte Keiner gelingen! — Ja!" setzte er, durch des Herzogs zweideutiges Lächeln aufgereizt, hinzu — „wie ich früher an diesen Scherz gegen meine Freunde große Summen gewagt, so bin ich jetzt bereit, meine Freiheit einzusetzen und verpflichte mich, derjenigen Dame Herz und Hand zu Füßen zu legen, welcher es gelingen wird, mich morgen in den April zu schicken!" — „Nun, das ist wahrlich viel!" rief der Herzog; „Ihr Alle seyd Zeugen!" und leerte das Glas zur Bekräftigung des Gesagten. — „Nicht sowohl der Werth des Preises" — nahm Fräulein Hauteville das Wort — „als die Kühnheit, womit er eingesetzt wird, dürfte zu dem Bestreben heraus fordern, ihn zu gewinnen, vorausgesetzt, daß der Dame nachher gestattet wäre, davon Gebrauch zu machen oder nicht!" — „Ich nehme die Ausforderung an, gnädiges Fräulein!" erwiederte der Graf; „und würde, sollte ich auch die Wette an Euch verlieren, immer gewonnen haben!" — Er verbeugte sich tief bei diesen Worten, mit Ironie in Blick und Ton,

seiner Gegnerin die Deutung seiner Rede überlassend. Eine kurze Stille herrschte in der Versammlung; doch bald trieben die Wogen neuen Scherzes die Erinnerung an diesen hinweg, und Alle hatten bald den Vorgang vergessen, bis auf Serincourt und Annette, indem der Erstere sich vornahm, doppelt auf seiner Hut zu seyn, die Hauteville aber, des Grafen Worte für eine versteckte Erklärung nehmend, darauf sann, wie sie für ihre Wünsche davon auf das Beste Gebrauch machen wollte.

Die Morgensonne des ersten Aprils vergoldete bereits mit heiterem Frühlingsscheine die Gärten und Fluren von Nancy. Auf den Straßen wurde es nach und nach lebendig, und Arbeiter und Tagelöhner, ihr Tagewerk beginnend, zogen mit den Geräthschaften ihres Fleißes zum Thor hinaus, die benachbarten Aecker und Gärten zu bestellen. Da sah man auch ein Pärchen aus dem Thore wandern, welches, in grobe leinene Kittel gekleidet, die Haare rund verschnitten, weite Körbe mit Düngererde auf dem Kopfe und Rechen und Spaten in den Händen, gemessenen Schrittes, wie die Bürde Beider es erforderte, an der Wache vorüber ging. Niemand beachtete die Beiden und so fiel es auch Niemand auf, daß der tiefe Rand ihrer Körbe von ihren Gesichtszügen, deren schmutzig gelbe Farbe auch keine Neugierde einflößte, nur wenig gewahr werden ließ. Sie

gingen daher unangefochten weiter, obwohl mit hochklopfenden Herzen, denn in der Kleidung steckten Prinz Franz und seine hochherzige Gemahlin Claudia!

Sie waren glücklich der Wache vorüber gekommen, und schon eine Strecke zum Thore hinaus, als ein altes Weib, das in der Stadt zu betteln pflegte, ihnen entgegen kam. Sie schlich sachte und tief gebückt an ihrem Stabe an den Beiden vorüber, und schaute mit instinktartiger Neugier zu der jungen Frau hinauf, deren Züge ihre gebückte Stellung ihr deutlicher erkennen ließ. Sie blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen, schaute und folgte ihnen nach, schlug dann bei nochmaliger Betrachtung die Hände mit erstaunensvoller Geberde zusammen, bekreuzte sich und humpelte so schnell sie konnte dem Thore zu. Ein junger Grenadier stand hier Schildwacht, die fröhliche Weise eines Liedchens pfeifend. Die Alte ging schmunzelnd und heimlich thuend auf ihn zu. „Wißt Ihr was, Herr Soldat", flüsterte sie, „ich will Euch helfen ein gutes Trinkgeld zu verdienen, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr mir etwas davon abgebt." — „Was will der alte Drachen!" fuhr der Soldat sie an. — „Still doch!" tuschelte die Alte; „so eben ist Prinzessin Claudia, wahrscheinlich mit ihrem saubern Vetter, dem sie angetraut seyn soll, zum Thor hinaus gegangen; wollt Ihr es anzeigen, so werdet Ihr, da man sie

wieder kriegen kann, eine gute Belohnung davon tragen!" — „Elende Hexe!" fluchte der Soldat; „was fällt Dir ein! Du denkst wohl gar, einen Soldaten zum Narren zu haben! Packe Dich gleich, oder ich will Dich lehren, mich in den April zu schicken!" — Eine drohende Bewegung mit dem Kolben ließ die Alte zurücktreten. „Nu, nu!" eiferte sie zornig, „thut was Ihr wollt — ich hab' es gut gemeint!" — Es waren indeß Mehrere aus der Wachstube heraus getreten, und indem sie nur die letzten Reden des Soldaten gehört, ergoß der ganze Troß einen Strom von Spottreden über die Alte, die, mit giftigen Schimpfworten forthumpelnd, nicht geschwind genug aus dem Bereich der argen Spottvögel entwischen konnte. Da kam von einer andern Seite her eine schöne Reiterin auf einem zierlichen Schimmel, einen Pagen hinter sich, langsam in das Thor geritten. Es war das Fräulein von Hauteville, welche, mit Planen beschäftigt, wie es ihr heute gelingen möchte, den stolzen Serincourt zu fangen, nach einer schlaflosen Nacht einen Spazierritt in der Morgenfrühe gemacht, um ungestört ihren Gedanken, wie dies am besten anzustellen sey, nachzuhängen. Es wollte ihr indeß nicht gelingen, auf irgend einen guten Einfall zu kommen, und was sie auch ersinnen mochte, es schien ihr Alles zu flach und abgenutzt, als daß sie hätte hoffen können, den

schlauen Grafen damit zu täuschen. Verdrießlich, daß ihr nichts einfallen wollte, schlug sie endlich den Rückweg ein, und kam eben zu dem Schlußakt der gedachten Scene bei der Thorwacht an; die lachenden Soldaten und die wüthend und brummend forthinkende Alte erregten ihre Neugier, und sie hielt einen Augenblick an, dem Pagen befehlend, Nachfrage zu halten, was es denn gebe? Kaum hörte sie, mit welcher Nachricht die ausgelachte Alte habe die Schildwacht necken wollen, als ein Einfall wie ein Blitzstrahl in ihre Seele fiel. Sie wußte, mit welcher Aengstlichkeit der Graf die Prinzessin bewachte, ohne jedoch die wahre Ursache hiervon zu ahnen, und hielt sich überzeugt, nichts werde so leicht im Stande seyn, ihn zu täuschen, als die Nachricht von ihrer vorgeblichen Flucht. „Herrlicher Zufall", sagte sie zu sich selbst, „unbezahlbare Alte! Dein Witz, der hier keinen empfänglichen Boden fand, soll mir zu Gute kommen! Es lebe die Klugheit der Frauen!" In diesem Selbstgespräch ihr Pferd antreibend, galloppirte sie rasch von dannen, und langte bald darauf in ihrer Wohnung auf dem herzoglichen Schlosse an.

Graf Serincourt dehnte in einem andern Flügel desselben sich noch auf weichem Pfühl, als sein geheimer Kämmerling, die Thür leise öffnend, mit der Meldung vor sein Bette trat: es verbreite sich im Schlosse die Nachricht, Prinzessin Claudia sey entflohen, und er komme, um anzufragen, ob man in ihrer Wohnung nachsuchen solle? — Der Graf

stutzte einen Augenblick, dann aber fragte er, woher die Nachricht komme? Der Diener wußte dies nicht. „Geh', erkundige Dich!" sprach der Graf, „und thu' eher keinen Schritt." Da kam nach einigen Minuten der Diener wieder, berichtend: Man könne nicht erfahren, von wo die Nachricht komme, doch sey Fräulein Hauteville eben vom Morgenritte zurückgekehrt, und seitdem verbreite sich die Neuigkeit im Schlosse. „Schon gut!" sagte lächelnd der Graf, „ich weiß schon Alles. Geh' wieder an Deine Geschäfte, und wer Dir weiter von der Sache spricht, dem antworte: Mein Herr weiß schon, wie es damit steht! Bei scharfer Ahndung aber verbiet' ich, das Allergeringste zu thun, was wie eine Forschung nach der Wahrheit dieses Gerüchtes aussehen könnte!" — Der Diener entfernte sich hierauf ohne weitere Gegenrede; der Graf aber drehte sich gähnend auf die andere Seite, indem er heimlich triumphirend zu sich sagte: „Das war fehlgeschossen, mein schönes Fräulein Annette! Sie müssen es klüger anfangen, um mich in den April zu schicken!" und an diesem Gedanken sich innerlich vergnügend, überließ er sich auf's Neue dem Morgenschlummer.

Als einige Zeit darauf der Offizier der Thorwache, welcher den Lärm der Soldaten gehört und nach der Ursache gefragt hatte, dem Grafen Serincourt melden ließ, die Prinzessin Claudia solle entkommen seyn, empfing auch er die obige Antwort, sammt dem Verbot weiterer Nachforschung. Da er mit der Meldung seine Schuldigkeit erfüllt, geschah

der Sache weiter keine Erwähnung, und als endlich gegen die Mittagszeit die Wahrheit des Vorganges sich offenbarte, fand der Graf zu seinem empfindlichsten Aerger die Lacher gegen sich, sich selbst aber durch eigene Schuld betrogen.

Das fliehende Paar hatte indeß in seiner Verkleidung einen Meierhof, eine halbe Stunde von Nancy gelegen, erreicht, wo der treue Beaulieu sie mit Pferden erwartete. Sie schwangen sich, bange vor Nachsetzung — denn es war ihnen nicht entgangen, daß sie von der Bettlerin erkannt worden — eiligst hinauf, und ritten, ohne sich den geringsten Verzug zu gönnen, dreiundzwanzig Stunden fort, bis sie die Grafschaft Burgund erreicht hatten, wo ihnen erst vergönnt war, sich des Gefühls völliger Sicherheit zu freuen. Sie gingen hierauf nach Florenz und späterhin nach Wien, wo ihrem Bunde ein ungetrübtes Glück beschieden war. Sie sahen sich in der Folge von holden Kindern umblühet, deren Nachkommenschaft noch heute in den Gliedern des österreichischen Kaiserhauses fortbesteht. — Prinz Franz aber, als er späterhin erfuhr, was eigentlich sein glückliches Entkommen bewirkt, segnete sein Geschick mit dankbarem Herzen und wünschte jedem seiner Nachkommen eine Geliebte wie Claudia, einen Freund wie Beaulieu, und in der Stunde der Gefahr ein so glückliches Ohngefähr als ihnen der erste April war.

Der Page.

Aus den Mittheilungen einer Großmutter.

Es war ein zahlreicher Kreis bei der Großmutter versammelt, Personen beiderlei Geschlechts, verschieden an Alter und Lebensstellung, doch alle durch verwandtschaftliche oder gesellige Verhältnisse der alten Dame befreundet, welche mit gewohnter Heiterkeit die Wirthin machte. Vor Allem aber ruhten heut ihre Blicke mit besonders vergnügtem Ausdruck auf einem jungen verlobten Paar, das, obschon diesem Kreise zum Theil durch Verwandtschaft angehörend, doch auch nur zur Hälfte darin heimisch war. Der junge Mann war der Großneffe der Frau vom Hause, der Enkelsohn eines von ihr zärtlich geliebten, aber lange verstorbenen Bruders. Er hatte mehrere Jahre, seine Studien zu vervollständigen, im Auslande verlebt, und war erst vor Kurzem zurückgekehrt, einer Anstellung im Staatsdienst ge-

wärtig. Bildung und sittlicher Werth zeichneten ihn vor vielen seines Alters aus, während eine schöne Gestalt und angenehme Unterhaltungsgabe ihm in der Gunst der Frauen die erwünschtesten Erfolge im Voraus zu sichern schienen. Aber er kam als Verlobter in seine Vaterstadt zurück, und nicht lange, so traf auch seine Braut in Begleitung einer ältlichen Verwandtin (denn sie war elternlos) daselbst ein. Sie war, obschon von deutschen Eltern abstammend, in Nord-Amerika geboren, und hatte auch ihre früheste Kindheit daselbst verlebt. Späterhin hatten Handels-Verhältnisse ihren Vater bewogen, sich nach Europa, zuletzt nach Hamburg zu übersiedeln, wo er starb. Der Ruf hatte viel von den Reichthümern der jungen Dame zu posaunen gewußt, ihre Persönlichkeit jedoch war unerwähnt dabei geblieben, was die Neugier der Gesellschaft um so lebhafter der fremden Erscheinung zuwandte.

Unter den Männern vereinigten sich die meisten Stimmen dafür, sie schön, wenigstens sehr einnehmend zu finden, während die Frauenwelt ihr kaum das Prädikat „hübsch" zugestehen wollte. Ein nymphenhafter Wuchs, bei zarten im Ebenmaaß gebildeten Formen, mit jener herzgewinnenden Anmuth vereint, die nicht sowohl Ergebniß der Erziehung, als vielmehr eines schönen, allem Gemeinen abgewendeten Gemüths ist, mochten jenes erste Ur-

theil begründen; während der Tadel der Frauen auf einige Unregelmäßigkeit in den Zügen, auf einen etwas dunklen, fast auf südliche Abkunft hindeutenden Teint, vor Allem aber auf ein Muttermaal von der Größe einer Erdbeere unter dem linken Auge, und das etwas heruntergedrückte Augenlid desselben, als auf eben so viel abstoßende und sehr störende Mängel hindeutete.

Auch in der Bildung des Fräulein Sara zeigte sich manches Auffallende, das gegen die Forderungen der Gesellschaft an das heutige Frauengeschlecht gewaltig in Widerspruch stand. Sie war nicht musikalisch, konnte nicht malen, und selbst die feinen Hand-Arbeiten, worin manche junge Damen so Ausgezeichnetes leisten, schienen ihr nur schwer und mühsam von der Hand zu gehen. „Man kann das ja kaufen!" antwortete sie einst einer jungen Dame, welche das Nützliche solcher Fertigkeit ihr begreiflich machen wollte, „und erzeigt damit den Leuten einen Dienst, die von der Anfertigung solcher Sachen ihren Erwerb haben."

„Aber sie sind theuer!" wurde entgegnet; „wer möchte so viel Geld für dergleichen ausgeben?"

„Nun, wer das nicht thun mag", erwiederte lächelnd die junge Fremde, „der möge auch solche Dinge, wie so vielen andern Tand und Luxus der Mode, zu entbehren wissen!"

In der That stand auch Sara's Erscheinung mit solchen Aeußerungen in vollkommenster Uebereinstimmung; denn so reich sie auch seyn mochte, man konnte nichts Einfacheres sehen. Ihre Kleidung, obschon von den feinsten und edelsten Stoffen, war in Zuschnitt und Verzierung durchaus prunklos, und ohne allen modischen Flitter. Einige sehr werthvolle Schmuckstücke bildeten den einzigen Zierrath, jedoch auch mehr in einer Weise, als sey man einmal gewohnt, sich ihrer statt gewöhnlicher Nadeln und Hefteln zu bedienen, als daß man Staat damit machen wolle.

Die jüngeren Damen spöttelten oft über die herrnhuthische Erziehung, welche die Amerikanerin erhalten haben müsse, und gaben ihr unter sich den Namen der Quäkerin. Je weniger indeß ihre Erscheinung in dem jugendlichen Kreise ansprach, um so wohlwollender neigte sich die Gesinnung der Großmutter ihr zu, die, eben durch jene Einfachheit wohlthuend berührt, sich an manche Eigenthümlichkeiten ihrer eigenen Jugend erinnert fand, die ihr lieb waren, und deren gute Seiten, so wenig sie auch den Fortschritt der Zeit und die Vortheile der Gegenwart zu verkennen pflegte, sie doch mitunter an dem heutigen Geschlecht vermißte.

„Wie gefällt Ihnen die Amerikanerin?" fragte ein junger Lieutenant einen andern jungen Mann,

welcher sie so eben durch das in die Augenhöhle gekniffene Lorgnon scharf anzuschauen bemüht war.

„Nicht übel! auf Ehre!" klang die Antwort; „was aber eigentlich jetzt meine Aufmerksamkeit reizte, ist der Solitair in der Broche! Ein echtes Feuer, in Wahrheit! ich verstehe mich ein wenig auf Brillanten. Es steckt Werth in dem Dinge!"

„Unbezweifelt", entgegnete der Lieutenant. „Es mag überhaupt Werth dabei seyn, bei der Mariage, nämlich klingender! Denn sonst — ich weiß doch nicht — der creolische Teint, das zugedrückte Auge, das häßliche Muttermaal, mein Geschmack wär' es nicht!"

„Aber die Dublonen, oder Guineen", wandte Jener ein, „sie gleichen viel aus! Mehr noch, find' ich, als ein Bischen gelbbraunen Teint und ein Muttermaal!"

„Wohl wahr", erwiederte der Andere; „aber ich —." — „Ich", fiel der Freund ihm in's Wort, „ginge mit ihr wieder nach Amerika; denn hier, das will ich zugeben, paßt das gute Kind nicht her, und außerdem mag's mit dem Gelde sich dort auch noch ganz anders leben lassen, als in unsrer schauderhaften Langweiligkeit, die auf Ehre kaum zum Aushalten ist." — Ein langgedehntes Gähnen bekräftigte den Satz, den der Lieutenant durch den Ausruf: „Sie sind wohl ein Europamüder?" in's Lächerliche zog.

In diesem Augenblick aber störte der Eintritt eines neuen Gastes die Unterhaltung der Beiden, und ein stattlicher alter Herr schritt auf die Frau vom Hause zu, von ihr auf's Freundlichste bewillkommnet. Es war ein Blutsverwandter des Hauses v. Bolten, dem die Großmutter von Geburt angehörte, ein reicher Cavalier, der auf einem ziemlich entfernten Landgute wohnte und die Reise gemacht hatte, um den einzigen Enkelsohn und Nachkömmling seines geliebtesten Jugendfreundes und Vetters zu sehen und kennen zu lernen.

Die ersten Begrüßungen und Erörterungen dauerten, nach der Weise älterer Personen, ziemlich lange, insonderheit konnte der Vetter nicht aufhören, die ungemeine Aehnlichkeit des jungen v. Bolten mit seinem Großvater zu bewundern und in's Licht zu setzen, was dann natürlich auf manche Erinnerungen der an einem kleinen Fürstenhofe gemeinsam verlebten Jugend führte, wo die Großmutter Hofdame gewesen war.

„Ja", nahm die alte Dame zuletzt das Wort, „es war ein wunderliches Leben dazumal an unserm Hofe und an den meisten der kleinen deutschen Fürstensitze, und was man auch sagen mag, so ist es doch gewiß jetzt meistens besser. Der französische Hof galt damals als glänzendes Vorbild, dem Alles, wenn auch in dem kleinsten Duodez-Format, sich

nachzubilden bemüht war. Sein so tiefer entsetzenvoller Fall hat auch wohl an andern Orten, wenn gleich auf minder gewaltsame Weise, nachgewirkt, und mehr Ernst in die Sitten, mehr Ordnung in das Leben der hohen Stände gebracht."

Manche Anekdoten aus der Chronik des Sittenlosen jener Zeit halfen den Satz bestätigen, und belebten, wie es zu geschehen pflegt, die Erinnerungen der Vergangenheit bei den meisten der Anwesenden.

Der jugendliche Theil der Gesellschaft, noch andern geselligen Kreisen zugesagt, hatte sich größtentheils entfernt; Ernst v. Bolten sammt seiner Braut waren geblieben, und schlossen mit Mehreren zur Verwandtschaft gehörenden einen engern Kreis um die Großmutter, an welche sich wendend der ältere v. Bolten jetzt ausrief:

„Wie ging es aber nur zu, gnädige Frau, daß Ihr Bruder, der Kammerjunker, den wir Alle so lieb hatten, und den der alte Fürst und sein Nachfolger, der damalige Erbprinz, so besonders protegirten, so plötzlich den Hof verließ, fast ein Jahr lang in der Welt umherstreifte und dann sich unwiderruflich auf das Land verbannte, ohne jemals wieder an den Hof zurück zu kehren?"

„Es war eine sonderbare Veranlassung dazu!" antwortete die alte Dame. „Mein guter Bruder mochte niemals gern davon sprechen, aber er hat

mir die Geschichte schriftlich mitgetheilt, und so will ich sie Ihnen, wenn Sie sie hören wollen, nicht vorenthalten."

Alle drangen auf die Mittheilung, und die Großmutter, nachdem sie einige Blätter aus ihrem Schreibtisch genommen, begann:

Eine dunkle Novembernacht war längst über die Residenzstadt ** niedergesunken, und in dem alterthümlichen weitläuftigen Schlosse herrschte tiefe Stille, nur von dem eintönigen Schritt der Schildwachen unterbrochen, die in den matt erleuchteten Gängen auf und nieder wandelten. Alle Bewohner des alten Fürstensitzes, den Herrscher und Landesherrn nicht ausgenommen, lagen bereits in Morpheus Armen. Da rüttelte eine kräftige Hand den Leibpagen, der im Vorgemache des Fürsten auf weicher Matratze hingestreckt lag, unsanft aus dem ersten festen Jugendschlafe. Er richtete sich auf, rieb unwillig die Augen, und fragte noch halb verschlafen: was es gäbe?

Es war die Schildwacht, welche an der äußern Thür auf Posten stand, und die jetzt den Leibpagen bedeutete, daß er den Herrn wecken solle, ihm eine Meldung zu hinterbringen, welche so eben vom Offizier der Schloßwache eingegangen, und, laut Ordre, unverzüglich dem Herrn hinterbracht werden müsse.

„Aber das wird nicht angehen", erwiederte unschlüssig der Page, „den Herrn im Schlaf zu stören!"

„Und doch", lautete die Antwort; „der Offizier hat die allergrößte Verantwortung. Die Sache ist von der äußersten Wichtigkeit."

Unwillig erhob sich jetzt der junge Mensch, trat an die äußere Thür und entnahm den Zettel mit der schriftlichen Meldung den Händen des Ueberbringers. — Er zündete darauf die Kerzen des silbernen Armleuchters an und öffnete mit einigem Geräusch die Thür zum Schlafkabinet des Fürsten, obwohl nicht ohne Verlegenheit, denn er wußte wohl, daß, abgesehen von der Störung in der nächtlichen Ruhe, gegen welche der alte Herr sehr empfindlich war, ihm für das, was er zu melden hatte, ein übler Empfang bevorstehe.

Der Fürst, von dem Geräusch der Thür und dem Lichtschein erweckt, fuhr rasch in die Höhe und fragte barsch nach dem Anlaß der Störung. Der Page trat dicht an's Bett und berichtete: „Drei Mann von der ersten Compagnie des Leib-Regiments seyen schon beim Appell vermißt worden. Jetzt, vor ungefähr einer halben Stunde, habe die Schildwacht auf der Bastion Nr. 3 (die kleine Residenz war nämlich noch von alten Zeiten her eine Festung) trotz der Dunkelheit auf dem Festungs-Graben einen Kahn zu bemerken geglaubt, im Begriff, dicht unter

der Bastion über das Wasser zu setzen. Sie habe die Schiffenden angerufen, als aber keine Antwort erfolgt, mit scharfer Ladung auf das Fahrzeug gefeuert. Ein Schrei sey erfolgt, kurz und angstvoll, zugleich ein Geräusch, als ob der Kahn umschlage. Dann sey es still geworden, und von dem Fahrzeuge und den Menschen bei der tiefen Dunkelheit nichts weiter zu entdecken gewesen. Da aber das Wasser an dieser Stelle sehr tief, so sey zu vermuthen, daß sie ertrunken seyn möchten."

Der Fürst hatte mit steigendem Affekt den Bericht vernommen.

„Die Namen der Vermißten?" stieß er jetzt kurz und heftig heraus, während Zornesfunken aus seinen Augen blitzten.

„Leuthner, Fritsch und Wegesang!" stotterte ängstlich der Page; aber in dem Moment brannte von der kräftigen Hand des jähzornigen Fürsten eine so gewaltige Ohrfeige auf seiner Backe, daß der Armleuchter zu Boden fiel und die Kerzen verlöschten.

„Geh!" donnerte der zürnende Gebieter dem Jüngling zu, „mit Tages-Anbruch soll man im Stadtgraben nach den Vermißten suchen und mir sogleich Rapport machen."

Der Page eilte, aus der Nähe des Ungnädigen zu kommen, und innerlich froh, daß der Früh-

Rapport ihm nicht zu Theil falle, verschmerzte er leichter die empfangene Auszeichnung, so lange diese auch noch auf seiner Wange nachbrannte; denn dergleichen war bei dem heftigen leidenschaftlichen alten Herrn eben nichts Ungewöhnliches.

Das Ehrgefühl aber des reizbaren Jünglings, im Bunde mit den anerzogenen Begriffen von der Würde des Edelmanns, so unverträglich mit körperlicher Mißhandlung, kämpfte lange in ihm mit der Erinnerung an den erlittenen Schimpf. Als er am folgenden Morgen mit rothgeweinten Augen zu den gewöhnlichen Verrichtungen an das Bett des Fürsten trat, warf dieser einen halb verlegenen, halb zürnenden Blick auf ihn, und befahl, den Kammerdiener zu rufen, der oft auch die nächsten Dienste um seine Person zu versehen hatte, und vor welchem er wenigstens der Schamröthe bei den Ausbrüchen seines Jähzorns überhoben zu seyn glaubte. Während nun dieser um die Person des Fürsten, der Page aber mit den Anstalten zum Frühstück beschäftigt war, kam von der Wache die Meldung, daß man wirklich die drei, bei dem Versuch zu desertiren verunglückten Soldaten an der bezeichneten Stelle im Flusse gefunden und herausgezogen habe.

Da blitzte von Neuem die Zornesflamme in den Augen des Fürsten, färbte seine Wangen hochroth,

und ergoß sich in einen Strom von Flüchen und Schimpfreden, daß der Kammerdiener entsetzt zurücktrat, und der Page zitternd aufhorchte, Beide fürchtend, des Zornes Ungewitter möchte noch einen verderblichen Schlag auf einen von ihnen schleudern.

„Sie sollen hängen, die Schurken, die Nichtswürdigen, ohne Gnade und Barmherzigkeit hängen!"

„Gnädigster Herr, die Leute sind todt!" nahm schüchtern und einen Schritt zurücktretend der alte Kammerdiener das Wort.

„Gleichviel!" fuhr noch ergrimmter der Fürst, der niemals Widerspruch ertrug, ihm in die Rede. „Noch im Tode sollen sie den Galgen zieren, wohin sie lebendig gehört hätten; zum Abscheu, zur Warnung für Andere, und ich selbst will dabei seyn, will sie hängen sehen, die Bestien! noch heute!"

Des Fürsten Steckenpferd waren seine großen Soldaten; eine Liebhaberei, welche sich noch von Friedrich Wilhelm I Zeiten auf die kleineren Fürsten Deutschlands vererbt haben mochte, und worin es jenem Könige nachzuthun, wenigstens im verjüngten Maaßstabe, eine Art von Leidenschaft unsers Herrn war. Er ließ sich dieselben große Summen kosten, und rühmte sich öfters, den preußischen Werbern mehr als einmal die schönsten Rekruten weggefischt

zu haben. Namentlich konnte die erste Compagnie des Leib=Regiments als eine wahre Mustergallerie plastischer Gestalten und männlicher Schönheit gelten, indem nicht sowohl Körpergröße, als damit verbundene Vorzüglichkeit des Wuchses und der Züge erforderlich waren, um darin eingereiht zu werden.

Die drei Deserteure gehörten zu derselben und waren Ausländer. Der Eine, ein Mensch von vollendeter Schönheit und musterhafter Aufführung, war der besondere Liebling des Fürsten gewesen; er war durch die damals gewöhnlichen Werbekünste in den Soldatenrock gekommen, und als er später an der Sehnsucht nach seinen Angehörigen erkrankte, hatte man seine Mutter, eine Schulmeisters=Wittwe, und ihre Tochter bewogen, ihm hierher zu folgen. Was mithin ihn zur Desertion verleitet, blieb nach der Ansicht des Fürsten räthselhaft und regte um so mehr den heftigsten Zorn desselben auf, als er Alles gethan zu haben glaubte, um Leuthner mit dem Soldatenstande zu versöhnen und ihn völlig zufrieden zu stellen.

Es war ein rauher, trüber Tag. — Ein schneidender Nordwind fuhr mit eisigem Hauch durch die fast entlaubten Bäume auf den Wällen der Residenz und trieb die dürren Blätterhaufen rasselnd auseinander. Der Nachtfrost hatte die Festungswerke bereits mit Reif überzogen, das sonst heitre Grün in ein einförmiges Grau verwandelt, gleichsam als

wolle die Natur die schauervolle Scene, welche demnächst vorgehen sollte, mit einer angemessenen Dekoration ausstatten.

Von den belebten Partieen des Walles entlegen, umschlossen hohe Batterieen ein ödes einsames Dreieck. Da war nach der Weise regelrechter Befestigungs-Kunst der militairische Galgen errichtet. Bei unserer Duodez-Armee kam es selten vor, daß er gebraucht wurde; doch hatten in der letzten Zeit einige Bildnisse „ehr- und pflichtvergessener“ Deserteure ihn geziert, die in diesem einsamen Winkel ungestört verwitterten, bis Luft und Regengüsse die Namen und Züge ausgelöscht hatten. Heut aber bereitete sich ein ernsteres Schauspiel daselbst; denn der Fürst hatte den früheren Befehl nicht zurückgenommen und die Execution sollte wirklich, zum schreckend warnenden Beispiel für Andre, an den drei Todten noch vollzogen werden.

Da lagen inmitten eines Halbkreises die entseelten Körper dreier bildschöner Männer. Entstellt, triefend von Nässe, ein beklagenswerther Anblick, und ihn auf schauerliche Weise verhöhnend, wirbelte über ihren Köpfen die Trommel, verlas der Auditeur des Regiments mit lauter Stimme den Akt ihres Vergehens, und die Strafe, welche das militairische Gesetz darüber verhängte, und welche, nach dem ausdrücklichen Befehl des Fürsten, jetzt an den Todten

vollzogen werden sollte. — Alsbald schickte der Grand-Profos sich an, sein Amt zu verrichten. Die Masse stand regungslos mit schreckenbleichen Gesichtern, und wohl mochte der Fürst sich in dem Eindruck, den er sich von dieser Execution versprach, nicht ganz verrechnet haben, obgleich dieser Eindruck ein anderer war, als er gemeint; denn sichtbar erschien solches Eingreifen in die Gerechtsame des Todes Allen entsetzlich, unerhört; — eine Strafe, welche sich noch über das Leben hinaus erstreckte, ein ungeheurer Frevel gegen die Natur!

Das düstere Geschäft war bald vollzogen, die drei Unglücks-Gefährten hingen in trauriger Gemeinschaft an dem Gerüst, welches ein großer Dichter die Säulen der Themis nennt. Dem schönen Leuthner ward auch hier ein Vorrang vor seinen Gefährten zu Theil, und man unterschied noch deutlich die wundervolle Schönheit seiner Person, ob auch die gewaltsame Art seines Todes, und die Weise, wie man den todten Körper aus dem Wasser gezogen, ihn furchtbar entstellt hatte.

Die Volksmenge, welche sich, dem Verbot zum Trotz, doch herbei zu drängen gewußt hatte, stand abgewendet und leise murmelnd. Auf einer der Bastionen aber, die den Platz umgaben, erblickte man einen Mann in einer Pelz-Redingote, den Hut tief in die Augen gedrückt. Es war der Fürst, der von

der genauen Befolgung seiner Befehle selbst hatte Zeuge seyn wollen. Ihm zur Seite befanden sich einige Offiziere höheren Ranges, hinter ihm der Leibpage. Dem jungen Menschen schauderte das innerste Herz, er wendete sich ab und konnte sich einer Thräne nicht erwehren, indeß ein lustiger Vogel, der Pagen-Aufwärter, der seine Bewegung bemerkte, neben ihm flüsterte: „Die haben's gut, Herr Junker, sie müssen hängen und fühlen nichts davon!"

Plötzlich aber ward in dem Kreise eine andere Stimme laut. Ein Weib hatte sich hereingedrängt, man hatte sie vergebens zurück zu halten gesucht — sie stürzte beim Anblick der Hängenden mit einem herzzerreißenden Jammergeschrei zu Boden: eine arme Alte, bleich, mit fliegenden Haaren, zerrissenen und beschmutzten Kleidern, ein wahres Bild der Verzweiflung. Es war Leuthner's Mutter. Sie hatte die Gnade erbitten wollen, daß die Strafe des Galgens dem Todten erlassen bleibe. Im fürstlichen Schlosse zurückgewiesen, war sie hieher geeilt, zu versuchen, ob ihr noch gelingen möchte, die Schmach abzuwenden, als die traurige Ueberzeugung, zu spät gekommen zu seyn, sie niederwarf. — Man brachte sie indeß bald wieder zu sich. Sie erhob sich, stand plötzlich kräftig auf den Füßen, und blickte mit thränenlosem Auge auf die Jammergestalt da oben,

die eben ein heftiger Windstoß in eine täuschende Bewegung versetzte. Es war, als wolle die unglückliche Frau den ganzen Eindruck in ihr Wesen aufnehmen; dann aber sich hoch emporrichtend, und mit dem starren Ausdruck eines Medusen-Hauptes um sich blickend, stieß sie Flüche und Verwünschungen aus, zu gräßlich, um wiederholt zu werden, aber dermaßen Entsetzen verbreitend, daß Niemand dies Wesen, das in diesem Augenblick von einer gleichsam dämonischen Kraft beseelt zu seyn schien, nur anzurühren wagte. Jedes ihrer Worte ward deutlich vernommen, jedes grub sich dem Gedächtniß und der Einbildungskraft der Anwesenden ein, und als nach Jahren herbe Anfälle über den Fürsten und sein Haus hereinbrachen, riefen Manche die Erinnerung an Leuthner's unglückliche Mutter und ihre Verwünschungen zurück.

Der Fürst entfernte sich still und ließ den Befehl geben, die Todten sogleich herunter zu nehmen und zu begraben.

„Es wird", unterbrach hier die Großmutter ihre Mittheilung, „meinen lieben Zuhörern schon klar geworden seyn, daß der Leibpage des alten Fürsten niemand Anders, als mein Bruder, Dein Großvater, lieber Ernst, der Freiherr v. Bolten war.

Er mag nunmehr in dem, was ihn ferner und näher betraf, selbst das Wort nehmen, und sich redend und handelnd einführen."

Der alte Fürst war in den nächstfolgenden Tagen in einer bei ihm ungewöhnlich milden Stimmung. Am Abend des dritten Tages rief die Klingel, als es schon spät, der Kammerdiener entlassen, und der Fürst schlafen gegangen war, den Leibpagen in das Kabinet. Der Fürst lag im Bette, die Stirn mit einem weißen Tuch umwunden, das Zeichen eines leichten mit Kopfweh verbundenen Unwohlseyns, woran er zu Zeiten litt. Er befahl mir, das Licht zu entfernen, und dicht an sein Bett zu treten.

„Du bist", sprach er, „nachgerade dem Pagendienst entwachsen. Ich habe Dich zum Kammerjunker ernannt, und Du wirst in diesen Tagen das Patent aus den Händen des Ober-Hofmeisters empfangen. Heute aber hab' ich noch einen Auftrag für Dich, bei welchem ich auf die Geschicklichkeit und unverbrüchliche Verschwiegenheit meines Leibpagen rechne." — Ich gelobte Beides. Der Fürst zog hierauf ein Schubfach des Nachttisches auf, der an seinem Bette stand, und ein versiegeltes Päckchen herausnehmend, sprach er: „Begieb Dich morgen, wenn der Abend dämmert, in bürgerlicher Kleidung in die Wohnung der Wittwe Leuthner, und händige ihr Dieses ein. Du darfst mich nicht nennen, doch

kannst Du nach Befinden der Umstände geschickt andeuten, von wem es kommt, und die Zusicherung einer fortdauernden Unterstützung einfließen lassen. Nur richte die Sache gut aus. Ich verlasse mich auf Dich! — Gute Nacht!"

Am folgenden Tage, in der Dämmerungstunde, schlenderte ein junger schlanker Mann im unscheinbaren Ueberrock, eine Pelzmütze, wie zu jener Zeit nur Leute gemeinen Standes sie trugen, tief in die Augen gedrückt, durch die engen krummen Gassen einer schmutzigen Vorstadt, die meist von Armen und Tagelöhnern bewohnt wurde. Er suchte die Wohnung der Wittwe Leuthner und fand sie auch bald, denn die unglückliche Alte hatte in den letzten Tagen unter ihren Standesgenossen eine Art von Berühmtheit erlangt. — Er fand die Hausthür offen, und eine andre Alte wies ihn zurecht in die Wohnung der Wittwe. Er trat in ein dunkles Stübchen, von dem sinkenden Tageslicht kaum so weit erhellt, um seine Bewohnerin zu erkennen, die auf einem alten Lehnstuhl, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß, ohne bei dem Eintritt des Fremden ihre Stellung zu verändern.

Ich trat nahe zu ihr hin, und sagte mit so theilnehmender Stimme, als mir zu Gebote stand: ich sey beauftragt, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen und die Theilnahme eines mitleidigen Gön-

ners an ihrem Unglück ihr zu bezeugen. Sie antwortete nichts, blickte mich nur starr mit seelenlosem Ausdruck an.

Indem ich aber noch auf einen schicklichen Eingang sann, ihr den Zweck meines Besuchs verständlich zu machen, erhellte sich das düstre Gemach vom Eintritt einer andern Erscheinung. Ein junges Mädchen, mit einem Licht in der Hand, trat ein: aber die einzige ziemlich matt brennende Kerze konnte wohl nicht den Glanz ausströmen, womit sich für mich plötzlich das enge Stübchen erfüllte; er ging vielmehr von der Person des Mädchens aus, das als ein Abbild himmlischen Liebreizes und vollendeter Schönheit jetzt vor die Augen des überraschten Jünglings trat. Wer kennt nicht die einem Zauberschlage gleiche Wirkung, welche das erste Erwachen der Neigung im Herzen eines Jünglings begleitet, und wahrlich, ich ward mir dieses Zaubers und daß ich überhaupt ein Herz hatte, in diesem Augenblick zum ersten Mal bewußt. Da es dem Jüngling nicht konnte gefehlt haben, schöne gefallsüchtige Frauen zu sehen, vielmehr seine Jugend an einem üppigen Hofe schon gar mancherlei Verlockungen war ausgesetzt gewesen, so war es gewiß eben der Gegensatz solcher Erscheinungen mit der schmucklosen, jugendfrischen, sich ihrer selbst kaum bewußten Schönheit dieses Mädchens, welcher mein Herz so gewalt-

sam berührte. Sie war eine jüngere Schwester des unglücklichen Leuthner — und deutlich schwebte, wie eine leichte Wolke, eine stille Trauer, ihren Zauber vielleicht noch verstärkend, auf den liebreizenden Zügen.

Die Mutter war seit jenem unheilvollen Ereigniß in einen Stumpfsinn versunken, aus welchem nichts sie zu reißen vermochte. Sie nahm das ihr Dargebotene mit Gleichgültigkeit hin, ohne Dank, ohne Frage, von wem es komme, ohne ein Zeichen der Genehmigung.

Desto beredter ergossen sich Hannchens Klagen über den Verlust des zärtlich geliebten Bruders und sein herbes Mißgeschick. Sie erzählte, wie sie so glücklich und harmlos gelebt hätten, in einem Städtchen unfern der Weser. Der Bruder habe sich der Landwirthschaft gewidmet, und sey mit der Tochter eines reichen Bauern so gut wie verlobt gewesen, als er durch eine der damals nicht ungewöhnlichen Listen von verkappten Werbern gefangen und den Truppen des Fürsten einverleibt worden sey.

„Wir gingen", erzählte sie, „in der Folge mit Freuden hieher, als der Fürst uns unter der Hand dies antragen ließ, und hofften so dem Bruder das Verhältniß, in das er gerathen war, einigermaßen erträglicher zu machen. Seine Geliebte versprach ihm durch die Mutter Treue auf

mehrere Jahre hinaus, und so glaubten wir von der Zeit und Zukunft eine Aenderung hoffen zu dürfen, denn der hochbejahrte Fürst konnte, so meinte man allgemein, doch nicht gar lange mehr leben. — Ein paar Jahre sind auch leidlich so hingegangen. Da empfingen wir einen Brief von der Geliebten meines Bruders, worin sie ihn dringeud beschwor, seine Zurückkunft möglich zu machen. Es hatten zu dem reichen und schönen Mädchen sich mehrere Freier gefunden, der Vater drängte sie, sich zu entscheiden — sie selbst schien der Ungewißheit ihrer Lage müde zu seyn, und deutete auf die Nothwendigkeit, sich dem Willen des Vaters fügen zu müssen, wofern Fritz in einem bestimmten Zeitraum nicht Mittel finde, zurückzukommen. Da erwachte die ganze Sehnsucht der Liebe in dem Armen. Er beredete das Wagstück der Flucht mit ein Paar Kameraden; es war schon so Manchem geglückt, warum, o warum mußte es diesmal mißlingen!"

Ich will hier nicht schildern, wie um so viel herzergreifender unter Hannchens lebhafter Darstellung diese an sich so traurige Geschichte wurde. Es sey nur gesagt, daß ich nie einen beredetern Schmerz gesehen, und daß der lebhafte Ausdruck desselben, ja selbst ihr Weinen, statt, wie dies gewöhnlich der Fall, ihrer Schönheit Eintrag zu thun, sie nur noch erhöhte, und daß, als ich sie endlich

verließ, die Unbefangenheit des lustigen Pagen in dem dunklen Stübchen zurückblieb."

„Mein guter Bruder", schaltete hier die Großmutter ein, „hatte für mich diese Episode seines Jugendlebens zu Papiere gebracht, jedoch nur in fragmentarischer Weise, je nachdem Umstände und Stimmung ihn dazu anregten. Möglich daher ist es, ja sogar durch manche Andeutungen wahrscheinlich, daß zwischen jenem Abschnitt und der Fortsetzung seiner Mittheilungen ein Zeitraum mancher Jahre liegt; denn ich empfing diese Blätter von ihm erst im späteren Alter, als nach mancherlei Schicksalen und langer Trennung wir wieder vereint waren."

Ich sah Hannchen von da an öfter, und ach! keine folgende Zeit hat mir das Gefühl von Glück und Wonne wieder gegeben, welches mir zu Theil wurde, wenn ich in dem kleinen Stübchen an der Seite des lieben Mädchens saß, und mit ihr plauderte. Wer aber die Natur der ersten Liebe kennt, wird die Versicherung, daß die meinige vollkommen unschuldig war, nicht bezweifeln, wenn gleich ich fürchten muß, zur Darstellung ihres Glücks der jugendlichen Farben nicht mehr Meister zu seyn.

Die Mutter war erkrankt. Sie lag in einem hoffnungslos verzehrenden Zustande, fast ohne Be-

wußtseyn. Die Spenden des Fürsten dauerten als eine regelmäßige Unterstützung fort. Meiner lebhaften Theilnahme aber schienen sie doch nicht hinreichend, ihren Zustand und Hannchens Lage zu verbessern, zu erheitern. Geld allein konnte das nicht. Ich wendete daher Alles auf, was ich vermochte, um kleine Erquickungen für Beide anzuschaffen: eine zarte Speise, ein feines Gebäck, eine Flasche stärkenden Wein, erlesenes Obst, das war es, was ich herbeitrug, und wofür aus Hannchens freundlichen Blicken mir ein Dank lächelte — zu groß und beseligend, wären meine Gaben auch Geschenke eines Nabobs gewesen. — Auch für manchen kleinen Zierrath des Anzuges trug meine Freigebigkeit Sorge. Ein schönes Band, ein seidnes Tuch und ähnliche Kleinigkeiten damaliger Mode waren es, womit ich die Geliebte zu schmücken vermochte; aber ich hatte das Vergnügen, zu sehen, wie diese geringfügigen Dinge, selbst an dem trostlosen Krankenbett der Mutter, auf den Wangen des schönen Kindes die Rosen der Freude hervorzulocken wußten, und es war dies ein hoher Genuß für mich. Allmälig glaubte ich wohl zu bemerken, daß Hannchen viel Werth auf dergleichen lege. Ihr Anzug ward zierlicher, und obschon stets ihrer Lage angemessen, verrieth doch irgend ein Putzstück, daß sie suche, ihn mehr und mehr der Mode anzupassen. Ich freute

mich kindisch, sie durch dergleichen verschönert zu sehen, und wüßte, es geschehe nur, mir um so mehr zu gefallen, meiner Zärtlichkeit und Vertraulichkeit um so würdiger zu erscheinen.

Der Zustand der kranken Mutter blieb der nämliche. Des Bruders aber ward fast nicht mehr gedacht; und warum hätte ich ihn erwähnen sollen, fühlt' ich mich doch viel zu froh und glücklich, um bei einem so trüben Ereigniß ohne Noth zu verweilen.

So waren mir Wochen und Monate entschwunden, in einem Rausch von Glückseligkeit, von welchem für ein späteres Lebensalter selbst die Andeutung unverständlich bleibt.

Der Fürst war erkrankt. Als er langsam genas, verordneten die Aerzte den Genuß der Landluft und eine Brunnenkur. Der Fürst begab sich nach dem Lustschlosse N., das, mehrere Meilen von der Residenz entfernt, in einer reizenden Gegend lag. Ich mußte ihn begleiten, ihm vorlesen, mit ihm spazieren gehen, ihn unterhalten.

Es dauerte gegen sechs Wochen. Als wir zurückkamen, ich endlich das erste freie Stündchen gewann, und mich in der Abenddämmerung nach dem kleinen Häuschen schlich, alle Wonne des Wiedersehns mit klopfendem Herzen vorempfindend, fand ich, o Schrecken! die Wohnung verschlossen, leer!

Von der Hauswirthin erfuhr ich endlich, die Mutter sey gestorben, Mamsell Hannchen aber ausgezogen, man wußte nicht wohin.

Kennt Ihr die Verzweiflung der ersten Liebe in einem Jünglingsherzen? Aber wenn Ihr sie auch kennt, so trägt sie doch ohne Zweifel jetzt ein andres Gepräge als damals, zu einer Zeit, welche Dichtungen wie „Werther" in's Leben rief, wo die Jugend für verdienstlich hielt, alle Energie der Seele, alle Kraft des Gemüths in das Gefühl der Liebe wie in einen Brennpunkt zu sammeln, und jede andre Lebensrichtung, ja das Leben selbst der Liebe zum Opfer zu bringen.

Ich war in manchen Augenblicken, als mein unablässiges Bemühen, Hannchen's Spur aufzufinden, erfolglos blieb, einem solchen Opfer ziemlich nahe, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht ein matter Strahl von Hoffnung, ihren Aufenthalt vielleicht noch zu entdecken, mich aufrecht erhalten.

Etwa ein Monat mochte vergangen seyn, da glitt eines Abends, als ich eben vom fürstlichen Souper nach Hause ging, ein Zettelchen, ich wußte selbst nicht wie, in meine Hand, worauf geschrieben stand:

„Morgen Abend um 9 Uhr im Schloßgarten, am großen Pavillon. H."

Man kann denken, ob ich mich einfand. Es war ein glänzender Hofball, irgend einem fremden Prinzen zu Ehren. Ich hätte dabei zugegen seyn sollen, aber ich hatte mich krank gestellt, den ganzen Tag mein Zimmer nicht verlassen, und wenig fehlte auch in der That, so hätte das unruhige Klopfen meines Herzens, die Gluth und Sehnsucht meiner Wünsche bei dem Gedanken, Hannchen wieder zu sehen, sich zum wirklichen Fieber gesteigert.

Am großen Pavillon fand ich eine ärmlich gekleidete Frau, welche mir winkte, ihr zu folgen, auf alle meine Fragen aber nur mit einer Schweigen gebietenden Pantomime antwortete. Der Weg ging durch mehrere Straßen, einer ärmlichen Vorstadt zu. Ganz am Ende derselben stand zwischen Scheunen und Holzschuppen ein sehr kleines, aber neues Häuschen, mit dicht geschlossenen Fensterladen. Nirgend eine Spur von Bewohnern.

Die Alte führte mich behutsam um das Haus herum, und öffnete mitten in einer hohen lebendigen Hecke ein schmales, schwer zu entdeckendes Pförtchen, das mich kaum hindurchließ. Dann führte sie mich durch Gebüsch und Garten-Anlagen zu dem Häuschen, eine schmale Treppe hinauf in ein finsteres Gemach, und nachdem sie hier dreimal mit einem Stock auf den Fußboden gestoßen, öffnete sich wie

von selbst eine Thür in ein matt erhelltes Kabinet, aus welchem süße Blumendüfte mir entgegenquollen.

Ich trat über die Schwelle, die Thür fiel hinter mir zu, und vor mir stand eine Dame, einfach, aber geschmackvoll in vornehmer Weise gekleidet.

„Hannchen!" rief ich in der höchsten Ueberraschung, „Hannchen, bist Du es wirklich?"

Sie lächelte verlegen und ergriff meine Hand. „Vergeben Sie mir!" sagte sie zögernd; „es ist wohl unschicklich — aber der Wunsch, den Wohlthäter meiner unglücklichen Mutter — und den meinigen" — setzte sie leiser hinzu, „noch einmal zu sehen und ihm zu danken, war zu lebhaft, — ich konnte nicht anders."

„Aber", unterbrach ich ihre stockende Rede, „wie verschwandest Du so spurlos, und welchem Glücksfall verdankst Du diese Veränderung?"

„Ach!" seufzte sie tief, und ein glühendes Erröthen ergoß sich über ihre Züge, „das ist eine lange Geschichte. Lassen Sie uns davon schweigen und noch einmal so harmlos froh miteinander plaudern, als ehemals, wenn wir bei dem Bette der seligen Mutter an dem kleinen Tischchen saßen."

Sie zog mich unter diesen Worten auf ein Canapee, vor welchem ein Tischchen mit feinen Confitüren und erlesenen Früchten stand.

So saß ich nun wieder in vertraulicher Nähe neben dem geliebten Mädchen, das so oft der Gegenstand meiner bangen Sehnsucht gewesen war. Hannchen's Schönheit hatte die gefährlichste Metamorphose eines Mädchens von geringem Stande in eine Dame nach der Mode nicht ohne Glück überstanden; sie war schön, blühend, anmuthsvoll wie früher. Gleichwohl war es mir doch, als vermisse ich einen Zug, einen Ausdruck in ihrem Gesicht, den ich selbst mir nicht deutlich zu machen wußte; oder als sey etwas Fremdes in die lieben Züge hineingekommen. Ich mußte sie immer verstohlen von der Seite darauf ansehen, darüber stockte unser Gespräch, und das gehoffte fröhliche Geplauder wollte nicht in Gang kommen.

Auch Hannchen ward nach und nach stiller. Sie zupfte verlegen an den Enden der Busenschleife, und als sie mich zum drittenmal vergebens genöthigt, von den Früchten und Confitüren zu nehmen, da stand sie still auf, trat, den Rücken mir zugewendet, an das dunkle Fenster, und nach einer Weile riß mich ihr lautes Schluchzen aus den Träumereien, in die versunken ich regungslos auf meiner Stelle geblieben war.

Ich sprang auf, ich umfaßte sie zärtlich, leise fragend: „Hannchen, liebes Hannchen, was fehlt Dir?" —

„Ach", rief sie unter strömenden Thränen, „ich bin ein unglückliches Mädchen! Sie verachten mich, müssen mich verachten! — Aber ich war eine arme verlassene Waise! Ich hatte ja Niemand, der mich vor seinen Nachstellungen schützte —!"

„Wessen Nachstellungen?" fragte ich, sie in meinen Armen haltend, und die rosigen Wangen ihr zärtlich trocknend. Aber sie antwortete nichts, sie horchte zusammenfahrend, mit äußerster Spannung auf ein leichtes Geräusch, das draußen vernehmbar ward. — Es wiederholte sich, und sie rief erbleichend: „Um Gotteswillen, er kommt! Er ist an der Hausthür! O haben Sie Mitleid! — Ich bin verloren, wenn er Sie hier findet, und wohl auch Sie! Draußen im Vorsaal hinter den großen Schrank!"

Noch immer stand ich verdutzt, unbeweglich. Sie aber drängte mich nach der Thür, die jetzt von der erschrockenen Alten leise geöffnet ward; diese zog mich, auf einige von Hannchen ihr zugeflüsterte Worte, in das dunkle Vorgemach, und drückte mich hier in eine tiefe Wandnische, welche zum Theil von einem großen, weit vortretenden Schrank verdeckt war.

„Bleiben Sie hier ruhig, bis ich komme!" flüsterte sie mir in's Ohr, und entschlüpfte durch die Außenthür.

Draußen hört' ich sie noch ein Weilchen laut reden. Dann öffnete sich die Thür, eine Männergestalt, so viel ich im tiefen Dämmerlicht unterscheiden konnte, in einen Mantel gehüllt, schritt leisen Ganges durch den Vorsaal auf die Thür von Hannchen's Zimmer zu. Sie war verschlossen. Er klopfte leise, dann stärker, und rief dann: „Hannchen! — Hannchen, mach' auf! Ich bin's!"

Die Stimme klang mir so bekannt, ich mußte sie oft schon gehört haben. Aber die Thür blieb gleichwohl verschlossen, und der ungeduldige Liebhaber rief lauter und stampfte heftig mit den Füßen dazu.

Endlich öffnete sich die Thür. Hannchen stand hinter der Schwelle, und indem er sie mit verlangenden Armen umschloß, und glühend küßte, rief er: „Nicht wahr! das heißt überraschen? Du süßer Engel!"

Zugleich fiel ein Lichtstrahl auf sein mir ganz zugewendetes Profil: es war der Erbprinz.

Die Thür hatte sich wieder geschlossen. Ich aber stand noch immer zitternd, ich weiß nicht, ob vor Schreck, Ueberraschung, Wuth oder Eifersucht, deren Regungen ich alle zugleich in mir fühlte.

Nicht lange, so ergriff eine knöcherne Hand die meinige. Es war die Alte, die mich hinwegzog, und mich leise ermahnte, ja sacht zu gehen. Ich folgte

auch willig, die Treppe hinab, über den Hof in den Garten, wo sie eine kleine bis dahin versteckt gehaltene Laterne hervorzog, womit sie mir den dicht verschlungenen Pfad schwach erhellte.

„Armer junger Herr!" flüsterte sie, indem sie bemüht war, das Pförtchen, welches mich zuvor eingelassen, wieder zu öffnen. „Das war eine unerwartete Störung! Das arme Hannchen! sie hatte sich so auf den Abend gefreut."

„Zum Teufel mit ihr!" fuhr ich wild auf.

„O schelten Sie nicht das seelengute Kind!" fiel die Alte ein. „Eine arme verlassene Waise ohne allen Anhalt in der Welt, und ein schöner, großmüthiger zum Sterben verliebter Prinz — ist das ein Wunder? Kann man es ihr zum Verbrechen machen? — Aber wie oft hat sie von Ihnen gesprochen! — Was wohl Junker Ernst denken mag, wo ich geblieben bin! Er hatte mich lieb wie ein Bruder, und ach, wie oft hat er sein kleines Taschengeld verwendet, mir irgend eine Freude zu machen, als die Mutter noch lebte, und ihr unglücklicher Zustand mich so betrübte! Wie oft brachte er Obst und andre feine Leckereien mit, die wir dann zusammen verzehrten. O könnt' ich einmal, nur noch einmal so vergnügt mit ihm speisen, hier in meinem Stübchen, wie froh wollt' ich seyn!"

Diese und ähnliche Reden der Alten hatten unvermerkt meinen Groll beschwichtigt, ihn sonderbarer Weise in eine tiefe Wehmuth umgewandelt, und als das kleine Pförtchen sich hinter mir schloß und ich allein auf der dunklen öden Straße stand, brach ich in ein lautes Weinen aus. Mir ward mit einemmal klar, was Hannchen mir gewesen, was sie mir hätte seyn können, und daß sie für mich verloren war. — Ich war in den wenigen Minuten um einige Jahre älter geworden!

Es wäre wohl nicht ganz unmöglich gewesen, nach diesem Vorgang eine Art von Roman mit Hannchen fortzuspielen, worin Glück und Erfolg mit dem Erbprinzen theilen zu können ziemlich wahrscheinlich war. Aber mich hielt ein innerer unüberwindlicher Widerwille davon zurück; vielleicht die tiefe sittliche Scheu der ersten Liebe, des unentweihten Gefühls. — Auch Hannchen machte keinen Versuch weiter, mich in ihre Nähe zu bringen; sie mochte glauben, meine Zuneigung, nach der Entdeckung, die ich hatte machen müssen, gänzlich verscherzt zu haben; oder es hatte der gefährliche Ausgang des ersten Versuchs sie ängstlich gemacht und abgeschreckt.

Nichts glich jedoch dem Ingrimm, dem tiefen Haß, welchen ich gegen den Prinzen empfand. Wie

gern, o wie gern hätt' ich blutige Rache an ihm nehmen mögen, und wenn es zu jener Zeit schon Demagogen-Bündnisse zum Verderben der Fürsten gegeben hätte, sie würden an mir ein eifriges Mitglied gefunden haben! — Indessen war dieser junge Fürst der Liebling seines Volks, welches mit den schönsten Hoffnungen auf ihn hinschaute, und wie in den kleinen Hauptstädten unsers deutschen Vaterlandes die Blicke der Unterthanen stets mit Interesse auf das Privatleben der Fürsten gerichtet waren, so blieb es auch nicht ganz geheim, daß der Erbprinz ein schönes Mädchen in einem Winkel der Vorstadt als Maitresse unterhalte. Ein Gegenstand, der um so mehr die müßige Neugier beschäftigte, als man zugleich wissen wollte, es seyen aus diesem Verhältniß allerlei Mißhelligkeiten in der fürstlichen Familie hervorgegangen. Die alte Fürstin nämlich hatte den Plan, den Erbprinzen mit der Tochter eines hohen Fürstenhauses zu vermählen, und sollte, wie man sagte, insgeheim bereits Einleitungen hiezu getroffen haben. Der Prinz aber hatte eine entschiedene Abneigung gezeigt gegen diese Verbindung, welche man, mit Recht oder Unrecht, jenem Liebesverhältniß glaubte zuschreiben zu müssen. Es wurde viel erzählt von den heftigen Auftritten, welche dies zwischen den fürstlichen Personen veranlaßt habe, und von den heimlichen Ränken und Kundschaftereien,

welche die alte Dame in Bewegung gesetzt haben sollte, um ihren Zweck zu erreichen, und wie man einmal Partei für ihn genommen, so ward der arme Prinz allgemein bedauert, dem hier in seiner Herzensneigung sollte Zwang angethan werden, um ihn in ein Bündniß zu treiben, das seinem Gefühle widerstrebte.

Es gab eine öffentliche Festlichkeit, eine Art von Volksfest, welches in der anmuthigen Umgebung der Hauptstadt alljährlich in der schönen Jahreszeit im Freien stattzufinden pflegte. Die sämmtliche Einwohnerschaft nahm daran Theil, und auf einem großen grünen Platz zwischen schattigen Baumgruppen sah man einen Tag lang die schöne und vornehme Welt, unter dem Klange fröhlicher Musik, in allem Glanz des herrschenden Modestaats sich bewegen. Der Unterschied der Stände, welcher sonst in unserm Städtchen ärger als im chinesischen Reich die Kasten von einander trennte, schien für diesen einen Tag aufgehoben, indem die Damen des Adels, sonst streng die Nähe Derer meidend, welche nicht in ihren Kreis gehörten, da nicht verschmähten, sich zwischen Bürger- und Bauerweibern hindurch zu drängen, und den zierlichsten Modeputz vor den Blicken der Menge zur Schau zu stellen. Selbst der Hof ermangelte nicht, das Fest regelmäßig mit seiner Gegenwart zu verherrlichen und in einem

reich geschmückten Zelte mit seiner ganzen Umgebung Platz zu nehmen, Erfrischungen zu genießen, und nach Lust und Laune zu verweilen, welche höchste Gegenwart dann der Silberblick des Volksfestes, der höchste Gipfel der allgemeinen Lust und Freude war.

Diesmal begünstigte das herrlichste Wetter das wiederkehrende Fest. Jung und Alt war hinausgezogen und der schmucke Kammerjunker durfte auch nicht fehlen, um am Arm einiger jugendlicher Genossen in den Baumgängen umher zu streifen, die Schönen der Residenz zu mustern und allenfalls auch die raschen flinken Bauerdirnen im Vorbeistreifen zu necken.

Da nahm ich im dichtesten Gedränge eine Dame wahr, die, nach der neuesten Mode fein und geschmackvoll gekleidet, am Arm einer ältern Frau daherschritt und des bunten Anblicks sich zu freuen schien. Schon aus der Ferne war zu erkennen, daß die Menge mit einem gewissen Ausdruck von Staunen und Neugier auf sie blickte und nur so sie vorübergehen ließ. Es mußte wohl die Wirkung der ausnehmenden Schönheit der Jüngeren seyn, die ich mit klopfendem Herzen näher kommen sah. Es war Hannchen!

Ich stand überrascht, bezaubert von der Allgewalt ihrer Schönheit, denn nie glaubt' ich gewußt zu haben, daß sie so schön sey. Ach, es war nicht mehr das muntre Kind in der unscheinbaren Tracht,

dem das Lachen stets auf den Lippen, Neckerei und Muthwillen in den schelmischen Augen saß. Es war ein schönes, gefühlvolles Mädchen, das ein zärtliches Herz im Busen und in dem Herzen eine stille Trauer trug. Um was? — Der alte Ingrimm loderte in mir auf — da begegnete mein Auge dem ihrigen: mein Zorn erlosch vor dem treuen, stillen, demuthvollen Blicke, und ich fühlte nur mit erneuertem Schmerz, daß sie verloren war!

Ihr nach sah ich einen widerlichen Kerl schleichen, einen ehemaligen Hoflakaien, der wegen schlechter Streiche verabschiedet war, und ich erinnerte mich jetzt, wie sie mir in der ersten Zeit unsres Umganges oft erzählt hatte, er habe sie mit seiner Liebe verfolgt und durch Zudringlichkeiten belästigt. Er schien sich noch an ihrer Schönheit zu weiden, aber mit einem Ausdruck teuflischen Hohnes, der, wie mich dünkte, der Freude galt, daß sie nun doch nichts weiter als eine Gefallene sey.

Bald entschwand sie meinen Blicken. Ich verfolgte die entgegengesetzte Richtung; als ich aber nach einigen Minuten wieder in die nämliche Promenade trat, sah ich Hannchen in einiger Entfernung an einer Conditorbude stehen und, indem sie sorglos umherschaute, einige Näschereien verzehren. Gleichzeitig aber erblickt' ich jenen widerwärtigen

Menschen fast dicht bei ihr, sich wie mit Absicht immer näher an sie drängend.

Ich weiß nicht, wie die Ahnung irgend eines Frevels mir in den Sinn kam und mich unwillkürlich vorwärts drängte. Doch ehe ich die Bude noch erreichte, sah ich plötzlich einen feinen lichten Strahl in der Luft zittern — hörte einen durchdringenden Aufschrei und ein Tosen und Zusammenstürzen der zunächst stehenden Menge — und als ich mich herangedrängt, sah ich eine Ohnmächtige hinwegtragen, jenen Kerl aber unter den Stößen, Schlägen und Schimpfworten des erbosten Volkes zu Boden geworfen.

Der Elende hatte eine ätzende Flüssigkeit, eine scharfe chemische Säure dem Mädchen in's Gesicht gespritzt und so gut gezielt, daß die Augen und ihre ganzen Züge davon verletzt seyn mußten, wie denn ihr angstvoller Schrei und die Ohnmacht, in welche sie sogleich fiel, dies auch zur Genüge anzudeuten schienen. — Er ward festgehalten und zur Haft gebracht.

Die nächsten Tage war von nichts Anderem in der Stadt die Rede. Man wollte wissen, der Nichtswürdige habe seine verschmähte Liebe auf diese Art an dem Mädchen rächen wollen, während zugleich ein dunkles Gerücht umging, er sey von einer hochstehenden Person zu der Freventhat erkauft und an=

gestiftet, und wohl mochte der Umstand, daß er nach einer nicht gar langen Arreststrafe wieder in Freiheit gesetzt wurde, solchen Gerüchten einige Glaubwürdigkeit verleihen, indem man vielleicht nur so sich seines Schweigens versichert halten konnte.

Ueber Hannchen's Zustand verlautete sehr wenig. Ihre Verletzung sollte sehr bedeutend, ihre Schönheit gänzlich zerstört seyn. Von ihrem Auge blieb es, wie man sagte, noch unentschieden, ob eine Herstellung möglich, oder die Aermste zu völliger Erblindung verurtheilt seyn würde. Ein Chirurgus, welcher der Mutter in ihrem elenden Zustande Hülfe geleistet, behandelte sie, aber Niemand erfuhr von ihm etwas. Der Mann verließ nach einiger Zeit die Stadt, um sich nach einer entfernten Gegend zu begeben, wo er Verwandte hatte. Auch Hannchen verschwand bald nach ihm, man wußte nicht wohin, noch hörte man jemals, was aus ihr geworden.

Mir aber waren meine Verhältnisse verleidet, die Atmosphäre des Hoflebens lag drückend auf mir. Auch erfüllte mich der Trieb, die Welt zu sehen. Da nun gleichzeitig mein Vater gestorben war, und meine Erbschaft mich in den Stand setzte, jenem Verlangen zu genügen, so fand ich kein Hinderniß, dem Dienste des Hofes zu entsagen, welcher ohnehin mit der Verwaltung der mir nun zu-

gefallenen Güter sich nicht würde haben vereinen lassen.

Der Beschluß dieser Mittheilungen wendete die Blicke der Großmutter, so wie die der übrigen Anwesenden, dem Fräulein Sara zu, mit deren Zustand Ernst schon eine Weile nicht ohne Unruhe beschäftigt gewesen. Sie war blässer und immer blässer geworden und saß jetzt, den Kopf an Ernst's Brust gelehnt, fast ohne Regung da, während große Thränen ihre Wangen hinabrollten. Endlich gewahr werdend, wie sehr sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehe, und auf Ernst's ängstliches Fragen, war sie aufgestanden und an's Fenster getreten; Ernst folgte ihr und nachdem sie einige leise Worte gewechselt, führte er, sie sanft umfassend, die Braut in ein Nebenzimmer. Als er nach einem Weilchen allein zurückkehrte, entschuldigte er Sara's Verschwinden mit einer plötzlichen Anwandlung von Unwohlseyn und ihrem Wunsch, sich unbemerkt nach Hause begeben zu können. Doch schien er verstimmt und die Anwesenden, welche an das Vorgeben nicht glaubten, eben so wenig sich ein so lebhaftes Ergriffenseyn von einer längst vergangenen Geschichte — die höchstens nur Ernst näher interessiren konnte — zu erklären wußten, sprachen untereinander allerlei Vermuthungen aus, welche zuletzt auf einen Zwist unter dem Brautpaar hinausliefen, um am folgenden

Tage die Runde durch alle modische Besuchzirkel der Stadt zu machen.

Die Großmutter wußte sich's nicht zu erklären, als am folgenden Tage auch Ernst's gewöhnlicher Morgenbesuch bei der alten Dame unterblieb, und auf die Anfrage nach des Fräuleins Befinden, welche sie in deren Wohnung ergehen ließ, der Diener unverrichteter Sache zurückkam, berichtend: er habe Niemand finden können, der ihm Auskunft ertheile.

Am Nachmittage endlich erschien Ernst, verstört und in Reisekleidern.

„Sara ist fort!" rief er der Großmutter zu, die ihm gespannt und erwartungsvoll entgegentrat. „Eine Aengstlichkeit, ein übertriebenes Zartgefühl jagt sie von mir, will sie zwingen, ihr Herz von dem meinigen zu reißen. Lesen Sie hier diesen Brief, den ich eine Stunde nach ihrer Abreise empfing, die heute in aller Frühe erfolgte. Nur mit vieler Mühe ist es mir gelungen, zu erfahren, was für einen Weg sie genommen, und ich eile ihr nach."

Er legte bei diesen Worten einen Brief in der Matrone Hand, und war, nachdem er sie zärtlich umarmt, sofort aus dem Zimmer verschwunden. Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Nicht glaubte ich, als ich heute, eine glückliche Braut, den Tag begrüßte, daß er der letzte meines Glückes seyn, daß seine nächtlichen Stunden mich

beschäftigt finden würden, das Band zu lösen, welches mich mit dem geliebtesten Manne vereinigte, daß meine Hand Deinem Herzen, mein Ernst, die schmerzliche Wunde versetzen würde, an der das meinige verbluten wird. — Und doch ist es eine Pflicht der Ehre, der Tugend und Sittlichkeit, die ich erfülle, die Pflicht, Dein theures Leben nicht mit der Erinnerung an fremde Schande zu verunreinigen. Denn wisse, ich bin die Enkelin jener Johanna, deren traurige Geschichte Deine treffliche Großmutter uns mittheilte, und nimmer kann ich eintreten in einen Kreis, der so genau unterrichtet ist von ihrem Unglück, ihrer — ach, daß ich es sagen muß! — ihrer Schande, und eben so wenig wär' es mir möglich, diese meine Abkunft vor Dir und der würdigen Frau verborgen zu halten. — Vernimm hier in wenigen Worten den Verlauf der Schicksale des unglücklichen Mädchens. Ihr war der Ursprung des an ihr verübten Frevels kein Geheimniß, indem sie schon Manches von dem Haß der alten Fürstin zu leiden gehabt. Auch dem Prinzen mochte dies nicht verborgen geblieben seyn. Er unterrichtete sich durch den Wundarzt, der sie behandelte, täglich von Hannchen's Zustande und sorgte freigebig für ihre Pflege. — Nach einigen Wochen war sie einigermaßen hergestellt, aber ihre Schönheit gänzlich zerstört. Das linke Auge war verloren, eine große blutrothe Narbe

unter demselben hätte allein schon ihr Gesicht entstellt, auch wenn es nicht noch außerdem mit kleinern Narben bedeckt gewesen wäre. Sie hatte in der ersten Stunde nach diesem Vorgange sich feierlich gelobt, den Prinzen nimmer wieder zu sehen, und sie widerstand beharrlich jedem seiner Versuche, zu ihr zu dringen. — So konnte aber ihre Lage nicht bleiben. Sie entdeckte sich dem Wundarzt und bat ihn, ihr behülflich zu seyn, den Ort verlassen zu können, um irgendwo in der Stille von ihrer Hände Arbeit zu leben. Gerührt von ihrem Schicksal und ihrem früher untadelhaften Wandel, machte er ihr den Antrag, ihn als seine Gattin nach Amerika zu begleiten, wohin ein begüterter Verwandter ihn berufen. Sie willigte ein und hat nie Ursache gefunden, es zu bereuen. Als er nach einigen Jahren gestorben war, verheirathete sie sich zum zweiten Mal mit einem reichen Creolen, den ihr erster Mann von einer schweren Krankheit unter ihrer sorgsamen Pflege geheilt hatte. Sie ward in dieser Ehe Mutter einer einzigen Tochter, die mit Johanna's Zügen auch jenes traurige Maal mit zur Welt brachte, welches sich an mir, als großmütterliche Mitgift und stete Erinnerung an das Unglück ihrer Jugend, bis zur dritten Generation fortgepflanzt hat. Meine Mutter starb in meiner frühsten Kindheit. Die Großmutter, jetzt zum zweiten

Mal Wittwe und durch den Tod ihres zweiten Mannes sehr begütert geworden, nahm mich zu sich und sorgte in liebevoller Treue für meine Erziehung. Sie pflanzte die Liebe für ihr deutsches Vaterland in mein Herz, gewöhnte mich an die äußerste Einfachheit, und im Hinblick auf ihr früheres Leben an Demuth und Anspruchslosigkeit. Vor Allem hielt sie mich fern von Eitelkeit und Modesucht, die freilich, als ich heranwuchs, auch bereits anfingen, die Sitten meiner amerikanischen Landsmänninnen zu verderben; und als sie sterbend die Geschichte ihrer Jugend und ihrer Verirrungen mir an's Herz legte, verhehlte sie es nicht, daß Hang zum Putz und zum Luxus sie zuerst auf Abwege gelockt und zur Untreue an der einzigen und tiefen Liebe ihres Herzens zu einem jungen Mann verführt habe. Mit welcher Wärme sprach sie dann von dem Manne dieser ersten Jugendliebe. Sie nannte mir nie seinen Namen, noch den des Orts, wo jene Begebenheiten sich zugetragen. Aber Ernst (nur mit diesem Namen hatte sie mir ihn genannt) blieb das Ideal ihres Herzens bis an ihre letzten Lebenstage. Auch mir ward dieser Name theuer und bald gewöhnte ich mich, mit ihm einen Begriff von männlicher Vollkommenheit und Trefflichkeit zu verbinden, wie ich ihn in der Folge in Dir, Geliebter, sammt dem

theuren Namen, verwirklicht fand! Und Dich muß ich aufgeben!

Kennst Du, theurer Ernst, den Abscheu der Amerikaner gegen jeden Tropfen farbigen Blutes, welcher sich in der Hautfarbe eines Eingebornen als Zeichen einer verachteten Abstammung kund giebt? Kann der Abscheu eines hochgebildeten Europäers gegen die Herkunft von einer beschimpften, der Verachtung verfallenen Ahnfrau geringer seyn? Nein! Jeder Blick auf das unglückliche Denkzeichen, das ich geerbt habe, würde Dich daran und an den Ursprung desselben erinnern und Dich über Deine Wahl erröthen lassen. So lebe denn wohl, einzig Geliebter! Vergiß die Unglückliche, die sich unter heißen Schmerzen von Dir trennt. — Doch nein, vergiß mich nicht! Laß mich fortleben in Deinem Herzen; bewahre mein Gedächtniß wie das einer Verstorbenen, mit dem tröstenden Glauben, daß wir einander auf einem schönern Sterne wieder begegnen.

Deine

Sara."

Während nun Ernst, begleitet von den Wünschen der Großmutter und ihren herzlichen Segnungen für die Geliebte, dieser nacheilte, hatte sich indeß die Nachricht von der Flucht derselben von dem Hotel aus, welches sie bewohnte, in der Stadt verbreitet.

„Wissen Sie es schon", sagte Tags darauf ein guter Freund zu dem jungen Blasirten, welcher am ersten Abend Sara's Brillanten so eifrig lorgnirt hatte — „die Amerikanerin ist fort, aus Bolten's Heirath wird nichts!"

„Ist's möglich?" rief der Andere voll Erstaunen, „und warum — weshalb?"

„Man weiß nichts Sicheres davon!" lautete die Antwort. „Ein Zwist, der bei der Großmama zwischen dem Brautpaar statt gefunden, als die alte Dame von einem wunderschönen Mädchen aus ihrer Zeit erzählte, und der Bräutigam mit mehr Wärme, als der Braut mag angenehm gewesen seyn, auf diese Schilderung einging — soll die Veranlassung gegeben haben. Nun, Sie selbst waren ja gegenwärtig, wie man mir sagte!"

„Allerdings!" entgegnete der Andre. „Aber es war mir zu langweilig, ich ging früh fort. Freilich — hätt' ich ahnen können, daß ein solches Drama dort gespielt werden würde, ich wäre gewiß geblieben. Man sieht dergleichen nicht alle Tage! — Aber — wer weiß — die Brillanten waren von ausgezeichnetem Feuer! — Wohin mag sie gegangen seyn?"

„Ohne Zweifel geht sie wieder nach Amerika zurück. Ich dinirte heute in dem Hotel, wo sie gewohnt, und suchte den Oberkellner auszufragen —

man mag doch gern von einer Sache, die so viel besprochen wird, Genaues wissen. Aber der Kerl wußte auch nichts, nur wollte er früher von einer Kammerzofe gehört haben, es sey von einem Seebade die Rede gewesen, das Miß Wilkens besuchen wolle. Vielleicht des Teints wegen, und das Muttermaal ein wenig zu bleichen!"

Ein Gelächter schloß die Phrase. Der Blasirte stand in Gedanken. „Und was sagt Bolten?" warf er endlich hin.

„Der ist für Niemand sichtbar. Es hat ihn keiner seiner nähern Freunde gesehen, noch gesprochen. Sehr begreiflich, er wird erst einige Zeit verstreichen, gleichsam Gras wachsen lassen über die Geschichte. Aber es ist doch thöricht, das Mädchen war so übel nicht und ihr großes Vermögen —."

Aber der Blasirte hörte nicht mehr darauf. Seine Uhr ziehend, sprach er: „Es ist schon spät. Ich habe noch Briefe zu schreiben, und im Theater ist heut das neue Stück von — wie heißt es doch? — und ich habe versprochen, im ersten Range zu dessen Gunsten zu wirken! Die ewige Plackerei! Nichts ist langweiliger! Auf Wiedersehn!"

Ernst hatte seine Maaßregeln so gut genommen, daß Niemand erfuhr, er sey der Braut nachgereist; denn weil die Großmutter sich gewöhnlich um

diese Zeit auf ihr Landgut zu begeben pflegte, fiel es Niemand auf, daß sie dies jetzt auch that, und der Großneffe, der ihre Angelegenheiten führte, sie dahin begleitete, da ohnehin eine kurze Entfernung von der Stadt ihm nach der unangenehmen Erfahrung, die er gemacht, in jeder Hinsicht erwünscht seyn mußte.

Auf derselben Straße, welche Ernst eingeschlagen, rollte ein paar Tage später ein andrer eleganter Reisewagen, dieselbe Richtung verfolgend. Sein einziger Insasse war Baron Felseck, der eifrige Bewunderer von Sara's Brillanten, dessen Zweck aber kein andrer, als die Spur der Amerikanerin zu verfolgen, und wo möglich sein Glück bei der verlassenen Braut zu versuchen: ein Versuch, den er seinen gänzlich zerrütteten Vermögens-Umständen glaubte schuldig zu seyn, und bei welchem seine Eitelkeit, im Bunde mit einem unerschütterlichen selbstgefälligen Dünkel, ihm mit dem glücklichsten Erfolge schmeichelte.

Er kam in Hamburg an, bis wohin alle Nachrichten, die er sich zu verschaffen gewußt, ihn richtig geleitet hatten, und er säumte nicht, sich

sofort in Kenntniß zu setzen, ob sich Sara noch hier befinde? entschlossen, ihr, wenn es seyn mußte, allenfalls bis nach England zu folgen. Er fand auch richtig das Hotel, wo sie gewohnt; sie selbst aber hatte sich sofort nach Helgoland begeben.

„Nach Helgoland", sprach er bei sich, „in's Seebad also!" — und jene Glosse über den Teint und das Muttermaal des amerikanischen Mädchens fiel ihm wieder ein; zugleich aber auch sah er im Geist die Brillanten funkeln in dem reichen Schmuckkästchen, wovon die, welche er kannte, wohl nur einen untergeordneten Theil ausmachen mochten; er sah ferner die Kassette mit Dollars, Guineen und englischen Banknoten, wovon laut den Berichten des schwatzhaften Kammermädchens in jenem Gasthofe, welchen Sara als Bolten's Braut bewohnt, die Rede gewesen war. Er verweilte ein wenig bei dieser Erinnerung, und dachte: „Bolten ist doch ein Thor gewesen, sie sofort aufzugeben! Was thut das Bischen Teint? Man gewöhnt sich an Alles!" — Dann aber, die Badine schwenkend, setzte er hinzu: „In Helgoland also! Nun, da läuft sie mir nicht davon! — Die Liebhaber-Rolle wird ohnedies langweilig genug seyn. Amüsiren wir uns denn hier erst noch ein wenig, bevor wir sie einstudiren!"

Er führte den Vorsatz aus und genoß mit vollen Zügen, was das an Genüssen so reiche und mannigfaltige Hamburg auch den verwöhnten Vergnüglingen zu bieten vermochte. Nebenher fand sich für den Gewandten und Weltklugen Gelegenheit, nach den Vermögens-Umständen des verstorbenen Herrn Wilkens aus Amerika, der vor seinem Tode hier einige Jahre gelebt hatte, auf geschickte Weise Erkundigungen einzuziehen. Der Erfolg war mehr als befriedigend und gab Veranlassung, den Becher der Lebenslust, aus welchem er eben trank, noch um eins so rasch bis zum Ueberschwang zu füllen und zu genießen. Lachte ihm doch die Hoffnung, die Opfer, die er seiner Kasse dabei zumuthen mußte, binnen Kurzem auf's Reichlichste vergütet zu sehen.

So vergingen mehrere Tage. Endlich glaubte er doch, die ihm längst fremd gewordene Rolle des Verliebten durch den fleißigen Besuch des Theaters und das Studium der gelesensten Romane — aus welchen er sich die brauchbarsten Phrasen notirt hatte — hinlänglich inne zu haben, um sie mit Sicherheit darstellen zu können, und segelte mit dem Dampfboot nach jener Felsen-Insel ab, wohin alljährlich die Mode ihre Invaliden sendet, um in den Armen des alten ewigen Oceans sich Verjüngung zu suchen.

Er langte glücklich an, nahm die erste sich darbietende Wohnung und bemühte sich mit einer so sorgfältigen Toilette, als sie hier nur immer möglich zu machen war. Dann noch einmal seinen Plan überdenkend, begann er sich auf den Weg zu der Ausführung desselben zu machen.

Die Wohnung der Miß Wilkens ließ sich leicht auffinden, da sie eine der besten der den Badegästen sich darbietenden war. — Er ließ sich melden. Das Fräulein war zu Hause und auf die Aeußerung gegen die Dienerin, daß er dringend wünsche, der Miß seine Aufwartung zu machen, ward ihm, wiewohl erst nach einigem Zögern, eine Thür geöffnet, die aus dem Vorgemach, worin er sich befand, in ein inneres Zimmer führte.

Eine Dame saß auf dem Sopha in einfacher Eleganz gekleidet, aber sie war ältlich und von ernstem Ansehen. Sie empfing den Eintretenden mit höflicher Fremdheit und fragte, nachdem er nicht ohne einige Verlegenheit sich mit ein paar Worten eingeführt, was ihr die Ehre seines Besuchs verschaffe?

Er erwiederte, daß er, als ein Bekannter aus B., die Absicht gehabt, Miß Wilkens seine Aufwartung zu machen.

„Dies ist mein Name!" erwiederte kurz und rasch die Dame. — Er aber fiel noch rascher, und stark betonend ein: „Miß Sara Wilkens." —

„Auch ich trage diesen Vornamen!" klang die Antwort; — „aber sollten Sie vielleicht meine Nichte meinen, die —."

„Das junge Fräulein Sara, die ich die Ehre hatte, bei der alten Baronin von Fernheim zu sehen, und mit deren Großneffen, dem jungen von Bolten, sie damals, wie man sagte, versprochen war."

„Und dessen Gemahlin sie seit vorgestern ist", ergänzte die Dame und blickte mit Lächeln auf den jungen Mann, der doch nicht ganz über die Verlegenheit, in welche diese unerwartete Kunde ihn versetzte, Herr werden konnte, und wovon sich etwas in seinen Zügen abspiegelte.

„Mein Gott!" erwiederte er indeß schnell gefaßt, „man sagte, die Verlobten seyen entzweit — und — ich komme mit Friedens-Vorschlägen von Seiten der Großtante."

„Die waren niemals nöthig!" erwiederte sie. „Unsre schnelle Abreise von B., die aber durch Vermögens-Angelegenheiten veranlaßt wurde, hat vielleicht zu dergleichen Gerüchten Stoff gegeben. Die Liebenden waren niemals entzweit. Seit

vorgestern sind sie, wie gesagt, ein glückliches Ehepaar, und bereits gestern von hier abgereist, um sich nach den Gütern des Barons von Bolten zu begeben, wo die Großtante ihrer wartet."

Der Besuchende hatte während dieses Berichts Fassung genug gewonnen, um die Unterhaltung noch durch einige Gemeinplätze zu verlängern, und darauf sich höflich zu empfehlen.

Draußen aber fuhr er sich unvermerkt mit der geballten Faust an die Stirne und sagte bei sich:

„Dummer Teufel, der ich bin, daß ich auch gar nicht an die alte Hexe von Cousine dachte, obschon ich sie niemals gesehen! — Aber mir kommt ein Gedanke! — sie ist wohl auch reich! — Ich muß es zu erfahren suchen — und — ist es so — dann bezahlt eine alte Frau die Schulden eines jungen liebenswürdigen Mannes vielleicht noch lieber als eine junge! Ich muß Erkundigungen einziehen!"

Ob der Erfolg derselben ein erwünschter war, ist nicht bekannt geworden. So viel aber ist sicher, daß nach Beendigung der Badezeit in Helgoland die ältere Miß Wilkens allein zu ihrer Muhme reiste, der jungen Baronin von Bolten, die mit ihrem Gemahl auf dessen Gute lebte. Ernst war es gelungen, die Bedenken zu beseitigen, die ein allzu lebhaftes

Ehrgefühl, verbunden mit der schmerzlichen Erinnerung an das herbe Mißgeschick der geliebten Bildnerin ihrer Jugend, in ihr angeregt hatte, so wie auch sie mit jedem Tage mehr von der Innigkeit seiner mit der zartesten Achtung verschwisterten Liebe zu überzeugen.

Die neue Cassandra.

Aus den Memoiren eines Zeitgenossen Ludwig XV.

An einem angenehmen Herbsttage ging ich in der Umgegend von Versailles dem Vergnügen der Jagd nach. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ich mich derselben ohne Rücksicht und Nachdenken überließ; so geschah es denn, daß ich nach einem Umherstreifen von vielen Stunden mich endlich in einer mir durchaus unbekannten Gegend befand. Ich hatte mich gänzlich verirrt, und wie wenig es auch mit diesem Umstand an sich zu bedeuten gehabt, so war er doch in diesem Augenblick, wo ich mich hungrig, durstig und erschöpft fühlte, mir nicht ganz gleichgültig. Zum Ueberfluß ward ich erst jetzt gewahr, daß der Himmel sich völlig umzog, und ein dichter Regen, der ganz das Ansehen hatte, als würde er lange dauern, folgte bald auf diese Wahrnehmung. Ich hatte unter den dichten Zweigen eines Baumes Schutz

gefunden, doch mich überzeugend, daß derselbe nicht lange hinreichend seyn würde, stieg ich die nächste Anhöhe hinauf, um zu sehen, ob sich kein anderes Obdach in der Nähe möge erspähen lassen. — Ich befand mich inmitten einer waldigen Hügelkette, deren Vertiefungen, sich zu dichter Waldesnacht zusammenschließend, den Anblick einer vollständigen, wenn auch nicht unlieblichen Wildniß darstellten. Noch etwas weiter gestiegen, entdeckte ich tief im Schooße zweier sich höher aufwölbenden Hügel ein enges Thal, aus welchem ein kleiner See, ganz umschattet von den waldumkränzten Ufern, wie das Auge dieser einsamen Landschaft aufglänzte. Die Stelle zog mich wunderbar an, und als ich hinter den Baumwipfeln eine dünne Rauchsäule emporwirbeln sah, beschloß ich, meine Richtung dorthin zu nehmen, in der Hoffnung, eine Bauern- oder Köhlerhütte zu finden, obgleich ich, außer dem aufsteigenden Rauch, keine Spur einer solchen entdecken konnte. Ich gelangte nicht ohne Schwierigkeiten dahin, und hatte mir durch dichtverwachsenes Gesträuch, auf einem schon durch den Regen erweichten schlüpfrigen Boden, einen Weg zu bahnen, ehe es mir gelang, den See zu umgehen; hinter den letzten, dunkelsten Wipfeln, die ihn hier umkränzten, mußte nun die Wohnung liegen, welche ich suchte, wenn es überhaupt eine solche hier gab. — Das Anschlagen eines Hundes in mäßiger

Entfernung, von dem meinigen beantwortet, bestätigte meine Vermuthung; ich drang muthiger durch das Gebüsch und befand mich bald darauf zur Stelle.

Es war eine kleine dicht umgrünte Waldebene, auf welcher ein Hüttchen stand, eben groß genug, um ein genügsames, der Welt nicht mehr bedürfendes Menschenpaar, etwa wie Philemon und Baucis, zu beherbergen und vor der Rauhheit der Witterung zu schirmen. Wirklich schien auch ein kleines, dem steinigen Boden mit Mühe abgewonnenes Gartenfeld nur eben für ein solches den Unterhalt gewähren zu können. — Ich hatte kaum dieses Bild mir recht deutlich gemacht, als die Thür der Hütte sich öffnete und ein Mann vor dieselbe trat, dessen Silberlocken und etwas gebeugte Haltung, bei übrigens noch rüstigem Ansehen, meine Vorstellung von Philemon auf überraschende Weise in Wirklichkeit treten ließ. Er schien sich verwundert umzuschauen, vielleicht nach der Ursache des Bellens seines Hundes, welcher unruhig an seiner Kette umhersprang.

Ich näherte mich jetzt mit ein paar raschen Schritten, und mich entschuldigend, daß ich seine Einsamkeit störe, bat ich zugleich um die Erlaubniß, in der Hütte ein wenig auszuruhen, bis ich mich hinlänglich erholt haben würde, um meinen Rückweg fortzusetzen. Ich bemerkte, daß der Mann bei meiner Annäherung, und mehr noch bei dem Tone

meiner Stimme, zusammenfuhr. Er hielt die Hand über die Augen, vielleicht um seinem Gesicht zu Hülfe zu kommen, und mit anstandvoller Bewegung, indem er sich leicht verneigte, sagte er, ein wenig abgewendet: „Treten Sie näher!“ — Ich folgte in das Gemach, befremdet von dem Wesen des Mannes, welches durchaus keinen gewöhnlichen Landmann anzukündigen schien. Es war ein kleines ärmliches Stübchen, dessen Geräthschaften eben so sehr von der Dürftigkeit, als von dem Ordnungssinne der Bewohner zeugten. Eine Frau saß an einem Fenster mit Nähen beschäftigt. Der Mann trat zu ihr und redete leise mit ihr, während ich Gelegenheit hatte, sie näher zu betrachten. Sie schien von mittleren Jahren, und ihr ganzer Anstand drückte, wie der des Mannes, eine vornehmere Bildung aus, als die der gewöhnlichen Landleute. Sie war ganz schwarz, fast nonnenhaft gekleidet, und ihre Gesichtsfarbe etwas dunkel, wie von der Sonne bei anstrengender Arbeit gebräunt; aber die feinen Züge, die großen dunklen Augen hatten einen edlen, schwermüthigen Ausdruck. Sie stand jetzt auf, und indem sie, mich mit Anstand grüßend, an mir vorüberging, hatte ich Gelegenheit, den Adel und das zierliche Ebenmaaß ihres Wuchses zu bewundern. Der Mann war, nach der Witterung schauend, an das Fenster getreten. Es lag in seinem Benehmen

etwas Peinliches, Verlegenes. Ich wollte dem ein Ende machen, begann also noch einmal meine Zudringlichkeit zu entschuldigen und zu bedauern, daß vielleicht meine Gegenwart eine Störung in seiner Beschäftigung veranlasse. Er antwortete mit einigen höflichen Worten darauf, deren Wendung und Ausdruck Bildung verriethen. Die Stimme klang mir so bekannt; auch die Züge waren es, indem ich näher tretend sie scharf in's Auge faßte. Erinnerungen dämmerten in mir auf, ich suchte, ihnen folgend, in meinem Gedächtnisse, während mein Blick immer von Neuem an den Zügen des Mannes hing. — „Himmel!" rief ich aus; „ist es möglich — sollte ich nicht irren, in Ihnen den Baron Hoguet —?" — „Sie irren wirklich nicht!" war die Antwort des Mannes, welche ein schwermüthiges Lächeln begleitete — „ich bin in der That derselbe, den ein nicht zu versöhnendes Schicksal aus dem Schooße des Ueberflusses und des höchsten Glanzes in diese Abgeschiedenheit getrieben! Und es ist wohlthuend für mich, zu erfahren, daß bei dem jüngsten meiner Freunde die Erinnerung an meine Person das vergängliche Vergnügen überdauert hat, welches ehedem meine Reichthümer Denen, die mein Haus besuchten, gewährten!" — In der That war die Erinnerung daran jetzt so lebhaft in mir geworden, daß ich, vom tiefsten Mitgefühl ergriffen, mit unverhehlter Weh-

muth bei dem Anblick eines Mannes verweilte, den ich einst in den glänzendsten Umgebungen gekannt, dessen Locken nun die Last der Jahre und ein so vollständiger Wechsel des Schicksals gebleicht und seine Haltung gebeugt hatten. — „Aber wie ist es denn nur möglich?" rief ich nochmals aus; „ich hielt Sie für gestorben!" — „Wie alle Welt mich dafür hält!" fiel er lebhaft ein, „und mich dafür halten soll! Ich bin todt für die Welt, will es auch bleiben, und der einzige Wunsch, den ich hegte, daß mir vergönnt seyn möchte, noch Einem der Wenigen aus jener Vergangenheit, die meinem Herzen näher gestanden, im Leben zu begegnen, ist nun auch erfüllt, und ich kann ruhiger meinem Ende entgegen gehen! Dank sey dem Zufall oder vielmehr der Vorsehung, die Sie hierher geführt! — Bereite ein kleines Abendessen, liebe Manon, so gut es unsere dürftige Küche vermag!" wendete er sich zur Frau, die wieder herein getreten war; „und die letzte Flasche Wein, die ich aus besseren Zeiten noch aufgespart, möge heute dazu dienen, ein Fest der Erinnerung mit diesem lieben Gast zu feiern!"

Manon entfernte sich wieder; ich sah ihr lächelnd nach und sagte: „Sie haben so spät noch, wie ich sehe, Hymen's Macht anerkannt und damit die früher gehegten Grundsätze auf's Beste widerlegt!" — Der Baron war früher niemals verhei-

rathet und seine Abneigung gegen den Ehestand hatte oft Gelegenheit zu Scherzen zwischen uns gegeben; aber er erwiederte jetzt sehr ernsthaft: „Sie irren! Manon ist nicht meine Frau, obgleich sie verdiente, die Gattin des rechtschaffensten Mannes in ganz Frankreich zu seyn. Ein freiwilliger Entschluß hat sie bewogen, meine Einsamkeit durch ihre Gesellschaft zu versüßen, und eine Lage zu theilen, die, wie Sie sehen, von keiner Seite Vergnügen und Annehmlichkeiten zu gewähren vermag. Doch davon nachher! Jetzt bedürfen Sie vor allen Dingen einiger Erholung. Ich bitte Sie, dieselbe in meinem Schlaf-Cabinet auf ein Stündchen zu genießen. Unterdeß wird Manon unser kleines Mahl bereitet haben!" — Er öffnete bei diesen Worten eine Seitenthür, und ließ mich in ein sehr kleines Cabinet treten, welches er, sich beurlaubend, hinter mir verschloß.

Ich fand mich allein, doch die Ueberraschung eines so unerwarteten Wiedersehns verscheuchte alle Müdigkeit, und ich hatte der Aufforderung des Barons mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfniß nachgegeben. Jetzt mir selbst überlassen, begann ich die Gegenstände, die mich umgaben, zu mustern, und über die Ursachen nachzudenken, welche den Baron zu einer solchen Lebensweise führen konnten. Alles was ich sah, regte diese Gedanken an. Ein ärmliches Ruhebett erinnerte durch seine verblichene, ehemals reiche

Vergoldung an das Ameublement eines Prachtgemaches, wovon es sonst ein Stück mochte ausgemacht haben, und die abgenutzten Prachtbände einiger Bücher, auf einem an der Wand befestigten Brett, erweckten Gedanken an die herrliche Bibliothek des Barons, welche mir einst so manchen schönen Genuß gewährt hatte. Ich nahm einige Bücher von dem Gestelle herunter: es waren vorzügliche Dichterwerke unserer Nation, so wie der Engländer und Italiener. Ich hatte die nämlichen Bände oft in Händen gehabt, oft den geistreichen Kreis, welcher sich im Hause des Barons zu versammeln pflegte, durch Mittheilungen daraus unterhalten. Welche Erinnerungen! und welche Gegenwart! — Baron Hoguet machte damals — es konnten achtzehn bis zwanzig Jahre seitdem verflossen seyn — eines der glänzendsten Häuser in Paris. Eben so sehr hierzu fähig durch seinen außerordentlichen Reichthum, als durch seinen feinen Geschmack und seine ausgezeichnete Geistesbildung, konnte man in unserer, an glänzenden Zirkeln so reichen Hauptstadt sich doch nicht leicht irgendwo besser befinden, als an der Tafel oder in dem Salon des Barons Hoguet. Der lüsterne Schmecker sowohl, als der denkende Kopf, der Schöngeist wie der Staatsmann fanden ihre Rechnung, und Alle stimmten in dem Urtheil überein, daß es für unsern Wirth nicht der Folie von zwanzig Millionen Franks

bedurft hätte, um für einen vortrefflichen Kopf und ausgezeichneten Gesellschafter zu gelten.

Vorzüglich anziehend war das Haus des Barons für Fremde und durch sie; denn indem sie hier Alles fanden, was Paris Geistreiches und Schönes aufzuweisen hatte, ertheilten sie selbst diesen Zirkeln einen eigenthümlichen Reiz durch das Charakteristische ausländischer Bildung und Sitte. Selten kam ein bedeutender Fremder nach Paris, mochte er nun Staatsmann, Gelehrter oder Künstler seyn, welcher in den Zirkeln des Baron Hoguet nicht Zutritt gewünscht und gefunden hätte; ja, es hatte hier gar Mancher Gelegenheit, ein Glück zu begründen, welches zu suchen er nach der Hauptstadt gekommen war. Des Barons bedeutende Verhältnisse, seine Verbindungen mit den angesehensten Personen des Hofes, schafften ihm sehr oft Gelegenheit, aufkeimenden Talenten jeder Art den Weg zu bahnen, und seine großmüthige und wohlwollende Gesinnung ließ ihn ein edles Vergnügen in der Ausübung einer solchen Art von Gönnerschaft finden. Auch ich hatte derselben die Begründung meiner Glücksverhältnisse zu verdanken. Vor Jahren als Fremdling nach Paris gekommen, verschaffte ein glücklicher Zufall mir die Bekanntschaft des Barons. Ich gewann in Kurzem seine besondere Zuneigung, und außer den unzähligen Annehmlichkeiten, welche mir daraus er-

wuchsen, ward mir hierdurch der Weg zu Verbindungen geöffnet, durch deren Hülfe ich mit leichter Mühe eine für meine Bestrebungen wünschenswerthe Anstellung fand.

War nun der Umgang des Barons und sein Gesellschaftskreis von so ausgezeichneter Annehmlichkeit, so war dies noch weit mehr der Fall für den Kreis ausgewählter Freunde, welchen vergönnt wurde, ihn nach seinem Landsitz zu Chatillon, ohnfern Meudon, zu begleiten. Sein prachtvolles Schloß daselbst war einem wahren Feensitze zu vergleichen, Alles, was Kunst, Geschmack und Reichthum zu bewirken vermögen, war aufgeboten, einen von Natur schon reizenden Aufenthalt zu verschönern. Der feinste Epikuräismus, durch Geschmack und Zartsinn veredelt, herrschten bei den Festen, die hier gegeben wurden; und wenn gleich der ländliche Aufenthalt und die Gegenwart eines engvertrauten Kreises von Freunden gestatteten, sich in einer freieren Gestalt zu zeigen, als dies in Paris geschehen konnte, so wendeten doch nie die Grazien sich von diesen Festen ab; ja, die Musen selbst verschmähten nicht, sie mit ihren freundlichsten Gaben zu verherrlichen. Hierher begleiteten den Baron seine erlesensten Freunde und diejenigen Fremden, welche ein näheres Interesse mit ihm verband. Da sah man Männer, welche die Annehmlichkeiten aller Länder und Gegenden

gekannt und genossen, Staatsmänner von hoher Bedeutung in traulichem Vereine mit Dichtern und Künstlern, und Alle theilten aus dem Schatze ihrer Erfahrungen und Forschungen, aus den Eingebungen des Genius mit, was zum Ergötzen Aller dienen konnte. Reizende Frauen von Geist und Anmuth erhöhten den Zauber dieses Kreises, und wenn freilich nur die Liebe sie hier einführte, so verstand es sich doch von selbst, daß keine Wesen gemeiner Art demselben nahen durften, und nur, wo freie Neigung ein Verhältniß geknüpft, dem höhere Rücksichten keine Rechtmäßigkeit gestatteten, war es vergönnt, sich dessen hier auf zwanglose Weise zu erfreuen. Der Baron selbst lebte damals in einer solchen Verbindung mit einer wunderschönen Tänzerin, und das bezaubernde Talent dieses Mädchens diente nicht selten, den Reiz unserer gesellschaftlichen Abende zu erhöhen. — Ich genoß einige Jahre hindurch das Vergnügen dieses Umgangs; dann entfernten mich Dienstverhältnisse von Paris. Ich verlebte mehrere Jahre in entfernten Provinzen, zuletzt im Auslande. Als ich nach einem sehr langen Zeitraum Frankreichs Hauptstadt wieder sah, fand ich Manches verändert. Die Freunde jener Zeit waren weit umher verstreut; Viele waren todt, die Meisten entfernt. Unter den Gestorbenen befand sich angeblich auch Baron Hoguet. Ich hörte mit Bedauern, daß sein

Lebensloos sich nach und nach verschlimmert hatte Dem Glücke vertrauend, welches ihm bis dahin ohne Unterbrechung gelächelt, hatte er sich auf weitläufige Unternehmungen eingelassen, welche mißlungen waren. Große Summen, die er der Regierung vorgestreckt, wurden ihm nicht zurück gezahlt. Einige Handelshäuser, die seine bedeutendsten Kapitalien besaßen, hatten fallirt, und sein Unglück zu vollenden, verzehrte eine große Feuersbrunst seine wichtigsten Papiere und Rechnungsbücher, so daß seine verwickelten Angelegenheiten nicht wieder zu ordnen waren. Es war wohl nicht zu verwundern, daß so wiederholte Schicksalsschläge die Philosophie eines Mannes erschütterten, welcher bis dahin dem Glücke im Schooß gesessen. Man sah ihn noch eine Zeit lang gramgebeugt in einer Lage, die gegen seine frühere dürftig zu nennen war; dann hatte er Paris verlassen, muthmaßlich um noch etwas von den Trümmern seines Vermögens in der Provinz zu retten, von wo aus bald darauf die Nachricht seines Todes zu den Wenigen gekommen war, welche noch nach ihm fragten. Da er keine nahen Erben hinterließ, so war der gute Baron sammt den Ansprüchen, welche er rechtmäßiger Weise noch zu machen gehabt hätte, auch sehr bald unter dem Wechsel der Erscheinungen der Hauptstadt vergessen.

Alle diese Erinnerungen, indem sie an meiner Seele vorüber gingen, beschäftigten mich auf das Lebhafteste, und regten mein Verlangen, die Gründe zu wissen, welche ihn bewegen konnten, sich für todt auszugeben, immer stärker an. Ich konnte den Augenblick kaum erwarten, welcher mir hierüber Aufschluß geben sollte.

Endlich erschien der Baron wieder. „Unser kleines Mahl" — war seine Anrede — „erwartet uns, und mich verlangt, Ihnen gegenüber mir noch einmal die Vergangenheit zurück zu rufen." — Ich trat wieder in das Wohnzimmer. Ein kleiner Tisch war für zwei Personen gedeckt, und mit einigen sehr einfachen Gerichten an Eierspeisen und Früchten besetzt. Zwei Flaschen edlen Burgunders standen daneben. Die feine Tischwäsche aber und einige veraltete Porzellan-Geräthe erinnerten an die Vergangenheit. — „Meine gute Manon" — sagte er lächelnd und wies auf die Flaschen — „hat noch eine Flasche mehr für mich in Verwahrung gehabt, als ich glaubte. Das ist mir sehr willkommen; denn wie viel ich auch von den frühern Gewöhnungen vergessen haben mag, so ist mir doch die, bei dem vertraulichen Gespräch ein Gläschen zu leeren, vor allen andern lieb, und ein Gast wie Sie möchte wohl nicht allzu bald wieder in meiner Einsamkeit einsprechen!" — „Aber wo ist" — sagte ich, auf

die beiden Couverts deutend — „Ihre Freundin? wird sie nicht mit uns speisen?“ — „Manon“, erwiederte er, „soupirt niemals. Sie hat sich zurück gezogen, um unsere Unterhaltung nicht zu stören, die freilich in ihrer Gegenwart nicht so zwanglos über meine Vergangenheit hinstreifen könnte, als, ich seh' es Ihnen an, Ihre Wißbegierde wünschen wird; wenigstens nicht ohne Manon weh zu thun!“

Wir setzten uns; der Baron machte mit dem ihm eigenen feinen Anstande den Wirth, mit leichtem Scherz darüber hingehend, daß ihm jetzt nur so wenig zu Gebote stehe, dies Amt zu üben. — „Sie kennen“, hob er — nachdem unser Gespräch sich eine Zeit lang über Gegenstände bewegt hatte, die meine eigene Lage betrafen — endlich auf sich selbst zurückkommend, an, „die Lage zu genau, in der ich lebte, da Sie Paris verließen, als daß ich nöthig hätte, zu versichern, daß ich mich damals sehr wohl befand. In der That, wenn Reichthum, Verstandesbildung, und ein durch keine schlechten Handlungen getrübtes Bewußtseyn dem Menschen Glück zu gewähren im Stande sind, so kann ich sagen, daß ich dasselbe genoß. Auch die Freundschaft, so geeignet als nothwendig, das Leben eines reifen Mannes zu erheitern, fehlte mir nicht, und ich darf behaupten, daß die Zuneigung vieler der trefflichsten Menschen mein Leben beglückt hat. — Bald nachdem Sie

Paris verlassen hatten, machte ich die Bekanntschaft eines schwedischen Grafen, welchen das Vergnügen zu reisen, mehr aber wohl noch eine geheime diplomatische Sendung an unsern Hof geführt hatte. Er war ein Mann von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, sein Umgang der anziehendste, welchen ich jemals gekannt. Ich hatte Gelegenheit, ihm einige Dienste zu leisten, die für die Absicht seiner Sendung nicht ganz unwichtig waren, und worauf seine wohlwollende Gesinnung für mich mehr Werth legte, als sie vielleicht verdienten. Dies verband uns noch fester mit einander, und es kam bald dahin, daß ich das Glück der Freundschaft bei weitem nicht in seinem ganzen Umfange glaubte genossen zu haben, bevor ich den Grafen gekannt. Er vertraute mir die wichtigsten Geheimnisse an; auf das vielseitigste gebildet, die höchsten Interessen seines Hofes mit wahrem Feuereifer verfolgend, umfaßte sein Scharfblick Alles, was denselben in den Bestrebungen anderer Nationen fördernd oder hinderlich seyn konnte, und er spielte unter angenommener äußerer Ruhe, und mit der vollkommensten Würde, das feinste und ausgelernteste Spiel des vollendeten Diplomaten. Natürlich war es, daß die Abende in meinem Salon hierbei seinen Zwecken behülflich seyn mußten. Bei unsern vertrauten Zusammenkünften aber erschien der Graf nur als Mensch, und in der That

von einer nicht minder ausgezeichneten Seite. Sie waren, wie er mir oft versicherte, seine einzige liebste Erholung, wo er, die schwere Bürde wichtiger Staatsgeschäfte auf kurze Zeit ablegend, den schönen Regungen des uneingeschränkten Vertrauens, der Freundschaft, selbst der Liebe freien Raum ließ, und sich ihnen hingab, um dann wieder den Pflichten für einen vergötterten Monarchen, welcher ihm Wichtiges anvertraut, mit erneutem Eifer zu leben. Der Graf begleitete mich oft nach meinem Landsitz zu Chatillon. Sie erinnern sich der freundlichen Tage noch, welche dort verlebt wurden und werden leicht glauben, daß die Anwesenheit eines Mannes, wie der Graf, nur Veranlassung geben konnte, ihre Annehmlichkeit zu erhöhen. Doch hatte, so wie unsere Freundschaft immer vertrauter wurde, uns diese fast alle andere Gesellschaft bei unserem ländlichen Aufenthalte nach und nach entbehrlicher gemacht; unser Zirkel daselbst zog sich immer enger zusammen, und bestand zuletzt, außer uns Beiden, nur noch aus einigen wenigen ganz vertrauten Freunden, deren gegenseitige Anhänglichkeit erprobt war.

Der Graf unterhielt damals eine Verbindung mit einem Frauenzimmer, das ihm sehr theuer war. Er hatte dies Mädchen auf einer Reise in den Pyrenäen kennen gelernt; sie leitete ihre Abstammung aus dem Volk der Basquen und die Natur hatte

mit freigebiger Hand alle Körperreize, Geist und Bildsamkeit in ihr vereinigt, wie dies Alles diesem Gebirgsvölkchen in so besonderem Grade eigen ist. Manon's Leidenschaft für den Grafen kannte keine Grenzen; sie ward dadurch bewogen, ihre Heimath zu verlassen und dem Geliebten in eine so fremde Welt zu folgen, als Paris für sie seyn mußte. Es war interessant, zu sehen, wie hier der bildsame Geist des lieblichen Naturkindes unter der Leitung des angebeteten Mannes sich entfaltete, wie schnell sie Kenntnisse und Talente sich anzueignen wußte, ohne welche es unmöglich gewesen wäre, einem so hochgebildeten Manne auf die Dauer zu gefallen, wobei aber ihr Gemüth stets seine Eigenthümlichkeit bewahrte, welche von seltener Art war, und eine gewisse phantasiereiche Tiefe, eine elegische Stimmung der Seele hervor blicken ließ. Es waltete ein eigener fast romanhafter Zauber über diesem Verhältniß, und der Graf pflegte zu sagen, daß es in ihm Geist und Leben erfrische, welche beide großen Staatszwecken geweiht und unablässig für diese in Thätigkeit waren.

Die Geliebte des Grafen begleitete ihn oft bei den Ausflügen, die er, mich zu besuchen, nach Chatillon machte. Doch durften da immer nur wenige Personen gegenwärtig seyn, weil, wie er äußerte, das sonderbare Wesen sich nicht daran gewöhnen

konnte, bei vielen und fremden Menschen zu seyn, und unter diesen meistens still, schüchtern und einsylbig war. Desto liebenswürdiger zeigte sich Manon in unserem kleinen Kreise, wenn sie, durch des Grafen Bitten dazu ermuntert, zuweilen den Nationaltanz der Basquen aufführte und dabei eine unbeschreibliche Anmuth entfaltete; oder wenn sie, eines ihrer kleinen romantischen Lieder zur Harfe singend, auf welcher der Graf sie, nach ihrem Wunsche, hatte unterrichten lassen, oft Thränen der Empfindung in unsere Augen lockte; denn nie habe ich eine zauberhaftere Stimme gehört, und Sie werden mir zutrauen, daß mir nicht selten Gelegenheit zu Theil geworden, etwas Vorzügliches der Art zu hören.

An einem Abende, welchen der Graf zu Chatillon zubrachte, saßen wir sehr fröhlich bei Tische. Es war, außer mir, Niemand weiter zugegen, als ein schwedischer Cavalier, der ebenfalls zu unserm vertrauten Kreise gehörte, und Florine, jene reizende Muse der Tanzkunst, deren Sie sich wohl noch erinnern, welche damals die beständige Gefährtin meiner ländlichen Tage war. Musik, Gesang und der mimische Tanz der beiden Mädchen hatten den Abend sehr angenehm ausgefüllt; geistreiche Mittheilungen aus dem Leben der beiden Schweden, so wie aus meinem Erfahrungskreise, wechselten mit jenen ab, und würzten das Mahl, woran auch Kunst und

Sorgfalt nichts gespart hatten, einen verwöhnten Geschmack zu erfreuen. Der Geist des edelsten Champagners gesellte sich zuletzt noch zu der Reihe ausgesuchter Genüsse, und steigerte die Lust und das Behagen des kleinen Tafelkreises. Alles athmete Frohsinn und heitere Lebensfülle. Der Graf überbot sich in Aufmerksamkeiten für seine Geliebte, die in der That uns Allen heute um so liebenswürdiger erschien, als ein Zug von sanfter Schwermuth über ihr ganzes Wesen verbreitet war, welche sie des Grafen Liebkosungen mit einer besondern Innigkeit aufnehmen und erwiedern ließ. Er wußte es ihr tausendfach Dank, daß sie seinen Wünschen, ihn zu begleiten, nachgegeben, wozu er sie diesmal nur mit Mühe hatte überreden können; und froh, die kleine Hypochondrie, woran sie seiner Behauptung nach litte, zerstreut zu sehen, und um jeden Anklang der Art gänzlich hinweg zu räumen, nöthigte er sie zu dem geistigen Getränk, welches gegen ihre Gewohnheit war, da sie niemals anders Wein als mit sehr vielem Wasser gemischt zu trinken pflegte. Sie sträubte sich heftig dagegen, und fast mit Eigensinn; doch endlich zum Nachgeben genöthigt, sahen wir sie ein Glas des Feuerweins hinunter schlürfen. Die Wirkung davon zeigte sich auch bald an dem Wesen des Mädchens. Ihre Wangen begannen in höherem Purpur zu erglühen, die Augen strahlten

ein überirdisches Feuer, und ihre Reden ergossen sich in ungewohntem, fast dichterischem Fluge. Den Grafen entzückte dies Alles, und von Neuem das Glas vollschenkend, führte er es abermals zu ihrem Munde. Sie nippte kaum einen Tropfen von den flüchtigen Perlen, dann die Hand mit dem Glase sanft zurück drängend, fiel ihr ein prächtiger Solitair in's Auge, welchen der Graf zuweilen trug und den ich schon bei ihm gesehen. Sie hatte sonst niemals Gegenständen der Art die geringste Aufmerksamkeit geschenkt, daher war es auffallend, zu bemerken, daß sie die Hand mit dem Ringe jetzt näher an ihr Auge zog und lange und genau betrachtete. Der Graf wollte sie dabei auf eine Eigenheit der Fassung aufmerksam machen, und kehrte, ihr diese näher zu zeigen, die innere Fläche der Hand hervor, als wir plötzlich das Mädchen mit einem entsetzlichen Schrei zusammen schaudern und ihr Gesicht — aus dem jeder Blutstropfen gewichen — in den Händen verbergen sahen, als wolle sie einem furchtbaren Anblick entfliehen.

Der Graf, welcher einen plötzlichen Krankheits-Anfall voraussetzte, umschlang seine Geliebte, laut nach Beistand und Arzneimitteln rufend; aber sie brach in ein heftiges Schluchzen aus und hielt den Grafen krampfhaft umfaßt, als wolle sie ihn nimmer wieder aus ihren Armen lassen. Er suchte sie

zu beruhigen; doch so wie er, ihr sanft liebkosend, mit seiner Rechten sich ihren Augen näherte, sahen wir das nämliche räthselhafte Entsetzen sich über des Mädchens Züge verbreiten. Dann plötzlich, wie von einer Eingebung ergriffen, sprang sie auf, sank zu des Grafen Füßen, umklammerte seine Kniee, und rief in den flehendsten Tönen: „Versprechen Sie mir, dieses Land nie wieder zu verlassen, nie wieder zurück zu kehren in Ihr Vaterland! Ein entsetzliches Schicksal steht in den Linien Ihrer Hand geschrieben — der Tod auf dem Schaffot — durch das Henkerbeil — o lass' uns in die Einsamkeit meiner heimathlichen Berge fliehen, da ist es unmöglich, daß ein solches Geschick Dich jemals erreichen könnte — o verwirf mein Flehen nicht!“ — Der Graf hob sie lächelnd empor; er zog sie an seine Brust und suchte durch tausend Schmeichelreden sie zu beruhigen, indem er den ganzen befremdlichen Vorgang auf Rechnung körperlicher Ursachen, denn sie trug ein Pfand seiner Liebe unter dem Herzen, und einer in dieser Lage erhöhten Reizbarkeit setzte. Aber Manon sagte sehr ernst: „Sie irren! Eine unglückliche Eigenthümlichkeit meines Stammes vererbte die Fähigkeit auf mich, in den Linien der Hand das Geschick der Menschen zu lesen. Meine Eltern übten diese Kunst und so blieb sie auch mir nicht fremd, obgleich ich es stets vermied, tiefer in ihre Geheimnisse

einzudringen. Der Eltern früher Tod ließ mich auch nach und nach vergessen, was mir davon bekannt geworden, und nur wenn irgend ein Umstand meine Seelenkräfte erhöht, meine Lebensgeister beflügelt, konnte ich wahrnehmen, daß jene unglückliche Fähigkeit in mir erwachte, und daß ein unwiderstehlicher Drang mich ergriff, sie in Anwendung zu bringen. Ich hütete mich auf's Aeußerste vor dergleichen Veranlassungen, so auch, seit ich Sie, theurer Graf, kenne, vor jeder Gelegenheit, die Linien Ihrer Hand zu erblicken, damit nichts den gefährlichen Antrieb in mir wecken möchte, die Rathschläge des Schicksals für den Mann, den ich anbete, zu erspähen. Endlich heute — Sie wissen, wie beharrlich ich mich sträubte, jenen Wein zu genießen — ich that es endlich, weil meine Weigerung Sie zu erzürnen schien — aber von dem Augenblick an ergriff mich der Drang, in Ihrer Hand zu lesen! Ich suchte ihn nieder zu kämpfen, und als endlich die magische Gewalt mich trieb, Ihre Hand zu ergreifen, da suchte ich so lange als möglich meine Augen auf den funkelnden Stein an Ihrem Finger zu heften, hoffend, die heiße Wallung jenes inneren Dranges werde an dem Anblick des kalten Diamants allmälig verkühlen. Da mußten Sie selbst mir die geheimnißvolle Fläche jener Linien entgegen wenden — ich

mußte in ihr lesen — und kann nicht widerrufen, was ich las!"

Der Graf schien doch ergriffen, ob von der sonderbaren Rede, oder, was uns wahrscheinlicher dünkte, von dem Zustand seiner Geliebten, für welche er ernstliche Besorgnisse hegen mochte. Es schien an der Zeit, diese seltsame Unterhaltung wieder in das Gebiet des Scherzhaften hinüber zu spielen; der andere schwedische Cavalier und ich winkten einander zu, und mit lächelnder Miene uns ihr nähernd, riefen wir, die ausgestreckte Hand hinzeigend: „So wahrsagen Sie denn auch uns, schöne Sibylle, wenn Sie durchaus wahrsagen müssen; wir sind ebenfalls begierig, unser Schicksal von so schönen Lippen verkündigen zu hören." — „O warum führen Sie mich in Versuchung!" rief sie wehmüthig, und ein fast abgezwungener Blick auf die Hand des Schweden, welcher sie dicht unter ihre Augen hielt, ließ sie abermals erschreckend beben; endlich sagte sie: „Auch Ihre Lineamente verheißen nichts Gutes — es droht Ihnen schwere Gefahr, Noth und lange Haft in fernem Lande, darum helfen Sie mir den Grafen hier festhalten!" Ich glaubte ein Unmuthswölkchen auf der Stirn meines Freundes sich zusammen drängen zu sehen; immer hoffend, der Sache eine heitere Wendung zu geben, drängte ich die Hand des Schweden zurück, und die meinige dafür hinhaltend, rief

ich scherzhaft: „Auch ich will mein Schicksal wissen, und wenn Sie auch diesmal nur schwarz sehen, so wollen wir Alle sogleich mit Ihnen in eine Wildniß ziehen!“ — Sie schaute lange und nachdenkend in die Fläche meiner dargebotenen Hand und sagte dann in einem Tone, dessen trauriger Klang mir unvergeßlich geblieben ist: „Alles was jetzt Ihr Leben schmückt und verschönert, wird Ihnen verloren gehen. Eine bittere Erfahrung, ein Verlust nach dem andern erwartet Sie. Jahre des Kummers und der Entbehrung folgen auf Jahre des Genusses. Ihnen bleibt nichts als ein einsames Alter in Dürftigkeit, und wenn durch eine neue Wendung des Geschickes Ihnen ein Theil Ihrer Glücksgüter zurückgegeben wird, so ist der Tod Ihnen nahe, um Sie derselben nicht mehr froh werden zu lassen!“ — „Nun, in der That!“ nahm der Graf wieder das Wort, „da haben wir Alle des Unglücks genug! Aber lass' es nur gut seyn, mein Kind, mit diesen schwarzen Phantasieen! Ein Gläschen mehr wird Deiner Einbildungskraft eine heitere Farbe geben, und uns Allen thut es noth, die Furcht vor einer so schlimmen Zukunft in dem Genusse des Augenblicks zu versenken!“ — Er drängte sie bei diesen Worten wieder zu ihrem Sitze, und sein Glas ergreifend, reichte er es ihr von Neuem zu. Sie trank auch ohne Widerstreben, als ob sie nun nichts

mehr zu fürchten habe. Wir Alle leerten die Gläser noch mehr als ein Mal, aber der Frohsinn war doch entflohen, und wollte nicht wiederkehren. Es blieb etwas Gezwungenes und Einsylbiges in unserm Gespräch, auch Manon konnte sich nicht ganz wieder sammeln. Sie blieb still und in sich gekehrt, und der Graf, für ihre Gesundheit fürchtend, entfernte sich bald darauf mit seiner Geliebten.

Als wir allein waren, spöttelte Florine über die sonderbare Scene. Sie meinte eine fein ausgesonnene List von der Geliebten des Grafen darin zu erblicken, um diesen an sich zu fesseln und ihrem Verhältnisse mit ihm eine beständige Dauer zu geben. Mir selbst schien dies im Widerspruch zu stehen mit dem Wesen des Mädchens, wie es sich sonst gab; ich erklärte ihr Benehmen vielmehr durch einen etwas überreizten Gemüthszustand, und hatte, hierdurch beruhigt, den ganzen Vorgang wieder vergessen; mir blieb nur die Erinnerung des unangenehmen Eindrucks, den er auf einen geselligheitern Kreis gemacht.

Die Geliebte des Grafen kränkelte nachher fortdauernd; ihre trübe Stimmung schien sich mit ihrer Kränklichkeit zu steigern; sie lag dem Grafen unaufhörlich an, den Gedanken an eine Rückkehr in sein Vaterland für immer aufzugeben, und irgend eine Einsamkeit in den Thälern der Schweiz oder

der Pyrenäen zum Aufenthalt zu wählen. Er versprach, um sie zu beruhigen, ihre Wünsche in Ueberlegung zu nehmen, hoffend, daß nach ihrer Niederkunft dergleichen hypochondrische Gedanken von selbst verschwinden würden. — So mochte wohl ein halbes Jahr seit jenem Vorfall verstrichen seyn, als der Graf einst sehr betreten zu mir kam. „Ich habe Briefe erhalten", war seine Anrede, „die mich schleunigst in mein Vaterland zurückrufen. Ich konnte dies längst vermuthen; aber wegen Manon hegte ich den Wunsch, daß es noch einige Zeit Anstand haben möchte. Ich wollte sie anfänglich mit mir nehmen, dies aber erlaubt ihr Zustand nicht, da mir die schnellste Reise zur Pflicht wird. Eben so wenig getraue ich mir, ihr Gemüth jetzt mit der Nachricht unserer Trennung zu erschüttern, welche sie vielleicht nicht überleben würde. Ich habe daher beschlossen, sie fürjetzt mit dem Vorgeben einer kurzen Reise nach der spanischen Grenze zu täuschen, wo unvorhergesehene Umstände mich dann länger aufhalten werden, als ich gedacht. In Ihre Hände aber leg' ich den Auftrag, Manon, wenn ihre Niederkunft erfolgt seyn wird, auf schonende Weise mit der Wahrheit bekannt zu machen, wobei dann das Versprechen, sie, sobald es nur irgend die Umstände gestatten, mir nachkommen zu lassen, ihr zum Trost gereichen wird." — Er nahm hierauf sehr be-

wegt von mir Abschied, nachdem er noch bedeutende Summen für Manon in meine Hände gegeben hatte. Es ging Alles seiner Anordnung gemäß. Kaum drei Wochen nach seiner Abreise gebar Manon einen Sohn. Sie war sehr erschüttert, als sie nach und nach von mir erfuhr, der Graf sey nicht mehr in Frankreich, und zu dem Trost, ihm bald mit ihrem Kinde in sein Vaterland zu folgen, schüttelte sie nur wehmüthig schweigend den Kopf. Sie lebte sehr einsam und sah fast Niemand als mich, den das dem Grafen gegebene Versprechen bewog, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen und für ihre Angelegenheiten zu sorgen. Der Graf schrieb oft und sehr zärtlich an sie, auch nachdem er schon im Vaterlande eingetroffen; aber seine Lage daselbst gestaltete sich anders, als er gedacht, und er mußte die Hoffnung, Manon nachkommen zu lassen, noch hinaussetzen. Sie ertrug dies mit jener stillen Resignation, die seit der Trennung von dem Geliebten der Grundzug ihres Wesens geworden war, und lebte eingezogen, nur mit ihren Erinnerungen und der Pflege ihres Söhnchens beschäftigt, dessen zarte Natur mehr als gewöhnliche Sorgfalt erforderte.

Ich selbst verlor sie in dem gewöhnlichen Lebensgange auch allmälig mehr aus den Augen, und es waren so unvermerkt Jahre verstrichen, während denen in diesen Verhältnissen sich nichts veränderte.

Da kam plötzlich die Nachricht von dem Tode des Königs von Schweden, Carl's XII, zu uns. Ich erhielt sie durch den Grafen selbst, der sehr gebeugt war über den gewaltsamen Hintritt dieses ausgezeichneten Monarchen, und für sein eigenes Schicksal keine günstigen Folgen daraus zu erwarten schien. Er hatte in der letzten Zeit seltener geschrieben; die Zeit mochte das Feuer seiner Neigung für Manon in etwas gemindert haben, denn er erwähnte seit Jahren des früheren Planes, sie zu sich kommen zu lassen, nicht mehr; vielleicht weil auch sein unruhiges geschäftvolles Leben dies nicht gestattete. Da indessen seine Freigebigkeit gegen sie dieselbe blieb, und Manon nur den kleinsten Theil der Summen brauchte, die er für sie in meine Hände legte, so ließ ich das Uebrige auf mancherlei Weise arbeiten, in der Absicht, dem Kinde auf diesem Wege ein Kapital zu gewinnen. — Ich fand Manon von der Nachricht des Todes Carl's XII tief ergriffen, und merkte bald, daß es mehr als die Theilnahme an dem Schmerz ihres Freundes über den Verlust eines geliebten Souverains war, was sie so sehr betrübte, und daß alle die frühern mysteriösen Besorgnisse dieses sonderbaren Mädchens bei dieser Gelegenheit wieder angeregt worden waren. Wie bald und auf wie schreckliche Weise sie sich verwirklichten, und wie zuletzt jene frühere Prophezeiung in buchstäbliche Erfüllung

ging, wird Ihnen klar werden, wenn ich Ihnen sage, daß jener schwedische Graf und Manon's Geliebter kein anderer war, als der Graf Görtz, dessen berühmter Name eben so allgemein bekannt ist, als sein Schicksal.

Ich schweige von Manon's Schmerz, von ihrer Verzweiflung, als dies Alles sich begab, schweige von dem entsetzlichen Eindruck, den es auf mich machte, als nun auch Manon's Wahrsagung an dem andern schwedischen Cavalier in Erfüllung ging, der, in das Schicksal des Grafen Görtz verwickelt, zu lebenslänglicher, harter Gefangenschaft verurtheilt ward. — Ich konnte mir nicht verbergen, daß meine Vermögens-Umstände seit den letzteren Jahren erschüttert waren. Voll Besorgniß, jene Prophezeiung werde sich nun auch an mir bewähren, that ich manche Schritte, den Umständen entgegen zu wirken; unglückliche Zufälligkeiten brachten mich jedoch nur noch weiter zurück. Bedeutende Verluste folgten rasch aufeinander. Maaßregeln der Regierung gegen Staatsgläubiger, die, von der Nothwendigkeit geboten, keine Ausnahme verstatteten, halfen meinen Ruin herbeiführen, und den letzten Stoß dazu gab das Fallissement des Favart'schen Handlungshauses, bei welchem auch Manon's Kapital untergebracht war.

Gewohnt, in den Busen dieser theilnehmenden Freundin meinen Kummer und meine Sorgen nieder-

zulegen — die leichtsinnige Florine hatte mich mit meinem Glück verlassen — ging ich zu Manon, ihren Verlust ihr anzukündigen und über den meinigen zu klagen. Sie führte mich zu der Leiche ihres Kindes, das, lange schon leidend, in der verwichenen Nacht gestorben war. „Lernen Sie hier", sprach sie, „daß es größere Verluste giebt, als die des Reichthums und der Glücksgüter!" — Ich war tief erschüttert. — „Ich habe nun nichts mehr in der Welt zu verlieren", setzte sie dann, das Antlitz des kleinen Todten wieder bedeckend, hinzu — „aber ich glaube noch eine Pflicht erfüllen zu müssen. Sie sind jetzt arm, ich bin es auch; aber in einem Alter, wo man wenig fähig ist, sich an Entbehrungen zu gewöhnen, würden Sie dieser Nothwendigkeit bald unterliegen, ohne den Trost treuer Freundschaft und herzlicher Theilnahme. Wollen Sie diesen von mir annehmen, so bin ich bereit, Sie in irgend eine Einsamkeit zu begleiten und dort einen kleinen Haushalt Ihnen einrichten zu helfen, damit Sie nicht ganz derjenigen Pflege entbehren mögen, welche Ihrem Alter nothwendig ist!" — Sie können denken, daß ich dies Anerbieten dankbar annahm. Ich suchte meine Vermögens-Umstände wenigstens insofern zu ordnen, daß ich rein über das Wenige, was mir übrig bleiben konnte, Herr war. Meine Gläubiger griffen ohne Schonung zu; jene unglückliche Feuersbrunst verzehrte den Rest. Ich

ward ganz arm, aber Manon's Freundschaft blieb unerschüttert. Sie besaß noch einige Kleinodien aus der Zeit ihres Glückes; ihr Verkauf reichte hin, uns diese kleine Besitzung zu erwerben. Die Einsamkeit konnte für Manon nicht abgeschieden genug seyn, und ich selbst trug weiter kein Verlangen nach der Welt, in welcher ich mich so übel behandelt und so bald vergessen sah. Wir leben in dieser Abgeschiedenheit schon manches Jahr, und ich kann wohl sagen, daß ein gemeinsames Unglück uns fester verbunden hat, als es vielleicht in früheren Tagen das Glück würde vermocht haben.

Sie werden kaum für glaublich halten, daß ich nicht einen Versuch machte, die großen Summen zu retten, die der Staat mir schuldig geworden, welches, die Wahrheit zu gestehen, durch meine sonstigen Verbindungen, besonders in den letzteren Jahren, wo die Staatsverhältnisse sich etwas günstiger gestaltet, wohl so unmöglich nicht gewesen wäre. Aber die buchstäbliche Erfüllung von Manon's früheren Vorhersagungen haben, ich leugne es nicht, einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß die Erfüllung des letzteren mich betreffenden Punktes mir auch nicht einen Augenblick zweifelhaft ist. Welch ein arger Epikuräer ich nun auch früher gewesen seyn mag, bin ich doch jetzt Stoiker genug, um auch das nackte Leben noch über Alles zu schätzen, und keinen

Werth würde für mich die Wiedererlangung jener Summen haben, da ich sie nicht anders als unter beständiger Furcht vor dem nahen Tode genießen könnte. Kämpfte ich jedoch, besonders in den ersten Jahren meiner Zurückgezogenheit, mit dem Entschlusse, hierzu einige Schritte zu thun, so brachte Manon's wehmüthig ernster Blick und der tiefe Seufzer, womit sie meine Andeutungen zu beantworten pflegte, mich bald genug davon zurück, und ich lernte endlich mich in ein Schicksal finden, welches sich nur mit meinem Tode ändern kann."

Als Baron Hoguet hier seine Mittheilung geendet, war es fast dunkel geworden. Wir schwiegen Beide, Jeder auf seine Weise mit seinen Gedanken beschäftigt. Da vernahm ich aus dem oberen Gemache Harfenklänge, zarte, meisterhafte Töne, von einer vollen schönen Frauenstimme begleitet. Es waren wahrhaft ätherische Klänge, die bald dem tiefsten Erdenleide zu entquellen schienen, bald überirdische Tröstung hauchten und zuletzt in sanft beruhigende Accorde verschwammen. „Das ist Manon's Abendlied!" sagte der Baron; „mit solchen Tönen beruhigt sie ihr eigenes unendliches Leid, und singt sich Trost und Ergebung, ihr Leben fortzusetzen, so lange es Gott gefällt!"

Als ich am folgenden Morgen aus dem kleinen Kabinet trat, worin ich die Nacht zugebracht, fand

ich den Baron und Manon im Wohngemache bei dem Frühstück, meiner wartend. Jetzt sah ich erst den ganzen Zauber dieser idealen Gestalt, den die unscheinbare Kleidung nicht zu vertilgen vermochte, und die lieblichen Züge, an denen Schmerz und Jahre schonender vorübergegangen, als man hätte für möglich halten sollen. Eine unbeschreibliche Treue und Wahrhaftigkeit sprach aus dem großen dunklen Auge. An dem Seelenadel dieses Wesens zu zweifeln, war unmöglich. — Als ich scheiden wollte, sprach der Baron nochmals allein mit mir. „Ich habe mich Ihnen ganz entdeckt", sagte er, „aber ich kann Sie nicht entlassen, ohne Ihr Ehrenwort, daß Sie auch nicht den kleinsten Schritt zu meinen Gunsten in Paris versuchen; und damit dies auch von Andern, die sich noch für mich interessiren möchten, nicht geschehe, eben so wenig meiner Geschichte erwähnen wollen. Lächeln Sie immerhin über den Thoren, der so ängstlich bemüht ist, ein Leben nicht zu verkürzen, das Ihnen armselig erscheinen mag; aber nehmen Sie, dies zu begreifen, die Versicherung, daß hier eine Ruhe und Befriedigung in meine Brust eingekehrt ist, die ich in meinen glanzvollen Tagen niemals gekannt!" — Ich gab nach einigen vergeblichen Gegenreden dem Baron die Zusicherung, die er verlangte, und schied dann nicht ohne Bewe-

gung von ihm und Manon, die mir mit seelenvollem Blicke die Hand reichte.

Geschäfte entfernten mich bald darauf von Paris. Ich war zwei Jahre abwesend. Nachdem ich zurückgekehrt, erfuhr ich, daß dem Baron Hoguet, ohne alles Zuthun, ein Theil seiner Forderungen an den Staat gezahlt worden sey. Aber als man nach langem vergeblichen Forschen endlich seinen Aufenthalt ausgemittelt, fand es sich, daß er vor wenigen Tagen gestorben war. Manon hatte bald darauf die kleine Besitzung verkauft, und war in ein Kloster der barmherzigen Schwestern gegangen.

Die Emancipirte.

Clotilde, die Geistreiche, saß am Schreibtisch. Vor ihr lag der Brief einer vertrauten Freundin, deren Verlobung ankündigend.

„Ich soll Dir Glück wünschen, liebe Betty", schrieb Clotilde, „und ich thue es auch, wiewohl ich es anders damit meine, als in solchen Fällen gewöhnlich ist. Du kennst meine Ansichten über diesen Gegenstand, die ja auch die Deinigen, indem wir Beide wohl längst gewohnt sind, in der Heirath nur das Mittel zu sehen, das unserm Geschlecht am ersten und leichtesten die Freiheit und Unabhängigkeit zu gewähren vermag, wozu das Zeitalter uns beruft. Das Streben der ausgezeichnetsten Geister in der Frauenwelt ist diesem Ziel zugewendet, das zu erringen ihr Beispiel, ihr mahnendes Wort, in Lehre und Dichtung, uns unablässig auffordert.

Dir, Betty, die Du mit Reiz und Anmuth auch Willenskraft und Charakterstärke vereinest, ist es vor Vielen zuzutrauen, daß Du dies schöne Ziel erreichen werdest, so hemmend auch scheinbar das eheliche Verhältniß solchem Streben entgegentritt. Ich sage scheinbar, denn in der That und Wirklichkeit giebt es keine Schranke, welche weibliche Klugheit, mit Ausdauer gepaart — leider ist die letzte so selten der Frauen Antheil — nicht aus dem Wege zu räumen vermöchte.

Erhalte Dir, Freundin, vor allen Dingen die Ruhe, die durch eine seltne Begünstigung der Natur Dir eigenthümlich, und die im Bunde mit einer nicht minder seltnen Gunst des Glückes Dich schon zu einer wohl überlegten Wahl eines Lebensgefährten geleitet, und Dich vor Leidenschaft bewahrt hat. Hüte Dich aber mit nicht minderer Wachsamkeit vor Gefühls-Schwärmerei, diesem Erzfeind des weiblichen Glücks! Hüte Dich und stähle Dein Herz gegen ihren verderblichen Zauber, dem treuen Verbündeten des männlichen Despotismus, von welchem alle Knechtschaft der Frauen ausgeht, und Du wirst frei seyn, ungeachtet der Ehestandsfesseln, wirst als Königin ein Verhältniß beherrschen, welches bisher fast immer nur als drückendes Joch auf dem Nacken der Frauen lastete."

Dies und viel Aehnliches noch entströmte der gewandten Feder der Schreiberin, und hatte schon

manche Blattseite gefüllt, bis eine leichte Hand ihre Schulter leise berührte und eine sanfte Stimme sagte: „Befehlen Sie nicht, liebes Tantchen, daß ich Ihr Haar ordnen darf? Es ist schon spät und die Stunde der Morgenbesuche nahe.“

Die Angeredete wendete sich nicht ohne einigen Unwillen der Fragerin zu, und blickte in ein freundliches Mädchengesicht, auf welchem der Ausdruck unschuldiger Schüchternheit lag, so wie die Verlegenheit über die gewagte Störung: Clotilde nahm jedoch schweigend ihre Papiere zusammen, schloß ihren Schreibtisch und begab sich an ihre Toilette, den Lockenschmuck der kunstfertigen Hand ihrer dienstbaren Nichte überlassend.

Es war dies die Tochter einer älteren Stiefschwester Clotildens, die, zwiefach verwaist, bei der reichen Stieftante einen Zufluchtsort gefunden hatte, und unter dem Anstandstitel der Gesellschafterin die feineren Dienstleistungen um ihre Person verrichtete. Von des Mädchens geschickten Händen war Clotilde bald zierlich frisirt, und so geschmackvoll gekleidet, als die Launen der genialen Putzverächterin es der Dienstfertigen, an fremdem Schmuck sich mädchenhaft Freuenden, nur irgend gestatten wollten. — Die Toilette war beendet und Clotildens Blick ruhte einen Augenblick beifällig auf ihrem Spiegelbilde, um dann seitwärts über die holden jugendlichen

Formen Herminens hinzustreichen, welche, ihre letzten Befehle erwartend, noch neben ihr stand. Ein leichter Seufzer, vielleicht das Ergebniß einer stillen Betrachtung, eines geheimen Gedankens, der ohne Worte blieb, hob ihre Brust. Sie verabschiedete das junge Mädchen und ging in ihr Besuchzimmer.

Bald hatte sich dieses mit Ankommenden mancher Art gefüllt. Junge Künstler, welche, um Ruf zu gewinnen, gern gebildeten und reichen Frauen den Hof machen; Schriftsteller, denen daran gelegen, das Urtheil der Lesewelt über diese oder jene neueste Erscheinung der schönen Literatur zu erfahren, oder nach ihrem Interesse zu leiten; jene jungen Vergnüglinge der Militair- und Diplomatenwelt, die gern ein paar Vormittagsstunden in den Salons modischer Damen verplaudern, glänzende Witze dort auszutauschen oder auch aufzuhaschen, um sie in nächster Stunde mit einigen Variationen als eigene wieder anzubringen; jene müßigen Frauen endlich, welche die Unlust an häuslicher Umgebung und Beschäftigung nur allzu leicht jede Gelegenheit ergreifen läßt, eine ausgesuchte Morgen-Toilette zur Schau zu tragen und die Neuigkeiten des Tages auszubeuten: dies war der Hofstaat, welcher Tag für Tag Clotildens Saal zu füllen pflegte und in dessen Mitte sie tonangebend mit Witz und heitrer Laune herrschte.

Auch heute flatterte, der Libelle gleich, die Unterhaltung von Gegenstand zu Gegenstand, schwebte über den Blumenbeeten der neuesten Literatur, hier und da eine Blüthe berührend, bei keiner verweilend. Nur die Erzeugnisse der Bühnenkunst vermochten sie länger zu fesseln; hier war es, wo nicht selten das so harmlose Insekt der Wespe vergleichbar ward, und den Stachel der Kritik so schonungslos als unberufen handhabte. Auch an den Personen und Neuigkeiten des Tages streifte der leichte Flug des Gesprächs unter dem Lustfeuerwerk des schimmerndsten Witzes hin, stets über der Oberfläche der Ereignisse sich haltend, doch nicht ohne bei der leisesten Berührung derselben das Gift eines scharfen und beißenden Spottes geschickt und mit lächelnder Gewandtheit zu versprützen.

Drei junge Männer waren fröhlich beisammen. Auf dem Tisch dampfte die Bowle und umher standen die Reste eines Mahles von kalten Speisen. Es galt dem Doktorschmaus des Einen von ihnen, des Wirthes, der jetzt sein Staats-Examen glücklich bestanden und nun bald mit seinem Schifflein in den schützenden Hafen des Beamtenstandes zu landen hoffte, während die Genossen noch auf dem unwirthbaren Meer des Studiums schifften. Sie

neckten den Beneideten und versetzten ihn bereits in einträgliche Aemter, oder wenigstens unter den wünschenswerthen Schutz töchterreicher aber mittelloser Staats-Beamten, und man trank auf das Wohl der Zukünftigen.

„Ich weiß von Keiner!" klang die Antwort. „Gänzlich unbekannt hier in der Residenz und vollauf mit meinen Studien beschäftigt, fehlten mir Zeit und Lust, um Damen-Bekanntschaften zu suchen."

„Desto besser", erwiederte der Andere, „wir setzen ein Heiraths-Gesuch in die Zeitung."

„Herrlich! Herrlich!" riefen Alle, und sofort ward eine Zeitungs-Anzeige nach der andern, komisch, burlesk oder sentimental, entworfen und belacht.

„Aber nein", rief endlich Otto, der Urheber dieser Belustigung; „das sind doch nur Possen. Laßt uns ein Heiraths-Gesuch schreiben in solid ernstem Stil, und gebt Acht, es findet Eingang. Schon längst gelüstete mich's nach einer solchen Mystifikation des übermüthigen, schnippischen und doch so leicht zu täuschenden Weibervolks! Ich übernehme die Kosten sammt allen Folgen, und Ihr werdet sehen, wir haben tausend Spaß davon!"

Hiemit sich zum Schreibtisch wendend, entstand bei dem Scherze und Gelächter der Andern folgendes Zeitungs-Inserat:

„Heiraths-Gesuch.

Ein Mann von reifen Jahren, gesund, wohlerhalten und von nicht unangenehmem Aeußern wünscht sich zu verheirathen, um den Abend seines Lebens in dem heitern Verhältniß einer glücklichen Ehe zu verleben. Er ist adligen Standes, unabhängig, Besitzer eines nicht unbeträchtlichen Vermögens und einbringlicher Grundstücke. Gewöhnung und wissenschaftliche Studien haben ihn indeß von jeher vom geselligen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zu fern gehalten, als daß er hoffen dürfte, sich angenehm darzustellen und die Rolle des Freiers mit gutem Erfolg zu spielen, und da er überdies aller Damen-Bekanntschaften ermangelt, so wählt er diesen nicht mehr ungewöhnlichen Weg, um eine seinen Wünschen entsprechende Lebens-Gefährtin zu finden. Er macht bei der Wahl derselben weder auf Rang und Reichthum noch auf ausgezeichnete Schönheit Anspruch. Es ist vielmehr nur persönliche Anmuth ihm wünschenswerth, und seine Vermögens-Umstände würden auch einer unbemittelten Gattin eine sorgenfreie und bequeme Stellung gewähren können. — Nur Vorzüge des Geistes, hohe Bildung, Witz, Heiterkeit und schöne Talente sind es, die er in harmonischem Verein bei der Lebens-Gefährtin zu finden wünscht, und die er ausschließlich zur Bedingung seiner Wahl macht. — Damen,

welche geneigt seyn sollten, diese Ankündigung in nähern Betracht zu ziehen, werden ersucht, sich schriftlich, wenn auch vorerst anonym, mit dem Verfasser dieser Zeilen in Verbindung zu setzen, wonach, sobald auf diesem Wege eine geistige Bekanntschaft wird eingeleitet seyn, dann leicht die persönliche folgen könnte, und sind Briefe in dieser Angelegenheit unter der Adresse Ypsilon im Zeitungs-Comptoir abzugeben."

Unter lautem Jubel und mancher muthwilligen Glosse war das Blatt gelesen und belacht worden, als jetzt die Thür sich öffnete, ein wohlgebildeter Mann von feinem Aussehen in den lauten Kreis trat, und von dem Wirth des kleinen Festes auf's Wärmste bewillkommnet ward. Es war Baron Felsingen, der reiche Gutsbesitzer und Verwandte des Erstern. Er kam, demselben zur wohlbestandenen Prüfung Glück zu wünschen, und obschon um einige Jahre älter und ernsterer Sinnesart, ließ er sich's doch nicht ungern gefallen, an dem Fest der muntern Musensöhne Theil zu nehmen, heitere Rückerinnerungen der eignen Vergangenheit dabei feiernd.

Er fragte nach der Veranlassung des lauten Jubels, der kurz zuvor stattgefunden und sein dreimaliges Klopfen hatte überhören lassen. Man theilte sie mit, und auch den Freiherrn versetzte der Jugend-

streich der muntern Tafelrunde in eine scherzhafte Stimmung.

„Ich kann indessen", hob er an, als er hörte, daß man wirklich Willens sey, den Spaß zu veröffentlichen, „von Euern hiesigen Damen so übel nicht denken, um glauben zu können, daß sich Eine, versteht sich unter den Gebildeten, finden sollte, die im Stande wäre, darauf einzugehen."

„Was gilt die Wette?" rief Otto, der Verfasser.

„Ich möchte sie eingehen", erwiederte der Freiherr, „und könnte allenfalls selbst Vortheil aus dem Spaß ziehen; denn daß ich es nur gestehe, ich kam nicht ohne Heiraths-Gedanken nach der Residenz, und da ich", setzte er lachend hinzu, „mich fast in dem Falle Ihres Heiraths-Kandidaten befinde, so kann dieser Scherz vielleicht mir dienen, meine Kenntniß vom weiblichen Geschlecht und der gegenwärtigen Bildungsstufe der Frauen zu erweitern."

Das ward beifällig vernommen, Näheres über künftige Mittheilungen verabredet, und der Rest des Abends unter Scherz und Munterkeit verbracht.

Ein fremder Bühnenkünstler hatte auf der ersten Bühne der Hauptstadt gespielt und reichen Beifall geerndtet. Beurtheilungen seines Spiels füllten

lobpreisend die Spalten der Tagesblätter und bildeten den Hauptstoff der Gespräche in den geselligen Kreisen. Doch hatte sich gar bald auch hier, wie gewöhnlich, wo der Beifall der Menge laut wird, in der höhern Gesellschaft eine Gegenwirkung erzeugt, welche, ihren Kunstgenuß nur aus der Kritik ziehend, die schwachen Seiten des Künstlers hervorsuchte, und den ihm gezollten Beifall zu beschränken bemüht war.

Clotilde, von der Erscheinung des Künstlers gewonnen, und innerlich den Tadel unverdient findend, mochte gleichwohl einen Widerspruch nicht laut werden lassen, der leicht ihren Geschmack und Kunstsinn in ihrem Kreise hätte verdächtig machen können. — Aber sie entwarf ein anonymes Schreiben an den Künstler, worin sie, die gelungenen Momente seines Spiels mit Wärme und Zartgefühl lobend, dieser wohlthuenden Anerkennung eine Entwickelung dessen folgen ließ, was man die Schattenseiten seiner Darstellungen genannt hatte. Wenn diese so geistreiche als scharfsinnige Entwickelung die Kennerschaft der Schreiberin in ein glänzendes Licht stellte, so sprach nicht weniger daraus ihre weibliche Milde, welche, die schönen und reichen Naturgaben des Künstlers hervorhebend, in leisen Andeutungen ihm bemerklich machte, wie leicht es ihm seyn würde, das bisher Verfehlte zu verbessern, und den Tadel

in Beifall zu verwandeln. Ja es konnte, so zart waren die Aeußerungen gehalten, fast zweifelhaft erscheinen, ob Lob oder Kritik die Feder der Schreiberin geführt, und welches von beiden eigentlich ihre Absicht gewesen sey.

Nicht ohne Genugthuung überlas Clotilde noch einmal, was sie geschrieben, unterzeichnete das Schreiben „Euphemia", und ließ es an seine Bestimmung abgehen.

Am nächsten Abend ward ihr das Vergnügen, zu bemerken, wie der Künstler mit ungewöhnlich gespannten Blicken die Reihen der Zuschauerinnen musterte, als suche er die anonyme Schreiberin heraus zu finden. Er wußte Andeutungen auf eine schmeichelhafte und herzerhebende Kritik, so er erfahren, die nur ihr verständlich seyn konnten, in sein Spiel zu verweben, ja sogar einige Ausdrücke und Wendungen ihres Briefes seiner Darstellung einzuverleiben, welches Alles erkennen ließ, von welcher Bewunderung für die Verfasserin er durchdrungen war.

Clotilde kam nach Hause. Sie hatte sich lange nicht so gut unterhalten als heut im Theater. Sie hüpfte die Treppe hinauf, als die Thür des Vorgemachs sich öffnete und Hermine, gefolgt von einer Frau mit verweinten Augen und in dürftiger Kleidung, heraus trat. Die Letztere schlich scheu und

verlegen neben Clotilden vorüber und eilte die Treppe hinab, während Hermine der Tante in's Zimmer folgte und sie auszukleiden begann. Auch sie hatte verweinte Augen. Die Tante bemerkte es und sagte: „Du hast geweint! was fehlt Dir? und wer war die Frau, die von Dir ging?"

„Es ist heute", antwortete Hermine mit Schüchternheit, „der Todestag meiner Mutter. Die Frau aber ist eine arme Offiziers-Wittwe, eine vieljährige Freundin der Mutter, die mich gewöhnlich an diesem Tage besucht, wo wir mit einander das Andenken der Verstorbenen feiern und — beweinen." Neue Thränen begleiteten diese Worte.

„Es ist thöricht", sagte Clotilde, „die Todten so lange zu beweinen, und ein Raub an dem Leben, das uns gegeben ward, um glücklich zu seyn; ein nutzloses Vergeuden der edlen Lebenskraft! Der Mensch ist unvernünftig, der Dem, was sich nicht ändern läßt, fruchtlose Klagen nachsendet."

„Wie", entgegnete Hermine, nicht ohne einen Anflug von Entrüstung, „es wäre tadelnswerth, um die Theuern zu klagen, die uns auf immer sind entrissen worden? und unvernünftig?"

„Vor der höhern Lebensklugheit gewiß, die sich in das Unabänderliche fügt, und nur bedacht ist, wie sie dem Leben einen Ersatz für das Verlorene abgewinnt!" war Clotildens Antwort.

Die Toilette war jetzt beendet und Hermine entfernte sich; in ihrem Kämmerchen aber warf sie sich unter Thränen nieder und betete: „Bewahre mich, o mein Gott, vor dieser herzlosen Lebensklugheit, die in dem edlen Geschenk des Lebens nichts als den Kitzel der Eitelkeit und des Vergnügens sucht, und mit der Fähigkeit, den tiefsten Menschenschmerz zu empfinden, auch menschlich zu lieben verlernt."

Schon am folgenden Tage ward Clotilden Veranlassung, die Lebensphilosophie, welche sie gestern gepredigt, in Ausübung zu bringen.

„Wissen Sie es schon", erzählte am Vormittag einer von den gewöhnlichen Besuchern, „daß vor einer Stunde der Notar Valensky sich erschossen hat?" —

Clotilde erbleichte und tausend Fragen bestürmten den Mittheiler.

„Es ist so, auf Ehre, es ist!" bestätigte ein Eintretender. „Ein gänzliches Derangement, grenzenlose Verwirrung in allen Angelegenheiten, bedeutende Defekte in anvertrauten Geldern, das Alles hat sich fast unmittelbar nach geschehener That herausgestellt, und läßt bei nun eintretender Untersuchung noch weit mehr befürchten."

Im Laufe des Tages bestätigte sich die unheilvolle Neuigkeit. Der Unglückliche, ein Mann von großer Gewandtheit und ausgezeichneten Fähigkeiten, hatte ein unbedingtes Vertrauen in den höhern Kreisen der Gesellschaft genossen; aber von der leichtsinnigsten Verschwendung, Genußsucht und einem ausschweifenden Luxus war er schon zu Grunde gerichtet, als die blinde Gunst der Unkundigen, gelockt von hohen Zinsen und noch höheren Versprechungen, fortfuhr, große Summen in seine Hände zu legen. Da sollten Papier-Spekulationen das Rettungsmittel für den Leichtsinnigen werden; sie schlugen fehl und ihm blieb nichts als die Kugel, ein den bösen Mächten verfallenes Leben zu enden, und die Verluste seiner Gläubiger zu sühnen.

Auch Clotilde gehörte zu diesen. Sie hatte, bestochen von seinen glänzenden Projekten, wie von den gesteigerten Prozenten, womit er ihre Kasse füllte, den bei weitem größten Theil ihres Vermögens Valensky's Leitung anvertraut. Bald sollte ihr klar werden, daß kein, oder höchstens nur ein sehr unbedeutender Ersatz zu hoffen sey. Aber sie wußte sich zu beherrschen. Kein Wort, keine Miene verrieth, wie stark sie bei dem Unfall, der nun stadtkundig wurde, betheiligt sey, noch welche Störung dies in ihrer gewohnten Lebensweise veranlassen mußte. Sie suchte jede Aeußerung darüber geflissent-

lich zu vermeiden, oder sich nur leichthin und oberflächlich darüber auszusprechen; als aber dennoch die Art, wie man des Ereignisses in ihrer Gegenwart gedachte, sie vermuthen ließ, man halte sie für verarmt — da fühlte sich ihr Stolz verletzt und sie sann darauf, wie sie in recht auffallender Weise das Stadtgerücht widerlegen möchte.

Eine Kunstreiter-Gesellschaft unterhielt mit ihren Leistungen die Hauptstadt, und ein Mitglied derselben, Flora, ein schönes Mädchen, war der entschiedene Liebling der Frauen wie der Männer aus der höhern Gesellschaft, deren verwöhnter Sinn nur dem Ungewöhnlichen und Scharfreizenden sich mit Lust und Beifall zuzuwenden pflegt. Hier einte sich Beides. Die seltene Schönheit des Mädchens und ihre hinreißende Anmuth glänzten um so zauberischer unter den heroischen Leistungen ihrer Kunst, die gleichwohl, so leicht und mühelos geübt, doch nur Glanz und Werth von der Persönlichkeit der Künstlerin zu empfangen schien.

Eine Verabredung führte heute die Elite der Gesellschaft in die Vorstellung, welche ein besonderes Kunststück der Reiterin, ein Shawltanz zu Pferde, verherrlichen sollte. Clotilde saß in den vordersten Reihen des Circus, in reichem Anzug, einen köstlichen Shawl auf den Schultern, der als Prachtstück in einer der ersten Mode-Handlungen unlängst ein

Gegenstand des Begehrens vieler Modedamen gewesen war. In der Vorstellung entwickelte Flora alle Liebenswürdigkeit ihrer Person und Kunst, und nie hatte sie, nach dem einstimmigen Urtheil der Zuschauer, hinreißender gespielt. Als das schwere Probestück nun zu Ende und das reizende Mädchen, hervorgerufen von dem stürmischen Beifall der Anwesenden, sich lieblich verneigend dicht an die Barriere des Circus trat, da hatte Clotilde sich von ihrem Sitz erhoben, und sich der Künstlerin nahend, legte sie unter Schmeichelworten den reichen Shawl um den Nacken des vor Erstaunen und Freude verstummenden Mädchens. — Ein beifälliges Murmeln von Seiten der anwesenden Männer lohnte die Handlung der Geberin; durch die Reihen der Frauen aber ging ein Flüstern der Verwunderung, und hier und da fiel ein bemitleidender Blick auf das einfache Kleid und das bescheidene Tuch der Gesellschafterin, die neben Clotilden saß und, wie man wohl wußte, ihre nahe Verwandte war, deren lächelnde Mienen jedoch von Vergnügen über den ihr nicht oft zu Theil werdenden Genuß des Schauspiels strahlten. Clotilde hatte ihren Zweck erreicht. Die Gerüchte von ihrer Verarmung verstummten, denn wer in großmüthiger Regung des Augenblicks so schenken konnte, der war gewiß nicht arm, und ihr Credit war wieder befestigt.

Sie selbst indeß dachte keineswegs so leichtsinnig über die Folgen, welche aus dem gehabten Verlust für ihre Zukunft hervorgehen mußten; sie schwebten ihr vielmehr auf's Deutlichste vor, und alle ihre Gedanken waren nur darauf gerichtet, wie sie Mittel finden möchte, ihnen zu entgehen.

„Ich werde mich verheirathen müssen", schrieb sie an ihre Herzensvertraute. „Valensky's unheilvoller Betrug drängt mich unabwendbar dieser Nothwendigkeit zu: denn was hätte die nicht mehr jugendliche, reiz- und vermögenslose Unvermählte im Weltleben wohl zu erwarten!? Es ist das einzige Rettungsmittel, das mir bleibt und — wünsche mir Glück, Betty! — schon dämmert aus dunkler Ferne mir ein verheißender Schimmer!"

Diese Vorgänge waren gerade in die Tage gefallen, wo das geheimnißvolle Heiraths-Gesuch in den Zeitungen erschien. Clotilde hatte es gelesen. Aufgeregt von der Sorge um die Zukunft und lebhaft mit Planen beschäftigt, wie es ihr gelingen möchte, sich eine Stellung zu sichern, schien ihrem mit dem Ungewöhnlichen vertrauten Geist nichts so abenteuerlich, was zu ergreifen sie nicht den Muth gehabt hätte. In jener Anzeige sprach der Geist des Seltsamen, Wunderlichen sie als Wahlverwandtschaft an, und was sie selbst für ein Ehebündniß hätte wünschen, voraussetzen mögen, war darin ver-

heißen. Liebe, Sympathie schien der unbekannte Freier ja nicht zu verlangen, und was er wünschte, Geistesbildung, Talente, Kenntnisse, feinste Umgangssitte, das zu besitzen war sie sich bewußt. Mehr als einmal überlas sie das inhaltreiche Blatt, und je öfter sie es las, desto mehr entwickelte sich bei ihr der Gedanke an ein Eingehen in die seltsame Aufforderung. Es ist versuchsweise, dachte sie endlich, und wenn auch ein verzweifelter Versuch, meine Lage ist jedenfalls geeignet, einen solchen zu rechtfertigen.

So entstand eine Entgegnung voll Witz und Geist als Antwort auf jene Anzeige, worin die Schreiberin sich bereit erklärte, vorläufig auf den anonymen Briefwechsel eingehen zu wollen, bis dieser geistige Verkehr den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft bei beiden Theilen gezeitigt haben würde. Sie unterzeichnete das Schreiben „Alphonsine" und sandte es sofort unter der angegebenen Adresse an seine Bestimmung. O Freude! schon am zweiten Tage lief eine ähnliche Depesche ein, nicht minder geistreich, nicht minder witzig, die unter zarten, fast poetischen Wendungen den lebhaftesten Wunsch nach der Fortsetzung des so interessanten Briefwechsels aussprach.

Die Soirée bei der Gräfin Breitenfeld war heute lebhafter als gewöhnlich. Ein Fremder zog besonders die Aufmerksamkeit der Damen auf sich. Es war Baron Felsingen, der, auch wenn er weniger fein und geschmackvoll in Betragen und Erscheinung gewesen wäre, durch seine Stellung in der Gesellschaft, wie durch Verstand und Würdigkeit ein Gegenstand der Auszeichnung seyn mußte in einem Kreise, der sich neuen Erscheinungen stets mit Interesse zuzuwenden pflegt. Die Nachricht von seinem Reichthum, den eine kürzlich zugefallene Erbschaft verdoppelt hatte, zusammt dem Umstande, daß er noch unvermählt und — wie einige seiner jüngern Freunde unter der Hand verbreitet hatten — nicht ohne die Absicht, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, nach der Hauptstadt gekommen sey, lief unter dem Damenkreise um und half eine Theilnahme steigern, der seine Persönlichkeit schon auf's Günstigste vorgearbeitet hatte. Doch schien der Freiherr dies wenig zu beachten. Er unterhielt sich fast nur mit den Männern; erst als Clotilde, von den Dilettanten der Gesellschaft aufgefordert, sich an's Fortepiano setzte, wandte er der Musik seine Aufmerksamkeit zu, und blieb bald von ihrem meisterhaften Spiel gefesselt am Instrument. Sie spielte heut mit ungewöhnlichem Feuer und wußte Thalberg's schwierige Compositionen mit so glänzender Fertigkeit vorzutra=

gen, daß man den berühmten Tondichter selbst auf dem ihm eigenthümlichen Gebiet walten zu sehen glauben konnte.

Beifall, Entzücken, überströmendes Lob waren gewohnte Huldigungen für Clotilde. Sie nahm sie verbindlich aber gleichmüthig auf. Nur einige gewählte Worte Felsingen's, die weniger eine Beifalls-Aeußerung, als vielmehr das Vergnügen über die Harmonie ihres Spiels mit dem Geist der Composition ausdrückten, vermochten sie zu einer Erwiederung, und bald fanden sich Beide auf den Gebieten der Kunst und Literatur in einem interessanten Gedanken-Austausch.

Es ging zur Abendtafel. Der Freiherr bot Clotilden den Arm, und zeigte sich als Tischnachbar nicht minder unterhaltend als angenehm. Er war viel gereist, wußte auf die anmuthigste Weise davon zu sprechen und des Neuen und Anziehenden gar Manches mitzutheilen, ohne daß es das Ansehen hatte, als wolle er Reiseskizzen geben.

Er erwähnte eine Reihefolge schöner Kunstblätter, die er aus England mitgebracht, und hierauf sich über Malerei und das Dahingehörige verbreitend, zeigte Clotilde sich auch hierin nicht fremd. Sie sprach mit Gefühl und Sachkenntniß über die Erscheinungen der Kunst, und entwickelte so viel Geschmack und Kunstsinn, daß der Freiherr, entzückt

von der Unterhaltung der Vielwisserin, nach aufgehobener Tafel ihr die Hand küssend, sie um Erlaubniß bat, die besprochenen Blätter am folgenden Tage ihr zur Ansicht bringen, und einer so anziehenden Unterhaltung, als dieser Abend ihm gewährt, öfters theilhaftig werden zu dürfen, eine Bitte, welche Clotilde auf heitre Weise zu bewilligen keinen Anstand nahm.

Als am nächsten Vormittage Baron Felsingen bei Clotilden gemeldet ward, befand sich diese in der Berathung mit ihrem Rechts-Anwalt in der Valensky'schen Angelegenheit. Das ließ sich nun nicht unterbrechen noch aufschieben. Hermine wurde demnach beauftragt, den Besuch zu empfangen und bis zum Erscheinen der Tante einstweilen zu unterhalten. Nicht ohne Ueberraschung sah daher der Baron, statt von seiner gestrigen Tisch-Nachbarin, sich von einer jugendlich schüchternen Hebe bewillkommnet, welche, die Tante mit unabweislichen Geschäften entschuldigend, ihn bis zu deren nahen Beendigung zu verweilen bat, und sich hierauf mit einer Hand-Arbeit am Fenster niederließ. Er begann Dies und Jenes mit ihr zu plaudern, was sie mit Verstand und Natürlichkeit beantwortete, und als er hierauf zu seinen Mappen griff, die er hatte her-

schaffen lassen, sie zu öffnen und die Blätter zur Ansicht auszulegen begann, trat sie hinzu und blickte mit sichtlichem Vergnügen auf die ausgebreiteten Schätze. Es ergötzte ihn, wie sie am Schönen sich unbefangen freute, mit richtigem Gefühl Ernstes und Liebliches, Wildes und Ländliches zu sondern und zu würdigen wußte, und ihm schienen diese Aeußerungen eines unverkünstelten Sinnes erfreulicher, als die oft und zur Unzeit gehörte Kritik der sogenannten Kennerschaft. Es waren schöne landschaftliche Bilder und Ansichten merkwürdiger und berühmter Gegenden. Sie pries das Vergnügen, so es gewähren müsse, seine Umgebung mit so schönen Darstellungen auszuschmücken.

„Aber würden Sie den Genuß, solche Gegenden selbst zu besuchen, nicht höher stellen?" fragte er.

„Gewiß", erwiederte sie, „muß es ein edles und schönes Vergnügen seyn, zu reisen und Gottes schöne Welt zu sehen. Aber es ist einmal nicht Jedem vergönnt, und das mag auch gut seyn, damit wir lieb behalten und zu verbessern suchen, was uns zunächst umgiebt. Außerdem mögen wohl auch die Dichter und Künstler uns Manches schöner darstellen, als es in der Wirklichkeit ist. Ich hörte aus den Gesprächen der Tante mit Kunstverständigen, daß die Maler nicht selten Gegenden, so wie Portraits verschönern, ihnen schmeicheln. Sie geben den

Gegenständen eine mehr malerische Form, idealisiren sie, wie die Tante es nennt. Da würde vielleicht Manches mir in der Wirklichkeit weniger gefallen, als in dem Bilde, welches ich nach guten Darstellungen davon in mir trage. Auch hab' ich an den mancherlei Klagen der Gereisten wohl bemerkt, man muß das Reisen recht gewohnt seyn, um nicht durch Hitze oder Kälte, Ermüdung oder ungünstiges Wetter oft um den schönsten Genuß betrogen zu werden. Deshalb mag denn um so eher Der, dem das Reisen selbst versagt ist, an den Schöpfungen der Kunst und dem Lesen schöner Reiseschilderungen sein Genügen finden."

„Bewahren Sie immer, mein Fräulein", sagte Felsingen mit Wärme, „diesen genügsamen Sinn, aus welchem die beste Lebens-Philosophie hervorgeht; möge diese immer Ihr Eigenthum bleiben!"

Sie schien ihn nicht ganz zu verstehen, aber sie sagte: „Ich hoffe, stets mein Loos so dankbar hinzunehmen, als es mir ziemt", und ein leiser Seufzer, von einem wehmüthigen Lächeln begleitet, hob die jugendliche Brust.

Clotildens Eintritt machte dieser Unterhaltung ein Ende. Hermine zog sich bescheiden zu ihrer Arbeit zurück, nur mit gespanntem Ohr dem Gespräch der Beiden lauschend, welches sich jetzt auf's Neue auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft bewegte.

Clotilden aber wollte der Freiherr heut weniger gesammelt erscheinen, als sie ihn gestern gefunden, und während ihrer scharfsinnigsten und gedankenreichsten Aeußerungen sah sie mitunter seine zerstreuten Blicke auf den Umgebungen umherschweifen, oder bei den unbedeutendsten Gegenständen verweilen, davon das am Fenster eifrig nähende Mädchen einer war.

Anshelm, der Schauspieler, besuchte seinen Freund, den Studenten Otto. Diesem war der Briefwechsel mit der unbekannten Dame bald langweilig, und in Hinsicht auf den davon gehofften Spaß unergiebig geworden. Auch die andern Theilnehmer hatten nach dem kurzen Rausch eines lustigen Abends die Sache fallen lassen, und Baron Felsingen, von ernstern Angelegenheiten und ältern Freunden in Anspruch genommen, ihrer nicht weiter gedacht. So war es denn Otto ganz recht, als Anshelm, dem er den scherzhaften Einfall mitgetheilt, sich erbot, denselben auf eigne Hand fortzusetzen. Er zeigte sich höchlich ergötzt davon; die spätern Briefe an die Unbekannte waren von ihm mit dem reichlich ihm zu Gebote stehenden Witz und der feinsten Galanterie verfaßt, was auch ähnliche anreizende Erwiederungen von Seiten der Dame herbei zu führen nicht verfehlt hatte.

Anshelm war nicht ohne Absicht hiebei zu Werk gegangen. Ihm hatte von Anfang an eine geheime Ahnung zugeflüstert, daß er hier vielleicht seiner unbekannten Beurtheilerin auf die Spur kommen könne, was er bisher auf's Eifrigste gewünscht und, wiewohl vergebens, gesucht hatte. Der Fortgang des Briefwechsels bestärkte ihn in dieser Ahnung, und sie wurde durch manche Wendungen und Ausdrücke, durch den ganzen Ideengang der Correspondentin, ja durch das Außergewöhnliche der Angelegenheit selbst zu einer bestimmten Vermuthung gesteigert, die keine andre war, als diese Dame sey selbst jene Euphemia, der er so eifrig nachgeforscht. Der Anblick der Handschrift, verglichen mit jener ihn kritisirenden Zuschrift, hatte fast jeden Zweifel beseitigt; denn es ließ sich leicht in beiden ein gewisser gleichförmiger Zwang und das Bemühen, die eignen Schriftzüge zu verstellen, wahrnehmen.

„Ja, sie ist es!" rief er, Otto den letzten von der Dame eingelaufenen Brief mittheilend und die Handschrift abermals vergleichend, in höchster Aufregung aus. „Es ist meine Euphemia-Alphonsine! Beide sind Eine und Dieselbe, und nicht eher werd' ich ruhen, bis ich sie aufgefunden und ihr gesagt habe, daß ich sie anbete und sie die geistreichste aller Frauen ist."

Otto lachte und neckte den Freund mit der vermuthlich sehr unlieblichen Schönen, an die er sein Herz zu verlieren willens sey. Anshelm aber ließ sich nicht irre machen. Er entwarf auf der Stelle ein begeistertes Gedicht, welches, den Zustand des sehnsuchtvollen Liebhabers, dem der Gegenstand seiner Zärtlichkeit sich beharrlich verhüllt, schildernd, die Dame auf's Dringendste beschwor, sich ihm endlich zu zeigen.

Immer mehr schien Baron Felsingen von der Unterhaltung angezogen, die er in Clotildens Umgang fand. Seine sich immer verlängernden Besuche sprachen dies hinlänglich aus; und wenn mitunter eine gewisse Unruhe, eine Art von Unstätigkeit sich seiner zu bemächtigen schien, ihn von einem Platz zum andern, vom Sopha an's Fenster und von diesem in einen Winkel des Zimmers trieb, so war das wohl unverkennbar der Kampf eines gesetzten Mannes, der mit dem Entschlusse, seine Freiheit aufzugeben, ringt, aber das einleitende Wort dazu nicht finden kann. Wenn dann Clotildens vielseitige Kenntnisse, ihr glänzender Witz, ihre sich nie verleugnende heitere Laune auch in solchen Augenblicken den Ausdruck des Vergnügens auf seine gewöhnlich ernsten Züge zauberte, so durfte wohl die Urheberin

solchen Zaubers sich ihres Sieges gewiß glauben, und die Stunde ruhig erwarten, in welcher ein so willkommener Freier ihr Herz und Hand zu Füßen legen würde. Zögerte er jedoch noch immer, diese Stunde herbei zu führen, so fand Clotilde dies aus ihrer Art und Weise wohl erklärlich. War es doch ihr selbst am angenehmsten, das Vergnügen eines geistreichen Umgangs in voller Freiheit, und uneingeengt von den Fesseln eines ausgesprochenen Verhältnisses zu genießen; wie sollte nicht Felsingen den gleichen Geschmack theilen, hatte sie doch oft genug ihre Ansichten hierüber in seiner Gegenwart ausgesprochen, und das Schmachtende, Süßliche offenkundiger Brautpaare, wenn sie in Gesellschaft erschienen, bespöttelt. Auch er wünschte gewiß, gleich ihr, diese feierliche Rolle nicht über die zu Aufgebot und Trauung nöthige Zeit auszudehnen, und es ließ sich voraussehen, daß er sie einst mit seinem Antrag ohne lange Vorbereitung überraschen werde, um dann mit ihr, nach der aus England uns zugekommenen und von ihr so oft belobten Sitte, vom Traualtar in den Reisewagen zu steigen.

Vor allen Dingen aber beschäftigte Clotilden der Wunsch, ehe der Freiherr sich erkläre, über Person und Verhältnisse des unbekannten Bewerbers und Correspondenten einigermaßen in's Klare zu kommen. In der That hatte der anonyme Briefwechsel in der

letzten Zeit so viel Anziehendes für sie gewonnen, die poetischen Vergötterungen des Unbekannten hatten ihrer Eigenliebe so süß geschmeichelt, daß sie ungern daran denken mochte, ihn unbesehen aufzugeben. Ernstlich war sie also darauf bedacht, wie es ihr möglich seyn möchte, auf unbemerkte Weise, und ohne dabei ihren Ruf zu gefährden, zu seinem Anblick gelangen, oder etwas Näheres über ihn erfahren zu können. Gelang ihr dies, dann war es leicht, ihre Wahl für denjenigen der beiden Männer zu entscheiden, der ihren Ansprüchen am besten zusagte. Was aber sie zu diesem Zweck ersann, wird aus dem Bruchstück eines Briefes an ihre Vertraute hervorgehen, welches diese später einigen andern Busenfreundinnen mittheilte:

„Und da Felsingen noch immer das entscheidende Wort, welches ihm vorzuenthalten die Klugheit mir verbieten würde, nicht von mir verlangt hat, so will auch ich, den Einflüsterungen eben dieser Klugheit folgend, um jeden Preis zu erfahren suchen, wie es mit dem Unbekannten steht, der mit seiner Liebe, einer bloß geistigen! — mich so beharrlich verfolgt. Darf er in seiner äußern Ausstattung und in den Glücksverhältnissen mit Felsingen in die Schranken treten, wie seine ersten Angaben es vermuthen lassen, dann — weiß ich doch nicht — ob nicht die Wagschaale eher zu seinen Gunsten als

des Freiherrn sich senken dürfte, denn — aufrichtig gesprochen — fühl' ich von dem geist- und phantasiereichen Briefsteller mich anders angesprochen, als von dem ernsten, mitunter strengen Wesen Felsingens. Doch wie gesagt, die Umstände müssen entscheiden, und daß sie es können, dazu gehört, daß ich selbst sehe und prüfe! Ich habe demnach beschlossen, sein sehnliches Verlangen nach persönlicher Bekanntschaft zu benutzen, damit ich selbst von ihm unbemerkt ihn kennen lerne, und will zu dem Ende Hermine — versteht sich ohne ihr Wissen — unter einem verabredeten Zeichen ihm vorführen. Ich selbst aber will dann in der Nähe seyn, will beobachten und — entscheiden. Fürchtest Du, es kann gefährlich seyn, das junge Mädchen an meiner Stelle einzuschieben? Ach nein! Das erste Wort von diesem Gänschen wird ihn überzeugen, daß eine Täuschung obwaltet, und ich kann, wenn der Mann mir gefällt, dann immer hervortreten, und es ist so nur eine Prüfung seines Geschmacks, seiner Sinnesart gewesen. — Und wär' es — nun, dann bleibt mir Felsingen und es wird vielleicht eine gute Gelegenheit, das Mädchen zu verheirathen, das ich ohnehin, wenn ich Felsingen wähle, am liebsten los seyn möchte. Nicht daß ich auf die Chimäre von ehelicher Treue irgend einen Anspruch zu begründen willens bin, obwohl ich allzu oft schon seine Blicke

mit theilnehmendem Ausdruck auf der unbedeutenden Kleinen ruhen sah: aber sie ist einmal meine Verwandte, und eine gewisse Pietät der Gesinnung, so ihm eigen, hat ihn mehrmals zu einem mitleidigen Bedauern ihres Geschicks, ihrer untergeordneten Stellung veranlaßt; ich müßte fürchten, daß er als mein Eheherr mir zumuthete, sie zu mir herauf zu ziehen, in die Gesellschaft einzuführen, was aber nicht zu thun ich aus tausend Gründen entschlossen bin. — Als Dienerin übrigens wird sie mir jetzt unnütz; sie fängt an, träumerisch zu werden, vergeßlich! Es ist Zeit, daß sie in strengere Aufsicht kommt, in größere Thätigkeit; und eine Aussicht, sie zu verheirathen, wäre mir daher das Erwünschteste."

Ein Concert in einem öffentlichen Garten, von guten Künstlern zum Besten eines wohlthätigen Zweckes aufgeführt, ward von Clotilden bestimmt, dem Unbekannten die Gelegenheit zu dem längst erbetenen Rendezvous zu gewähren. Die vornehme Gesellschaft hatte sich das Wort gegeben, bei dem Concert zu erscheinen; ein Grund mehr für Clotilden, den Unbekannten dahin zu bescheiden, und er empfing in der Mittheilung darüber noch folgenden Fingerzeig:

„Die Dame wird in einem glatten weißen Kleide, einem modernen Strohhut mit rosenfarbnem Band erscheinen. Als besonderes Kennzeichen aber diene eine Rosa-Schleife an der Brust, gehalten von einer goldnen Broche, reich mit Rubinen besetzt, in deren Mitte ein Chrysopras."

Die Stunde des Concerts nahte, und Baron Felsingen erschien, die Damen zu begleiten. Clotilden war seine Gesellschaft erwünscht, denn sie hoffte durch ihn Gelegenheit zu finden, etwas über den Unbekannten, sobald dieser sich nur gezeigt haben würde, zu erfahren. Da trat Hermine herein, gekleidet nach der Vorschrift der Tante, ohne deren geheime Absicht auch nur zu ahnen.

Ein leichter Schreck schien das Herz der Letzteren zu durchzucken beim Anblick der frischen, jugendlichen Gestalt, die der erles'nere Anzug, obwohl er nur durch sein einfaches Weiß von dem bescheidenen Kattunkleidchen, das sie gewöhnlich trug, sich unterschied, so vortheilhaft kleidete, und ließ sie einen Augenblick nachdenken und mit dem, was sie thun wollte, zögern. Doch nur einen Augenblick. — Und wäre auch wirklich, mochte ihr nächster Gedanke seyn, der Anblick der hübschen Bildsäule mir gefährlich, so wird mein bloßes Dazwischentreten hinreichen, den Zauber zu lösen! — Unter diesen Gedanken Herminen näher tretend, schien sie deren Anzug vom

Kopf bis zu den Füßen zu mustern; darauf ein Fach der Chiffonnière öffnend, sprach sie, indem sie eine Rosa-Schleife herausnahm: „Es fehlt noch etwas an Deinem Putz. Hier diese Broche war Dir längst schon zugedacht, stecke sie heute an!"

Hermine blickte erstaunt auf das Schmuckstück, wie auf die Geberin, die jetzt Schleife und Broche an der Brust des vor Freude erröthenden Mädchens befestigte.

„Liebe, liebe Tante!" rief die Ueberraschte, „wie verdien' ich Ihre Güte! Die kostbare Broche —!"

„Still!" winkte Clotilde, „mir gefiel sie nicht mehr! Trage sie zum Andenken, falls wir uns einmal trennen müßten — und nun komm'!"

Hermine küßte die Hand der Gütigen unter Rührungsthränen, und des Freiherrn Züge verklärte der Ausdruck des Mitgefühls, indem er die Damen hinunter an den Wagen führte.

Clotilden hatten einige der vornehmsten Damen gewinkt, in ihrer Nähe Platz zu nehmen, während Hermine den ihrigen in einer Seitenreihe fand, zwischen andern jungen Mädchen, jedoch so, daß sie von Clotilden beobachtet werden konnte. Zahlreiche Männergruppen wanderten, die Damenreihe musternd,

auf und ab, doch nirgend wollte sich Clotildens scharf umherspähenden Augen eine Erscheinung zeigen, welche sie mit ihrer Vorstellung von dem Unbekannten hätte in Uebereinstimmung bringen können. Wenn gleich mancher aufmerksame Blick auf ihre Nichte fiel, die freilich eine fast neue Erscheinung in diesen Kreisen war, und obwohl der Student Otto, am Arm des Schauspielers Anshelm, an den Reihen der jungen Mädchen, sie lebhaft betrachtend, zum Oeftern vorüberstrich, so konnte doch dieser unmöglich der Gesuchte seyn. — Die Musik machte dem ein Ende, und die Männer zogen sich in größere Entfernung zurück, theilweise unter den Bäumen nach Bequemlichkeit Platz nehmend.

Der erste Theil des Concerts ging vorüber. Der Tag war warm, mehrere von den Damen hatten sich erhoben und zogen es vor, eine Promenade durch den Garten zu machen und die Musik aus weiterer Entfernung zu hören. Auch Hermine hatte die Erlaubniß hierzu von der Tante erbeten, und wandelte seelenvergnügt mit mehreren jungen Mädchen der Tiefe des Gartens zu, wo ein liebliches Bosket in seinen Schatten winkte. Clotilde hatte vor, ihr aus der Ferne beobachtend zu folgen, aber es war, als sollte sich heute Alles ungünstig für ihre Plane gestalten. Gerade jetzt trat die Gräfin A. auf sie zu, die, seit wenigen Tagen aus Paris

zurückgekehrt, vor Verlangen brannte, ihr Mancherlei von ihrer Reise mitzutheilen. Clotilde mußte ihr Stand halten. Sie verlor Herminen bald aus den Augen und bemerkte nur, daß unter Andern auch Anshelm, am Arm seines frühern Begleiters, den nämlichen Weg, welchen die jungen Damen genommen, einzuschlagen schien. — Diese wandelten munter fort, bis die Wendungen des Boskets sie vereinzelte und die Paare in längere oder kürzere Zwischenräume trennte.

Da trat, ihr nacheilend, ein junger Mann zu Herminens Begleiterin und sagte, sie ehrerbietig grüßend: „Mein Fräulein, Ihre Frau Mutter läßt Sie ersuchen, ihr ihren Shawl zurückzubringen!“

„So laß uns umkehren!“ rief Hermine. Die Andere aber sagte: „Nicht doch! wir dürften dann nicht wieder von der Stelle. Ich trag' ihn schnell zurück und bin in der Minute wieder hier. Erwarte mich nur auf dieser Bank!“ — und ohne auf die Antwort zu hören, enteilte die Leichtfüßige und auch der Beauftragte hatte sich sogleich wieder entfernt. Das Plätzchen war einsam und Hermine blieb einige Augenblicke ungewiß, ob sie der Freundin folgen oder hier warten solle, als plötzlich eiligen Schrittes ein junger Mann zwischen den Bäumen hervor und mit den Worten: „So bin ich endlich am Ziel meiner heißesten Wünsche, die Göttin meiner Träume

von Angesicht zu sehen, die himmlische Euphemia-Alphonsine!“ auf sie zueilte.

Hermine, auf's Aeußerste erschrocken, suchte der zudringlichen Annäherung auszuweichen, aber in ihrem Schreck nach einer Richtung hin, welche sie von dem belebten Theil des Boskets nur noch mehr entfernte. Der junge Mann indeß, Herminens Verlegenheit und ihre Flucht nach dem tiefern Theil des Gebüsches vielleicht zu seinem Vortheil deutend, folgte, und sie einholend, begann er auf's Neue mit allem Ausdruck zärtlichster Leidenschaft in Blick und Stimme: „Warum entfliehen, theures Mädchen, vor dem Manne, der Sie anbetet, nachdem Sie ihm das langersehnte Glück Ihres Anblicks gewährt haben! — Warum entfliehen vor Dem, der Herz und Leben Ihnen zu Füßen legt, und nur um einen Blick dieser himmlischen Augen, um ein freundliches Wort von Ihren Lippen fleht!“

Er war unter diesen Worten ihr nahe genug gekommen, um ihre Hand ergreifen zu können und preßte diese, mit dem Ausruf: „Göttliche Alphonsine!“ an Brust und Lippen.

Hermine blieb jetzt in äußerster Befremdung stehen, und im Bestreben, ihre Hand zu befreien, rief sie: „Mein Herr, Sie irren! Ich kenne Sie gar nicht, und nur ein Irrthum kann Sie veran-

lassen, sich so zudringlich zu betragen. Ich bin nicht, die Sie suchen, bin Ihnen gänzlich fremd."

„Fremd!" rief der Künstler — denn Anshelm der Künstler war es, der mit Hülfe seines Freundes Otto Herminens Begleiterin zu entfernen gewußt — „Fremd!" wiederholte er, nicht ohne einen Ausdruck von Empfindlichkeit in Ton und Miene. „Nein, die herrliche Alphonsine, die so oft schon ihren glänzenden Geist, ihre bezaubernde Phantasie in ihren Briefen vor mir leuchten ließ, ist mir längst nicht mehr fremd. Und wenn Ihre liebenswerthe Person es bis jetzt war, so gab ja Ihr letzter Brief mir die Verheißung, daß Sie es länger nicht bleiben wollen, und deutete ja zur Bestätigung mir dieses Zeichen an, das ich auf Ihrer Brust glänzen sehe. Warum also jetzt das spröde Abwenden!"

Aber Hermine, im vergeblichen Bemühen, sich loszumachen, blickte in gesteigerter Angst umher, fest entschlossen, den Ersten Besten um Beistand gegen den muthmaßlich Wahnsinnigen anzurufen. Wirklich zeigte sich auch in diesem Augenblicke ihrer höchsten Verlegenheit eine Männergestalt zwischen den Bäumen, die, aufmerksam gemacht von dem lebhaften Gespräch, nicht ohne Absicht sich zu nähern schien. Felsingen war es, und ihn erblickend, rief Hermine mit lauter Stimme: „O, Herr Baron, befreien Sie mich von diesem Wahnsinnigen!"

Im nächsten Augenblick stand er neben ihr, und mit Blick und Geberde den Unverschämten strafend rief er aus: „Welch ein Benehmen, Herr Anshelm! Wie können Sie es wagen —?“ — Der aber ließ ihn nicht ausreden, und gegen den Freiherrn sich mit Anstand verbeugend, sprach er: „Zu groß ist die Achtung, welche Namen und Ruf des Baron Felsingen mir einflößen, als daß ich nicht wünschen sollte, vor demselben den Schein von Rohheit und Gemeinheit, dessen das Betragen dieser Dame mich verdächtigt, von mir abzuwälzen; kann es auch leider nicht geschehen, ohne ein zartes Geheimniß, das eine Zeitlang das Glück meines Lebens gemacht hat, laut werden zu lassen!“

„Ein Geheimniß?“ entgegnete auf's Höchste befremdet der Freiherr. „Zwischen Ihnen und Fräulein Wall! Sie sprechen in Räthseln, mein Herr!“

„Das Fräulein hat den Schlüssel dazu“, war die gereizte Antwort des Schauspielers, „wenn es ihr nur gefiele, ihn zu geben.“

Felsingen blickte Herminen fragend an, die in äußerster Entrüstung rief: „Glauben Sie der unverschämten Lüge nicht! Ich kenne diesen Herrn nicht, seh' ihn zum ersten Mal in meinem Leben.“

„Das geb' ich zu!“ erwiederte mit höhnischer Kälte der Schauspieler. „Und doch ist es diese Dame, die unter dem Deckmantel der Anonymität seit meh-

reren Wochen mit mir Briefe wechselt, und mit dem Versprechen, sich mir heut zu erkennen zu geben, mich hieher beschied."

„Unmöglich!" rief Felsingen, den ein Blick auf die im edlen Zorn erglühende, hoch aufgerichtet dastehende Hermine fast stärker noch als die Bekanntschaft mit ihrer Lage und ihren Verhältnissen vom Gegentheil überzeugte.

Anshelm aber begann jetzt mit aller Ruhe, welche dies Ereigniß zuließ, zu erzählen, wie die Dame, mit welcher er anonym Briefe gewechselt, das Versprechen gegeben, sich ihm heute und an diesem Orte zu zeigen, und als Erkennungszeichen die nämliche Kleidung, welche das Fräulein trage, und ein Schmuckstück angegeben habe, unfehlbar dasselbe, welches an der Brust des Fräuleins glänze.

Hermine bebte bei der Erinnerung an das unheilvolle Geschenk, von dessen Gabe, wie sie sich jetzt mit Genugthuung erinnerte, der Freiherr Zeuge gewesen; aber Thränen tiefster Kränkung und edlen Unwillens netzten die Schleife an ihrer Brust, währ rend Felsingen ein seltsames Licht zu dämmern begann, was sich noch steigerte, als Anshelm zur Bestätigung seiner Worte ein Blatt hervorzog, und mit triumphirendem Ausdruck und dem Ausruf: „Da lesen Sie selbst, ob ein Irrthum möglich ist!" es Felsingen hinreichte.

Der aber warf einen prüfenden Blick auf das Blatt und sagte dann fest: „Doch ist es ein Irrthum, oder vielmehr — noch Schlimmeres! Sie sind getäuscht, mein Herr! Diese Dame aber, mein Ehrenwort sey Ihnen Bürge, ist unschuldig daran. Sie ist unbewußter Weise das unwillkürliche Werkzeug einer heillosen, mir selbst noch nicht ganz klaren Berechnung.“ — „Da müßt' ich doch“, fiel Anshelm ein, „um nähere Aufklärung bitten.“ — „Die ich auch“, erwiederte Felsingen, „um Ruf und Namen dieser jungen Dame dadurch auf's Vollständigste zu rechtfertigen, bereit bin, zu geben; was außerhalb dieser Grenze liegt, darüber vermag ich nur — Vermuthungen zu hegen. Ich erwarte Sie morgen um neun Uhr in meiner Wohnung. Sie aber, mein Fräulein, erlauben mir, Sie jetzt wieder zu Ihrer Tante zurückzuführen.“ Und hiermit Clotilden den Arm bietend, entschwanden Beide den Blicken des nicht zum Angenehmsten überraschten Anshelm.

Zu Clotilden aber trat etwas später der Freiherr, berichtend, daß er Herminen, welche auf dem Spaziergang im Garten unwohl geworden und nach Hause zu kommen gewünscht, zu seiner Cousine, der Frau von Rosen, die eben im Begriff gewesen wegzufahren, geführt und dieser anvertraut habe; eine Nachricht, welche nicht verfehlte, die Ahnung von etwas Unerfreulichem bei Clotilden anzuregen, obschon Felsingen sich weiter nicht äußerte und nicht verfehlte, die Dame mit gewohnter Artigkeit an den Wagen zu geleiten.

Clotilde fuhr zu Besuchen und dann in's Theater. Verwundert vernahm sie am Abend bei der Rückkunft, daß Hermine noch nicht zu Hause sey. Mit noch ganz andern Empfindungen aber erbrach sie ein Billet von des Freiherrn Hand, das auf ihrem Nachttisch lag, des Inhalts: „Fräulein Hermine von Wall, meine verlobte Braut, sendet Ihnen durch mich beiliegendes Schmuckstück zurück, welches für sie zum Anlaß eines befremdenden Vorgangs wurde. Ohne untersuchen zu wollen, in wiefern derselbe von Ihnen beabsichtigt worden, finde ich am gerathensten, meine Braut unter der Obhut meiner Verwandten zu lassen, und habe die Ehre ꝛc." — Am folgenden Tage war die Verlobung des Freiherrn von Felsingen mit dem armen und fast nicht gekannten Fräulein von Wall das Stadtgespräch der vornehmen Gesellschaft. Der Schauspieler Anshelm hatte eine lange Unterredung mit dem Freiherrn, von deren Inhalt nichts bekannt geworden. — Clotilde verreiste am zweiten Tage nach dem Bade W., welches der Arzt, um einen Anfall von Brustkrampf, den sie gehabt, zu begegnen, ihr auf's Dringendste zur Pflicht gemacht hatte. — Auch der Schauspieler Anshelm verließ bald darauf die Residenz. Nicht ohne Ueberraschung aber empfingen Clotildens nähere Bekannte nach einigen Wochen von ihr selbst die Nachricht von ihrer Verheirathung „mit dem Bühnenkünstler Anshelm von Liebenau", und ihre Abreise mit ihm nach Petersburg.

Johanna.

Unter der großen Anzahl Verwundeter, welche das französische Heer mit sich führte, als es am 15. September 1812 in Moskau einzog, befand sich auch ein junger deutscher Offizier, von einem der W—schen Cavallerie-Regimenter, die in der Schlacht bei Mosaisk so hochherzige Beweise ihres Muthes gegeben hatten. Der junge Mann wurde von einigen Kameraden in einem Zimmer untergebracht, das, wie sich ergab, einer Heil-Anstalt angehörte, die jedoch in Folge der allgemeinen Flucht, bis auf wenige der nicht fortschaffbaren Kranken und deren Wärter, von allen Bewohnern geräumt worden war. Der Verwundete gab wenig Hoffnung zum Genesen, denn seine Kraft war durch ein Uebermaaß von Anstrengungen erschöpft und seine sonst starke Natur durch eine bei Mosaisk in den Kopf empfangene

Hiebwunde danieder geworfen. — Im Herzen dem heißgeliebten Vaterlande und Allem, was ihm dort theuer, ein wehmüthiges Lebewohl zurufend, ließ er sich tödtlich ermattet auf das für ihn bereitete Lager bringen, und schloß die schweren Augenlider mit der Empfindung, daß er diese Stelle lebend wohl nicht wieder verlassen werde.

Das Hospital war am nördlichen Ende der Semlianoigorod gelegen; dieser Theil der Stadt blieb großentheils von der Flamme verschont, und so auch das Gebäude der Heil-Anstalt. Die Militair-Aerzte, sämmtlich Franzosen, bekümmerten sich wenig um den verwundeten Deutschen, an den sie um so weniger Interesse nahmen, als hier nichts zu amputiren war. Sein Zustand blieb unverändert derselbe, und als der Rückzug der Armee den Aufbruch des Lazareths veranlaßte, fand man den Kranken dergestalt verschlimmert, daß man ihn als völlig hoffnungslos zurückzulassen beschloß, ihn, wie noch mehrere seiner Unglücksgefährten, seinem Schicksal und der Menschlichkeit der Vorsteher jener Anstalt überlassend.

Der Kranke fühlte von Allem, was um ihn vorging, nichts, denn er lag fast ununterbrochen in einem besinnungslosen Zustande, während welchem die Natur in unerforschter Thätigkeit den gefährlichen Stoff zu überwältigen suchte. Nur zuweilen bewegten in aufdämmerndem Bewußtseyn sonderbare Bil-

der sich vor seinen Blicken, aus dunkler Erinnerung und fieberhaftem Wahn zusammengeflossen, und es schien ihm dann, als berührten vaterländische Töne sein Ohr; doch zu schwach, um solche Eindrücke festzuhalten, waren es nur Augenblicke, in welchen sie ein helleres Bewußtseyn gleichsam nur anregten. Die schwachen Lebensgeister sanken dann bald wieder in die vorige Erschlaffung zurück.

Am 22. Oktober verließen die Franzosen die Ruinen von Moskau; ihnen auf dem Fuße folgte die russische Avantgarde, und nun strömten auch die geflüchteten Einwohner herbei, um an Ort und Stelle den ganzen Umfang ihres Verlustes zu übersehen. Es konnte bei dem Drange einer so schrecklichen Gegenwart, bei dem Gewirr allseitig zerrissener Lebensverhältnisse, die Aufmerksamkeit auf ein paar gefangene und preisgegebene Flüchtlinge nicht groß seyn. Der Kranke blieb daher fast ohne alle Pflege; doch wenn der Fieberdurst ihn aus dem schlummerähnlichen Zustand, in welchem er lag, erwachen ließ, saß eine seltsame Gestalt an seinem Lager, in unvernehmlichen Worten eine Art von Wiegenlied summend, dessen Weise ihn an ein ähnliches in der frühen Kindheit gehörtes erinnerte. Die Gestalt bog sich dann sorglich über ihn hin, und netzte seine Lippen mit einem stets dazu bereit gehaltenen Trank, nach dessen Genuß er dann wieder in seinen vorigen Zustand zurücksank.

Ließen gleich Gestalt und Kleidung diese sonderbare Pflegerin für eine Krankenwärterin niederen Standes halten, so fiel doch der Anblick eines goldschimmernden, auf wenigen hellblonden Locken befestigten Kopfschmuckes in Form einer Krone, welchen sie trug, in die umschleierte Seele des Kranken und gaukelte in seinen Fieberträumen nach.

Einst mit etwas lichteren Sinnen aus der tiefen Betäubung erwachend, glaubte er um sich Stimmen zu vernehmen; es war Nacht, eine Lampe erhellte sparsam das Gemach, die seltsame Gestalt stand dicht an seinem Lager, mit abgerissenen Tönen ihres gewöhnlichen Liedes sich über ihn beugend und dann wieder mit sonderbar kreischender Stimme und gebieterischem Wesen nach der andern Seite hin Befehle ertheilend. Endlich sah er zwei bärtige Männer sein Lager erfassen, es auf eine Bahre heben und ihn mit derselben forttragen. Die Gestalt ging mit, indem sie, ängstlich bemüht, die Decke zusammen zu ziehen, diese mit einem Arm über ihm festhielt, mit der andern Hand aber, wie zum Commando, eine Art von Stab in der Luft schwang. So ging es die Treppe hinab, über einen mit Geräthschaften aller Art unordentlich angefüllten Hof. Ein großer Thorweg flog auf, man war auf der Straße. Tiefe Stille herrschte überall. Immer aber hing die seltsame Gestalt über seinem Bett, bald befehlend, an=

ordnend und mit ihrem Stabe winkend, bald wieder sich sorglich über ihn hinbeugend und einzelne Töne ihres Liedchens summend. Es mochte manche Stunde so gedauert haben; dem Kranken fielen vor Ermattung mehr als einmal die Augen zu, bis irgend ein unsanfter Stoß, ein heftiges Wort ihn wieder aufschreckte. Er glaubte endlich die Bewegung des Fahrens zu empfinden, aber es war dunkel um ihn her, und er vernahm nichts weiter, als der unermüdeten Wärterin leises Summen. Die stille und gleichförmige Bewegung des Fuhrwerks, wie durch tiefen Sand, wiegte bald seine Sinne wieder ein und er empfand nicht weiter, was mit ihm vorging. Das Erwachen, welches auf diesen lange anhaltenden bewußtlosen Zustand folgte, war von hellerer Art, und kündigte an, daß die Natur die Krisis glücklich überstanden und der Kranke auf dem Wege der Genesung sey. Er schaute mit Erstaunen und Neugier um sich her, und sah, daß er sich in einem sehr kleinen niedrigen Zimmerchen befand, dessen Geräthschaften ihm abgenutzt und dürftig erschienen, und so wie er sich nun regte, stand auch sogleich dieselbe seltsame Frauengestalt bereit, welche ihm seither so oft erschienen war, und die er selbst in lichten Augenblicken für ein von seiner fieberhaften Phantasie ihm vorgegaukeltes Zerrbild gehalten hatte. Es überraschte ihn so sehr, diese sonderbare Erschei-

nung auch mit vollem Sinne wiederzufinden, daß er sich nicht enthalten konnte, mit dem Tone der Befremdung auszurufen: „Wer bist Du?" — Die Frau machte eine wehklagende Bewegung und rief sehr wehmüthig: „Kennst Du mich denn immer noch nicht, Albert? Ach, ich bin ja Johanna!" — Sie sagte die letzten Worte mit unbeschreiblich rührender Stimme und einem Ausdruck von Trauer, der jedes Herz bewegen mußte. Dem jungen Manne aber wurde unheimlich zumuth, als er von diesem fremdartig sonderbaren Wesen sich bei seinem Taufnamen ansprechen hörte, und indem er sie aufmerksamer betrachtete, ward ihm die Erscheinung immer räthselhafter. Es war eine zartgebaute Gestalt, deren Züge und Formen noch Spuren ehemaliger Schönheit hatten, wenn gleich Alter oder Krankheit verwüstend darüber hingegangen waren. Sie trug ein Kleid von grobem himmelblauen Zeug, dessen Schnitt an eine längst veraltete Tracht erinnerte, und welches, Hals und Arme bloß lassend, die feine Form dieser Glieder und ihre ehemalige Zartheit errathen ließ. Ihr Haar von schöner blonder Farbe war jetzt zierlicher aufgekämmt, aber es prangte in dem nämlichen phantastischen Kopfschmuck, welcher dem jungen Manne früher so sonderbar aufgefallen war, nämlich in einem kronenartig gebogenen Reifen von blankgeputztem Messingblech, mit allerlei Zierrathen

von Flittergold behangen. Der Blick des Kranken ruhte mit Verwunderung auf diesem seltsamen Aufputz, welcher, Wahnsinn andeutend, das Räthsel zu lösen schien. Die Person aber, indem sie der Richtung seiner Augen folgte, nahm eine stolze Haltung an, und sprach in einem von dem vorigen ganz verschiedenen Tone: „Kennen Sie mich nicht, mein Herr? Ich bin die Prinzessin von B —, des regierenden Herzogs Tochter! Sie sahen mich doch oft, als ich noch bei meinen Eltern war — freilich, es ist lange!“ — Sie sagte diese letzten Worte wieder mit dem Anklang der vorigen Wehmuth und schien dann in trübes Sinnen zu versinken. Auch der Kranke schwieg und dachte der sonderbaren Rede nach. Das geläufige und reine Deutsch, welches die Frau sprach, schien in der That ihre Herkunft aus dem Lande, welches sie nannte, zu bekunden. Die Familie, zu der er gehörte, stammte eigentlich aus B —, und sein Vater hatte die Jugendjahre dort verlebt, obgleich er späterhin in P — sche Kriegsdienste getreten und da gestorben war. Indem er sich dieser Umstände erinnerte, stand auf's Deutlichste ein schönes Miniatur-Portrait vor seiner Seele, das er als Knabe bei seinem Vater gesehen hatte, und welches eine Prinzessin jenes Hauses in voller Jugendschöne darstellte, über deren späteres Schicksal sein Vater sich immer dunkel und bedauernd

geäußert hatte. Es war ihm auch, als wollte er gehört haben, sie sey mit dem Gemahl nach Rußland gekommen und habe dort ein trauriges Schicksal gehabt, dessen nähere Umstände aber er entweder nie gehört oder vergessen hatte. Ja, es fiel ihm sogar ein, daß ein alter Diener seiner Großmutter, als diese einst seine Eltern besuchte, in seiner Gegenwart den andern Domestiken erzählt hatte, wie ein dunkles Gerücht von einer Fürstin jenes Hauses umgehe, welche in einem fernen Lande in der Verborgenheit leben solle, während ihre Angehörigen sie als todt betrauerten. Er hatte nur das Auffallende dieser Erzählung behalten, das Uebrige war ihm unverständlich geblieben. Aber der Anblick der armen Geisteskranken und ihre sonderbaren Reden regten alle diese Erinnerungen wieder auf, und flößten ihm den Wunsch ein, dem Geheimniß, welches hier zu walten schien, auf die Spur zu kommen. Er versuchte noch einmal, seine Wärterin zum Sprechen zu bringen; aber sie saß leise weinend in einem Winkel und schien auf seine Reden gar nicht zu hören. Nur als er wieder gänzlich schwieg, und die Miene eines Schlafenden annahm, setzte sie sich an sein Bette, mit stillem Weinen und einzelnen Tönen ihres Schlafliedes wechselnd.

Albert's Gesundheits-Zustand besserte sich nunmehr von Tag zu Tage, und er würde bald einer

gänzlichen Genesung sich erfreut haben, hätte eine mildere Jahreszeit und eine bessere Pflege diese nur einigermaßen begünstigt. Aber es war tiefer Winter, und die Strenge des nordischen Klimas lag lähmend auf seinem geschwächten Nerven-System. Auch die Pflege, welche ihm zu Theil wurde, war wenig geeignet, seinen erschöpften Kräften aufzuhelfen, und es sprach sich in ihr die Dürftigkeit der Hausbewohner, so wie auf rührende Weise auch ihr guter Wille aus; denn wenn gleich fast Alles, was ihm gereicht wurde, nur ärmlich war, so erhielt er doch von Zeit zu Zeit eine feinere Speise, ein leichtes Backwerk oder ein kleines Fläschchen mit stärkendem Wein; augenscheinlich die Frucht mühsamer Ersparnisse und einer zarten Sorgfalt für seinen Zustand, welche ihn oft bis zu Thränen erschütterte. Seine geisteskranke Wärterin sah er jetzt weniger; statt ihrer bediente ihn eine alte russische Hausmagd, welcher er, der Landessprache nicht kundig, sich fast nur durch Zeichen verständlich machen, mithin von ihr über den Ort, wo er sich befand, und über die Hausbewohner nichts erfahren konnte. Seine alte Wärterin kam nur Nachts zum Vorschein. Er hatte da mehrmals versucht, sie auszufragen; da aber immer dieselben Antworten erfolgten, die zuletzt mit einem Stunden langen Weinen endigten, so sprach er nicht mehr mit ihr, und die Alte blieb nun auch stumm.

Diese tiefe Einsamkeit und Verlassenheit fing an, ihm sehr drückend zu werden, je mehr seine wieder zunehmenden Kräfte ihm geistige Unterhaltung zum Bedürfniß machten. Er sehnte sich so schmerzlich nach Berichten aus dem Vaterlande und von den öffentlichen Angelegenheiten, deren letzte Ereignisse ihm das Vorgefühl einer nahen Schicksalswendung gegeben hatten, welches bald frohe, bald bange Erwartungen in seiner wackern deutschen Gesinnung anregte. Er mochte wohl in unbewachtem Selbstgespräch zuweilen verrathen haben, wie einsam er sich fühle; denn eines Morgens fand er auf seinem Tischchen einige Bücher. Es waren Predigten, Voltaire's „Henriade“, ein deutsches Gesangbuch und ein Heft einer veralteten Zeitschrift. Wie wenig Unterhaltung ihm dies Alles auch gewähren konnte, so sah er doch darin die Sorge eines fühlenden Wesens, welches sich in seine Lage zu versetzen und seine Bedürfnisse zu ahnen im Stande war. Er hatte bis zur Abenddämmerung, des lange entbehrten Genusses sich freuend, gelesen und lag, vom mehrstündigen Aufsitzen ermüdet, halb träumend auf seinem Lager, als sanfte Saitenklänge sein Ohr berührten. Sie schienen aus dem untern Stockwerk des Hauses zu kommen und von dem russischen National-Instrument, der Balalaika, herzurühren, welches er mehrmals auf seinem Zuge von Leuten

aus der niedern Volksklasse hatte spielen hören. Aber hier schien eine geübtere Hand die Saiten zu rühren; denn sie tönten ihm lieblicher und wohllautender, als er sie bisher gehört, und eine schöne Frauenstimme begleitete sie zuweilen in einzelnen wehmüthigen Accorden; ja es klangen auf sonderbare Weise aus Spiel und Gesang ihm zwischendurch die wohlbekannten Töne jenes Wiegenliedes, das er so oft gehört und dessen Melodie hier variirt zu werden schien. Sollte es die Wahnsinnige seyn? Unmöglich! — die Stimme war zu jugendlich kräftig, und doch — wer anders als sie konnte dies leierhafte eintönige Thema so immerwährend wiederholen? —

In der folgenden Nacht erwachte Albert vom Schlaf, der jetzt von Tag zu Tage fester und ruhiger wurde. Es war tief in der Nacht, die Lampe, welche sonst auf seinem Tische brannte, war verlöscht, aber der Vollmond leuchtete hell durch das kleine Fenster und Albert erblickte zu den Füßen seines Bettes, auf einem Binsenstuhl zurück gelehnt, die Gestalt seiner Wärterin, welche zu schlummern schien. Es war ihm nichts Ungewöhnliches, sie Nachts an seinem Bette zu sehen; in der letzten Zeit war sie am Tage, wo die alte Russin ihren Dienst versehen, nie für ihn sichtbar gewesen. Aber nie hatte er sie schlafend gefunden, und indem er aufmerksamer hinblickte, schien ihm die Gestalt wie verjüngt, und er wußte

nicht, ob er seinen Augen trauen sollte; denn es waren offenbar die Formen und Züge eines schönen jugendlichen Mädchens, welche ihm unter der Hülle seiner Unbekannten sich darstellten. Ein Geräusch, das er absichtlich verursachte, störte sie aus dem Schlummer. Sie fuhr zusammen, blickte scheu nach ihm hin und stand auf. Indem bei dieser Bewegung ein heller Streif des Mondlichtes ihren Kopf traf, sah er deutlich ein edles Oval, dessen reine Züge die regelmäßigste Schönheit bildeten. Das Haar, etwas dunkler als das seiner Wärterin, näherte sich einem schönen Lichtbraun; sonderbarer Weise aber schmückte diese reiche Lockenfülle ein ähnlicher Kopfputz, als ihn die Alte trug, zwar nur aus einem gelben mit Perlen umwundenen Bande bestehend, aber doch in seiner Form an jenen phantastischen Zierrath erinnernd, so wie auch in der himmelblauen Kleidung, in ihrem ungewöhnlichen Zuschnitt, die Tracht der Alten nachgeahmt war. Einige Schritte zurück getreten, schien sie, den Blick zu Boden gesenkt, zu überlegen, ob sie gehen oder bleiben solle. Er aber, ergriffen von der überraschenden Erscheinung, rief laut aus: „Wunderbares Wesen, wer bist Du?" — „Ich heiße Johanna!" antwortete sie im reinsten deutschen Dialekt, aber sehr leise, und indem sie ihm durch Zeichen zu verstehen gab, nicht laut zu sprechen. Sie schien noch etwas hinzu setzen zu

wollen, aber er wiederholte: „Johanna!" und rief, sich die Stirn reibend: „Bin ich denn irre? oder welch ein Zauber waltet hier?" — Das Mädchen schüttelte jedoch mit trauriger Geberde den Kopf und floh blitzschnell zur Thür hinaus, zu welcher bald darauf die alte Russin vorsichtig auf Socken herein trat, seinen Wasserkrug wieder füllend und die erloschene Lampe anzündend. Er glaubte bald darauf Stimmen in der Nähe zu vernehmen, wimmerndes Klagen und Stöhnen und dazwischen leise beruhigende Klänge der russischen Laute, bis etwa nach einer Stunde Alles wieder still ward. Aber ihn ließ die innere Unruhe nicht schlafen. Was war es mit der sonderbar räthselhaften Erscheinung der beiden Frauen? Befand er sich in einer Irren-Anstalt, oder war der Wahnsinn in diesem Hause erblich? Schreckliche Vermuthung, gegen die sich sein Gefühl sträubte und welche des Mädchens ruhig sanften Züge, ihre milde, wenn auch wehmüthige Stimme zu widerlegen schien. „Johanna!" rief er tief bewegt, „welch ein Geheimniß waltet hier über diesem Namen? Arme, schöne Johanna!" — aber in dem nämlichen Augenblick glaubte er an seiner Thür ein leises Weinen zu vernehmen, welches erst lange darauf verstummte. Er schlummerte gegen Morgen wieder ein, und als er erwachte, war es schon heller Tag. Es war ein klarer Winter-Morgen, und die

Sonne warf zum ersten Mal einige Streiflichter in das kleine Fenster seines Gemachs, welches dadurch ungewöhnlich erleuchtet wurde. Er richtete sich innig erfreut über dieses Zeichen des vorrückenden Jahres im Bette empor und erblickte zu seinem Erstaunen zu den Füßen desselben mehrere Kleidungsstücke, wodurch einem Bedürfnisse genügt wurde, welches er schmerzlich empfunden, da er jedes Mittels ermangelte, ihm abzuhelfen, ja nicht einmal die Möglichkeit sah, sich darüber verständlich zu machen. Wer aber beschreibt sein Entzücken, als er bei den Sachen ein Blatt gewahr ward, worin er auf den ersten Blick eine deutsche Zeitung erkannte. Lange dauerte es, ehe der entzückte Jüngling den Inhalt des Blattes zu fassen vermochte, denn derselbe schien seine kühnsten Erwartungen weit zu überflügeln und deutete auf Ereignisse hin, die Demjenigen mit Recht unglaublich erscheinen mußten, der während eines so thatenreichen Jahres ganz außer Zusammenhang mit den Kriegsbegebenheiten sich befunden hatte.

Er war wie neubeseelt, und die Freude gab ihm Stärkung, sich ohne Hülfe zu erheben, was er bisher noch nicht vermocht hatte. Er kleidete sich an, und die neuen Kräfte zum ersten Mal an dem engen Raum seines Zimmerchens prüfend, lenkte er die schwachen Schritte nach dem kleinen Fenster hin,

und indem er sein thränenfeuchtes Auge zu dem reinen Aether des wolkenlosen Himmels empor hob, feierte ein stummes Dankgebet das Fest seiner Auferstehung zum neugeschenkten irdischen Leben. Voll Begierde, sich über den Ort, wo er sich befand, einigen Aufschluß zu verschaffen, fiel dann sein Blick auf die nächste Umgegend, so weit dieselbe durch das kleine Fenster, dessen Scheiben eben die Sonnenstrahlen von ihrer Eiskruste etwas befreit hatten, sich übersehen ließ. Aber er sah nichts, als eine öde winterliche Gegend; kahle Bäume starrten hier und da aus der Decke des tiefen Schnees, und doppelt grausig ragten die Trümmer einiger zerstörten Hütten in der Nähe aus dem reinen Weiß hervor. Kein menschliches Wesen war rings umher sichtbar, nur einige Krähen umflogen mit heiserem Krächzen die wüste Stätte. Albert verweilte lange bei diesem traurigen Anblick, seine sonderbare Lage überdenkend. — Bald darauf trat die alte Russin herein. Auch ihre stumpfen Züge schien etwas wie eine ungewohnte Freude zu beseelen, als sie den Gast außer dem Bett und gekleidet erblickte; sie schlug mit der Geberde frohen Erstaunens die Hände zusammen, und brach in einen unendlichen Wortstrom aus, wovon Albert leider nicht das Geringste verstand. Als er währenddem der Thür sich zu nähern versuchte, um durch einen Blick aus derselben die Räumlichkeit des

Hauses kennen zu lernen, drängte sie ihn mit Aengstlichkeit zurück, und suchte durch Zeichen zu verstehen zu geben, wie wenig die draußen herrschende Kälte für ihn tauge.

So vielen Stoff zum Nachdenken der Inhalt des Zeitungsblattes dem jungen Manne gab, so oft er auch im Lauf des Tages es lesen und wieder lesen mußte, so sah er doch mit sehnsuchtsvollem Verlangen der nächsten Nacht entgegen, die, wie er hoffte, ihm Aufschluß über alle bisherigen Räthsel geben, und vielleicht die holde Erscheinung, welche ihn unaufhörlich beschäftigte, abermals an sein Lager führen würde. Er nahm sich vor, sie dann nicht wieder zu entlassen, ohne daß er von ihr erfahren, wo er sich denn eigentlich befinde, und vor Allem wollte er ihr danken und ihr sagen, daß die Erinnerung an ihre Güte nie aus seinem Herzen schwinden werde. Denn sie, das war ihm gewiß, sie war es ja allein, der er jede Erleichterung verdankte, jede zarte Sorgfalt, die während eines so langen Krankenlagers ihm war zu Theil geworden, und vielleicht sein Leben erhalten hatte. Seine Erwartung täuschte ihn auch nicht, und als die Ungeduld, mit welcher er, wie nun die Nacht eingebrochen, auf jedes Geräusch horchte, nur auf kurze Zeit der Forderung der Natur gewichen, da war sie unterdeß an sein Lager getreten und lächelte, als er die Augen aufschlug, unbeschreib-

lich mild auf ihn hernieder. Er glaubte anfänglich wieder, es bezaubere ihn ein Traum; aber der Vollmond schien so klar als gestern in das Gemach, hell flackerte die Kerze auf seinem Tisch, und schöner noch als gestern, mit dem Purpur des Lebens auf der Wange und den Blick voll rührender Theilnahme auf ihn geheftet, stand wirklich und leibhaftig die reizende Erscheinung ihm ganz nahe. Entzücken und Ueberraschung ließen Albert verstummen; sie aber bog sich näher zu ihm hin und sagte sehr leise: „Es geht nun besser mit Ihnen! Ich kann mich selbst davon überzeugen, und" — setzte sie hold verschämt hinzu — mich Ihrer Genesung freuen!" — „Sie ist Ihr Werk, holde Johanna!" erwiederte froh der Jüngling; „wie beglückt es mich, daß mir vergönnt ist, Ihnen zu danken; doch wo find' ich Worte, es, wie ich wünschte, zu thun?" — „Nicht doch!" erwiederte sie schüchtern; „danken Sie dem Erhalter alles Lebens für Ihre Genesung. Was hier geschah, war so wenig!" — „Es war die edelste, menschenfreundlichste Sorgfalt, deren ein Leidender je sich zu erfreuen gehabt! Aber wem, wunderbares, wohlthätiges Wesen, wem dank' ich sie? Nennen, o nennen Sie sich mir, damit ich wisse, wen meine dankbare Erinnerung zu verehren hat!" — „Ich heiße Johanna!" erwiederte sie wehmüthig; „Sie wissen es ja schon. Gönnen Sie dem Namen ein

freundliches Andenken, auch wenn das Leben Sie wieder in seine bewegtesten, heitersten Kreise ruft. Forschen Sie weiter nicht nach mir, es wäre doch vergebens. Ich muß nun scheiden!" — „Scheiden?" rief Albert bewegt aus; „Du Engel meines Lebens! Und ich soll ohne Dich in dieser Einöde zurückbleiben?" — „Nein!" erwiederte sie sanft; „auch Sie sollen diesen Ort des Jammers verlassen! Aber wenn die heitere Heimath Sie umfängt, dann gedenken Sie, es ist das Einzige, was ich bitte, im Kreise liebender und geliebter Menschen der armen fremden Johanna!" — Sie lächelte bei diesen Worten ihn noch einmal traurig und bedeutungsvoll an, und eilte dann mit schneller Wendung zur Thür hinaus. Der Jüngling streckte tief erschüttert und voll Sehnsucht seine Arme der Entfliehenden nach, und warf sich, als sie seinen Blicken entschwunden war, mit einem nie empfundenen Schmerz in die Kissen seines Lagers zurück. Ihm war, als ob das Leben von Neuem ihm entfliehen wollte, und unmöglich schien es ihm, in dieser Hütte länger verweilen zu können, ohne die Hoffnung, die Unbekannte wieder zu sehen. Er nahm sich vor, am folgenden Morgen das ganze Haus zu durchsuchen, bis er sie gefunden, und dann zu ihren Füßen sie zu beschwören, daß sie ihn nicht verlasse — ach, niemals! — Er gedachte seines gütigen Oheims im Vaterlande,

der ihn erzogen und der ja gewiß nichts dagegen haben konnte, wenn er Alles, was das Geschick ihm an Lebensgütern verliehen, entschlossen war, mit Derjenigen zu theilen, welcher er allein glaubte, seine Erhaltung verdanken zu müssen. Indem er sich die Ausführung aller dieser Vorsätze so lebhaft und reizend ausmalte, als nur je ein Liebender gethan, entschwanden ihm die nächtlichen Stunden, und er sah mit Entzücken die ersten Strahlen der Morgenröthe die Wände seines Gemachs erhellen. Er stand auf und eilte, sich anzukleiden; doch ehe er noch damit fertig, vernahm er im Hause selbst ein ungewöhnliches Geräusch. Männliche Fußtritte näherten sich seiner Thür und ein Mann im Reisepelz trat zu ihm ein.

„Ich bin", sprach er auf Albert freundlich zuschreitend, „ein Arzt, und im Begriff, nach Petersburg, wo ich ansäßig, zurückzukehren. Gern gab ich der Bitte edler Menschen, denen das Schicksal der gefangenen Landsleute am Herzen liegt, Gehör, einen kranken Landsmann von hier mitzunehmen, und es freut mich, Sie bereit und kräftig genug zu finden, die Reise zu machen. Es wird Ihnen", fuhr er, Albert's verwunderungsvollen Ausruf überhörend, fort, „leicht werden, bei den vielen dort wohnenden Deutschen Unterstützung, ja unter den hohen Beamten vielleicht Fürsprache zu finden, welche Sie der

traurigen Nothwendigkeit, weiter in das Innere des Landes transportirt zu werden, überheben dürfte. In jedem Fall aber können Sie Ihre völlige Genesung dort, wo schon Vereine zur Verpflegung der Gefangenen sich gebildet haben, besser abwarten als hier, wo es an Allem, was Ihre Lage heischt, zu fehlen scheint. Gewiß", setzte er, in dem Gemach umherblickend, hinzu, „man möchte, außer der Kraft einer ungeschwächten trefflichen Natur, noch an besondere höhere Einwirkungen glauben, welche verhüteten, daß Sie der Wuth der Krankheit unter solchen Umgebungen unterlagen!" — „Ja!" fiel Albert ein, „es waren die Einwirkungen des Genius der Menschenliebe und Wohlthätigkeit selbst, denen ich mein Leben schuldig bin, und nach nichts verlangt mich mehr, als den edlen Menschen zu danken, die in dieser Hütte so lange ihr sauer erworbenes Brod nicht bloß mit mir theilten, nein, es für die Erhaltung des kranken Fremdlings hingaben. Führen Sie mich zu ihnen, mein Herr, auf daß ich nicht ohne Dank aus dieser armen, aber gastlichen Hütte scheiden mag!" — „Aus dieser Hütte?" erwiederte gedehnt der Arzt; „es ist kein lebendes Wesen in diesem Augenblick außer uns darin. Eine arme Wittwe nahm Sie, als Sie mit Hülfe guter Menschen aus dem brennenden Moskau entkamen, hier auf, welche auch nur von der Sorge für Ihre

Pflege hier festgehalten wurde, und froh, sich derselben endlich entledigt zu sehen, in dem Augenblick, wo ich ankam, dies zerstörte ausgeplünderte Dorf verließ, um in der Nähe bei Verwandten eine Zuflucht zu finden." — „Wie, mein Herr", rief Albert heftig aus, „eine arme Wittwe, sagen Sie? und wer, ich bitte Sie, wer war der Engel, der Nachts, als ich meine Genesung fühlte, an meinem Lager erschien; wer war jene räthselhafte Alte, die mich aus Moskau wegführte, die —?" Er erzählte im raschen Strom hier Alles, was ihm mit der Alten begegnet war, und fuhr am Schlusse der Erzählung lebhaft fort: „Sagen Sie, ich bitte, sagen Sie, mein Herr, wer sind diese beiden seltsamen Wesen, diese beiden Johannen?"

Der Arzt hatte ihn unterdeß mit lächelnden halb mitleidigen Blicken angesehen. „Man hat", sprach er dann kopfschüttelnd und bedenklich, „Beispiele, daß krampfhaft gereizte Nerven auch bei anscheinend gesundem Zustande eine Zeit lang die sonderbarsten Erscheinungen hervor zu bringen vermögen, wie manche in den Annalen der Heilkunde aufgenommenen Fälle zur Genüge beweisen. Daß also ein von schwerer Krankheit kaum Genesener, der tiefsten Einsamkeit überlassen, die Fieberbilder der Krankheit noch eine Zeit lang im Zustande der Genesung vor seinen überreizten Sinnen gaukeln

sieht, ist weiter kein Wunder, wenn gleich eine sehr merkwürdige psychologische Erscheinung, und es dürften auch in dieser Hinsicht Veränderung des Orts und der Umgebung, sammt besserer Pflege, am wohlthuendsten auf Ihren Zustand einwirken. Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr!" fuhr er fort, den sträubenden Albert sanft an den Arm fassend — „wir dürfen nicht allzu lange zögern; mein Schlitten wartet in der Nähe!" — „Nicht von der Stelle gehe ich!" entgegnete Albert, „ohne die Bewohnerin dieser Hütte gesehen zu haben!" — „Nun dann", erwiederte der Arzt, „so überzeugen Sie sich selbst, daß Niemand hier ist, dem Sie Dank sagen könnten!" — Er riß bei diesen Worten die enge Thür des Gemachs auf; Beide traten in einen küchenartigen Raum, welcher zugleich den ganzen bewohnbaren Theil des Hauses ausmachte. Denn auch hier schienen Gewalt und Zerstörung gewüthet, und nichts als dies Wenige von einem größeren und wohnlichen Gebäude übrig gelassen zu haben. Nur ein Bretterverschlag trennte noch ein anderes kleines Gemach von der Küche; aber Alles war leer, nirgends eine Spur von Bewohnern, und wie sorgfältig auch Albert suchte, es blieb ihm keine Hoffnung, ein lebendes Wesen in diesen verfallenen Räumen zu entdecken.

Traurig und fast ungewiß, ob er nicht wirklich nur Fieberbilder gesehen, folgte Albert endlich dem

Arzt, der ihn über einen kleinen Hof und die dicht verschneiten Gassen des zerstörten Dorfes führte, an dessen Ende ein bequemer Schlitten Beide aufnahm und bald aus der Gegend entführte. Albert fühlte sich von der heitern Winterluft stärkend berührt, und als er, tief eingehüllt in einen warmen Pelz, den des Doktors menschenfreundliche Güte besorgt, und von der Bewegung des Fahrens sanft angeregt, an der Seite des freundlichen Gefährten saß, ward ihm doch bald recht behaglich zumuth, welches Behagen noch höher stieg, als der Doktor ein erquickliches Frühstück von kalten Speisen und stärkendem Wein vorholte und mit seinem Gast theilte. Beide fanden auch sofort den reichsten Stoff zu vielseitiger und angenehmer Unterhaltung, indem der Doktor unerschöpflich war in Mittheilungen über die großen Ereignisse der Zeit, welche Albert eben so wenig müde wurde zu empfangen, seiner Seits aber dafür Berichte über Herkunft und Vaterland, so wie über seine Erlebnisse und Erfahrungen unter Napoleon's Heer, zurück gab.

Der Doktor Stern — dies war der Name des Arztes — erfuhr hier, daß sein Gefährte ein früh verwaister Sohn aus einem altadlichen Stamme im nördlichen Deutschland sey. Von einem Oheim erzogen, der einen angesehenen Posten in einem Fürstenthum bekleidete, das jetzt die Provinz

eines neugeschaffenen Königreichs geworden, hatte er sich früh einem wissenschaftlichen Beruf gewidmet, diesen aber, den Gesetzen der Conscription zufolge, gegen den Kriegerstand vertauschen müssen, welchem zu entgehen um so weniger möglich gewesen war, als die obern Behörden seinen edlen Oheim ohnehin in dem Verdacht hatten, er sey den neuen Verhältnissen nicht mit Aufrichtigkeit zugethan und hange im Herzen noch dem vertriebenen Fürstenstamm an. Albert erfüllte seinen neuen Beruf mit Eifer und Pflichtgefühl, freilich nicht ohne tief im Herzen die Schmach seines Volkes zu empfinden und die Hoffnung einer bessern Zukunft zu nähren. Doch hatte dieser Widerstreit seiner innersten Neigungen und Gesinnungen, mit seiner Lage und seinen Pflichten, einen Ernst des Charakters und der Lebens-Ansicht bei ihm begründet, welcher hinlänglich war, ihn von seinen Gefährten abzusondern, unter denen er, von Allen geachtet und von den Bessern werth gehalten, für sich allein stand. — So hatten die verhängnißvollen Tage in Rußland ihn gefunden, und erst jetzt, da eine bessere Zukunft ihm leuchtete, da die Erfüllung so lange genährter Hoffnungen in so überschwenglich reichem Maaße in die Wirklichkeit getreten, begann die Kraft und Vielseitigkeit seines Geistes und die Liebenswürdigkeit seines Gemüths sich auch nach außen hin zu entwickeln, und immer

mehr gewann er während der Reise die Achtung und Freundschaft seines Begleiters, des Arztes.

Derselbe theilte Albert auf sein Befragen mit, daß das Verlangen, eine in der Nähe von Moskau an einen Gutsbesitzer verheirathete Schwester, nach den Stürmen, welche jene Gegend heimgesucht, zu sehen, ihn hergeführt. Während seines Aufenthalts auf dem noch leidlich verschont gebliebenen Gute seiner Verwandten sey dem Gutsherrn die Anzeige gemacht, daß in einem nahen zerstörten Dorfe ein verwundeter Offizier, ein Deutscher von Geburt, liege, den eine arme Wittwe, deren Name ihm unbekannt geblieben, als Flüchtling aus dem zerstörten Moskau aufgenommen, welche, da sich jetzt der Zustand des Kranken gebessert, nichts dringender wünsche, als der lange gehegten Sorge um ihn entledigt zu werden. Menschenliebe und Landsmannschaft hätten ihn sofort zu dem Entschluß vermocht, den Kranken mitzunehmen, da er auf nähere Erkundigung erfahren, daß seine Genesung weit genug vorgeschritten, um die Reise aushalten zu können. Albert's Angaben über die Umstände seiner Entführung aus der zerstörten Stadt erklärte er folgendermaßen:

„Das Dorf, in welchem Sie krank lagen, war eine kleine evangelisch-deutsche Kolonie, das Haus, die Wohnung des Predigers, welchen der Sturm des

Krieges, sammt seiner kleinen Gemeinde, von dem heimischen Herde vertrieben und, Gott weiß wohin, verschlagen hat. Wahrscheinlich ist es, daß jenes Militair-Lazareth von einem der evangelischen Krankenhäuser Besitz nahm, deren mehrere in Moskau sich befanden und an dem jene nahe gelegene Kolonie einen Antheil hatte. Vielleicht befanden sich eben Kranke aus diesem Orte darin, für welche ihre Angehörigen sorgten und aus Menschenliebe zugleich des Kranken, den sie als Landsmann erkannten, sich auch erbarmten, wenn wir nicht annehmen wollen, daß selbst die Vorsteher der Anstalt so menschlich waren, für die zurückgelassenen Fremden, wie für ihre eigenen Pfleglinge, zu sorgen." — So oft aber Albert auf seine seltsame Wärterin, wie auf die Erscheinung seiner geheimnißvollen Wohlthäterin, zurück kam, so oft lächelte der Arzt bedeutsam und ungläubig, und beantwortete dies Alles leicht darüber hingehend, gleichsam als wolle er ungern dem Zartgefühl seines Gefährten durch die Behauptung eines fortgesetzten Irrwahns zu nahe treten. Albert schwieg zuletzt und verschloß Erinnerungen, welche ihm eben so theuer, als in ihrer Wirklichkeit ihm gewiß waren, in seine Brust. Aber er schrieb sich den Namen des Orts und der Umgebungen, wo Stern ihn gefunden, sorgfältig auf, fortan diesen Gegen-

stand in seiner Unterhaltung mit dem Arzt nicht mehr berührend.

In Petersburg angekommen, fand Albert in Stern's Hause und bei seiner Familie die liebevollste und herzlichste Aufnahme, und unter sorgfältiger Pflege und erheiterndem Umgang befestigte sich seine Gesundheit von Tag zu Tage mehr. Viel trugen hierzu die günstigen Nachrichten bei, welche von den Fortschritten der Verbündeten einliefen, und da auch der Ort, wo sein Oheim lebte, nunmehr frei war, so eilte er, demselben Nachricht von sich zu geben und seine Unterstützung zu erbitten; denn nichts lag ihm dringender am Herzen, als der Wunsch, den Kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes sich noch beizugesellen und den deutschen Boden von seinen Unterdrückern säubern zu helfen. Der Einwirkung des P—schen Gesandten, in welchem Albert einen weitläufigen Verwandten erkannte, und Stern's eifrigem Bemühen gelang es auch endlich, ihm Pässe zur Reise nach Preußen auszuwirken, wo durch die Vermittelung eben jenes Gesandten eine Anstellung unter den vielen sich dort immer noch bildenden Regimentern ihm bereits zugesichert ward. Zuvor aber wollte er, das stand fest, noch eine Streiferei in die Umgegend von Moskau machen, wo er eine Spur seiner Unbekannten zu finden die geheime Hoffnung hegte.

Stern benutzte in Hinsicht auf ihre nahe Trennung um so eifriger die hergestellte Gesundheit seines Freundes, ihn mit den Merkwürdigkeiten der großartigen Kaiserstadt bekannt zu machen, und nicht leicht mochte er eine Gelegenheit versäumen, wo es Wißbegierde oder Schaulust zu befriedigen gab, seinen jungen Freund dahin zu führen. So war es denn auch die alljährliche Prüfung des adligen großen Fräulein=Stiftes, jener in ihrer Art einzigen weiblichen Bildungs=Anstalt, welche, unter Leitung der Kaiserin Mutter, sich einer Blüthe und eines Glanzes erfreut, wie nichts Aehnliches in ganz Europa. Stern hatte sich und seinem jungen Freunde den Zutritt zu dieser Feierlichkeit zu verschaffen gewußt, welche allerdings als eine Gelegenheit, die kaiserlichen Frauen ganz in der Nähe und in der Ausübung einer so menschlich als fürstlich schönen Thätigkeit zu seh'n, und zugleich das Innere einer so ausgezeichneten Anstalt kennen zu lernen, für den Fremden mehr als eine anziehende Seite hat. Albert begleitete gleichwohl seinen Freund mehr aus Gefälligkeit, als mit eigenem Interesse an dem Gegenstande, denn sein Gemüth erfüllten jetzt Dinge ganz anderer Art. Er harrte mit Ungeduld der versprochenen Pässe, und so dankbar verpflichtet er sich seinen Petersburger Freunden fühlte, so wollte doch der innere Drang, dem Vaterlande

seine Schuld zu bezahlen, ihm kein ruhiges Weilen daselbst mehr gestatten, und zu gleicher Zeit rief die mächtigste Sehnsucht ihn noch einmal nach dem Orte, wo mit dem neugeschenkten Leben die Ahnung des süßesten Glücks ihm aufgegangen war. So sehr nun auch, was er Gelegenheit hatte zu sehen: die menschenfreundliche Würde der hohen Frauen, die Pracht ihrer Umgebungen, die glänzenden Talente der Zöglinge, die sich in Dem, was das Gebiet weiblicher Bildung umfaßt, auf die ausgezeichnetste Weise darstellten; dann die seltene Schönheit, welche unter der glücklichsten Pflege sich an vielen derselben entfaltete, die Anmuth und Sittlichkeit, welche, in diesem Hause heimisch, auf Alle übergegangen, Allen ihren verschönernden Reiz mitgetheilt — die Großartigkeit der Anstalt selbst — wie sehr auch dies Alles ihm die lebhafteste Bewunderung einflößte, so konnte doch das Ganze seine Aufmerksamkeit nicht auf die Dauer fesseln. Der Anblick so vieler jugendlich reizenden Gestalten regte vielmehr seine Sehnsucht nach der Einen, welche ihm reizender als Alle schien, nur um so lebhafter auf. Schon war nun das Ende der Feierlichkeit nahe, nur die bei der Anstalt neu aufgenommenen Lehrerinnen und Beamten, welche bei dem nun beginnenden Cursus ihr Amt antraten, wurden der Kaiserin noch einmal öffentlich vorgestellt, um von ihr selbst ebenfalls öffentlich

15

dies Anerkenntniß ihrer Würdigkeit zu diesem Amte, so wie die Ermahnung zu treuer Pflichterfüllung zu empfangen. Es waren diesmal deren nicht viele, und wie dieser Theil der Feierlichkeit ihn am wenigsten anzog, so blickte Albert zerstreut und ermüdet in dem weiten Saal umher, mehr mit der Musterung der Anwesenden, als der Aufmerksamkeit auf den vorgehenden Akt beschäftigt, dessen Ende er innerlich herbei wünschte. — Plötzlich berührte sein Ohr ein Laut, welcher alle seine Nerven in süßen Schrecken erbeben machte; er blickte hin, und sah dicht vor der erlauchten Kaiserin ein Mädchen stehen, dessen regelmäßige Schönheit eben ein Gegenstand der Bewunderung des die Gruppe umgebenden Hofes zu seyn schien, und deren Züge ihm das unvergeßliche Bild seiner räthselhaften Johanna, wie er in liebender Erinnerung es bewahrt, entgegen strahlten. Sie trug wie damals ein himmelblaues Kleid, das, statt jenes halbphantastischen Zuschnitts, in geschmackvoller Form die reizende Gestalt umfloß, und statt jenes wunderlichen Kopfschmuckes lief eine einfache Perlenschnur durch die lichtbraunen Locken. Dieselbe sanfte Wehmuth und stille Trauer sprach aus ihren Mienen, und als sie die gütevolle Rede der Monarchin, sich ehrfurchtsvoll neigend, beantwortete, da klang so rührend der sanfte melancholische Laut zu Albert herüber, daß ihm gar kein Zweifel bleiben

konnte, sie sey es, sey ja gewiß und zuverlässig seine unbekannte Johanna. Er wendete sich rasch zur Seite, um an einen neben ihm stehenden Mann, der schon fast alle Personen des Hofes, so wie die Beamten der Anstalt ihm namhaft gemacht, eine Frage nach der jungen Lehrerin zu richten. Doch in dem nämlichen Augenblick war diese Frage schon von der andern Seite her an denselben ergangen und er hörte die Antwort: „Es ist eine junge Waise von deutscher Abkunft, deren Angehörige bei dem Brande von Moskau umgekommen und die durch besondere Fürsprache der Kaiserin zu der erledigten Lehrerin-Stelle empfohlen wurde. Sie wird sich auch mit einem Beamten der Anstalt verheirathen!" setzte der Gefragte noch hinzu — „sehen Sie, das ist ihr Bräutigam!"

Albert folgte den Augen des Sprechenden und erblickte neben der Unbekannten einen kleinen ältlichen Mann, der bei den unaufhörlichen tief unterthänigen Verneigungen, womit er die Rede der Monarchin vernahm, fast possirlich aussah. — „Es ist ein reicher Mann!" fuhr Albert's Nachbar fort zu flüstern; „immer eine gute Partie für eine arme Waise. Sie war schon mit ihm versprochen, ehe sie hierher kam. In Kurzem wird die Hochzeit seyn. Sehen Sie, die Monarchin scheint dem Paare Glück zu wünschen!"

Wirklich ließen die noch tieferen Verbeugungen des kleinen Mannes und sein ganzes in Unterwürfigkeit zerfließendes Ansehen etwas Aehnliches vermuthen. Auch Johanna verbeugte sich, aber ein tiefer Seufzer schien ihre Brust zu heben; ihr Auge richtete sich thränenschwer und flehend zu der Monarchin, und gleich darauf voll trüben Ernstes auf den ihr zur Seite stehenden Verlobten. Die Kaiserin wendete sich in dem folgenden Augenblick von dem Paare ab, und mit einer schnell in widerliche Süßlichkeit übergehenden Miene reichte der beglückte Bräutigam dem Mädchen die Hand, welche sie auch still seufzend annahm und ohne Widerstreben sich von ihm auf ihren Platz leiten ließ. Mit angehaltenem Athem, den starren Blick auf Johanna gerichtet, hatte Albert den Vorgang verfolgt; als er aber jetzt sie, wie zur öffentlichen Bekräftigung ihres Bündnisses, ihre Hand in die des kleinen Mannes legen sah, da wollte das Gefühl, sie unwiderruflich verloren zu haben, ihm die Brust zersprengen, und ein lauter Ausruf: „O mein Gott!“ drang, ihm selber unbewußt, über seine bebenden Lippen. Plötzlich fühlte er sich von Stern's Arm u nfaßt, und sanft von ihm hinweg gedrängt, indem derselbe den erstaunten Umstehenden die Mittheilung machte, sein Freund sey, nur eben hergestellt von einer anhaltenden Krankheit, durch das lange Stehen wahrscheinlich über seine Kräfte ermüdet

und von einem plötzlichen Uebelbefinden befallen. — Bereitwillig eilte Alles, ihm Platz zu machen, und bald gelang es dem Doktor, den matt auf ihn sich stützenden Albert hinweg in's Freie zu führen.

Diesem aber war es nicht entgangen, daß Stern bei dem ersten Erscheinen der Unbekannten ihn mit einem aufmerksam forschenden Blick in's Auge gefaßt, und auch jetzt schien sein Benehmen mehr die Theilnahme an einem geistigen Schmerz, als Besorgniß um seinen körperlichen Zustand zu verrathen. Er richtete sich kräftig empor und sagte, den Doktor scharf ansehend: „Geben Sie mir Wahrheit, Freund, denn mir sagt Ihr Gesicht, daß Sie um mein Geheimniß wissen. Ist sie, ist Johanna für mich verloren?" — „Ich verstehe Sie nur halb!" erwiederte Stern, doch ohne aufzublicken. „In Wahrheit, Sie jagen einem Wahnbilde nach! Meinen Sie aber jene junge Dame, die wir so eben der Kaiserin vorstellen sahen, so ist nichts gewisser, als daß sie dem Manne ihre Hand geben wird, den wir an ihrer Seite gesehen!" — „Aus freier Wahl?" rief Albert. — „Aus freier Wahl!" war die Antwort, „wie mir von Personen versichert ward, welche die Unbekannte genau zu kennen schienen, und Sie werden fühlen, wie wenig Ihre Verhältnisse Ihnen ein Recht geben, den Frieden dieses Paares zu stören, gesetzt, Sie fänden wirklich in dem Mädchen den

Gegenstand einer so phantastischen als übereilten Liebe!" — Stern hatte während dieser Rede den jungen Mann mit sich fortgeführt, und als sie in seiner Wohnung angelangt, fand Albert die so sehnlich gewünschte Ausfertigung der Erlaubniß, sich nach Deutschland zu begeben, nebst den erforderlichen Pässen. Wenige Tage zuvor waren Briefe von seinem Oheim mit reichen Wechseln angelangt. Er hatte so dringend nach seiner Freiheit verlangt; jetzt erschien sie ihm im ersten Augenblick fast werthlos, da sie nicht mehr helfen konnte, die zu finden, welche er zwar wieder gesehen, aber auch verloren hatte. Sie hatte selbst gewählt, mithin durfte er glauben, sie sey mit ihrem Loos zufrieden. Und ob auch ihr thränenschwerer Blick, ihre trübe Miene einen tiefen Eindruck auf sein Herz zurückließ, so konnten ja diese Zeichen eines bewegten Gemüths ebensowohl der Erinnerung an ihre verlornen Lieben, und der Rührung, welche die Worte der Monarchin angeregt, als irgend einem andern Gefühl gelten. Und was hatte er wohl jetzt, da er auf's Neue im Begriff stand, die Waffen zu ergreifen, überhaupt einem geliebten Wesen zu bieten!? — Es ward ihm immer klarer, und Pflicht, Vernunft und Ehre geboten ihm immer dringender, nicht weiter nach Der zu forschen, die ja vielleicht, um jeder Nach-

forschung zu entgehen, sich absichtlich in geheimnißvolles Dunkel eingehüllt.

„Ich reise morgen, Freund!" so sprach er zu Stern. „Seyn Sie mir, ich bitte, behülflich, daß ich fortkomme, ehe mein Entschluß mich gereut. Denn nur schnell, das fühl' ich, oder gar nicht, kann ich Petersburg verlassen!" — „Es ist recht brav von Ihnen", entgegnete der Arzt, „daß Sie reisen wollen! Ein so tüchtiger Entschluß macht Sie mir um so lieber!" — Er übernahm es, das Nöthige zu besorgen, während Albert ausging, von seinen Bekannten Abschied zu nehmen. Noch einmal zog es ihn in die Nähe des Fräulein-Stiftes. Er mußte noch einmal die Mauern sehen, in denen sie lebte. Er blickte sehnsuchtsvoll empor, die zahlreichen Fenster des Gebäudes musternd, ob er nirgend eine Spur von ihr erblicke. Aber er sah nichts, und ihr im Herzen ein wehmüthiges Lebewohl zurufend, eilte er endlich hinweg.

Schon in der Frühe des folgenden Tages fuhr ein Reisewagen, mit vier raschen Postpferden bespannt, mit unserm Freunde zum Thore hinaus. Stern aber fand auf seinem Zimmer zwei reiche Schmuckkästchen mit folgenden Zeilen:

„Ueberreichen Sie, theurer Freund, das eine dieser Halsbänder Ihrer Gattin, als ein kleines Zeichen meiner Verehrung und Dankbarkeit. Das an-

dere aber empfange, o schlagen Sie mir die Bitte nicht ab! sie, die meine Lebensretterin war, aus Ihrer Hand am Hochzeitstage. Es möge sie zuweilen an den fernen Fremdling erinnern, dem der Name Johanna die schönste und theuerste Erinnerung seines Lebens bleibt.

Albert von Baldern."

Der Reisende erreichte unaufgehalten die Grenze, und kaum auf dem preußischen Boden angelangt, eilte er, die Empfehlungen zu benutzen, welche der Gesandte ihm verschafft, und ihnen, so wie dem günstigen Eindruck, den seine Persönlichkeit machte, verdankte er bald darauf eine Anstellung, welche ihn schon im Verlauf der nächsten Wochen in die volle Thätigkeit des kriegerischen Lebens versetzte.

Der Friede von Paris war erkämpft und die Krieger freuten sich der lange entbehrten Ruhe, die nach so großen erfolgreichen Anstrengungen eingetreten war. Auch Albert hatte seinen Theil an dem Ruhm und Glück des Feldzuges gehabt; er hatte seinen Platz im Heere wacker ausgefüllt, und in Kurzem zum Hauptmann avancirt, war ihm überall das Anerkenntniß ausgezeichneter Thätigkeit und des trefflichen Verhaltens zu Theil geworden. Jetzt, da nach dem geschlossenen Frieden das Geräusch der

Waffen allmälig verhallt, erwachte die Sehnsucht nach der Heimath in seiner Brust, welche um so lebhafter wurde, jemehr auch des Oheims Briefe das lebhafteste Verlangen, ihn wiederzusehen, verriethen. Er nahm daher seinen Abschied aus dem Heere, und eilte nach jener Gegend, wo sein Oheim, wieder im Besitz seiner früheren Würde und ausgezeichnet von seinem Regenten, dem er die Treue rühmlich bewährt hatte, lebte. Ihm ward in jeder Beziehung der froheste Empfang zu Theil und die Freude schien so wohlthuend auf seinen Oheim zu wirken, daß die Hoffnung, er werde gleichsam auf's Neue wieder aufleben, nicht übertrieben schien. Nicht lange auch, so machte er den Neffen mit Einrichtungen bekannt, welche diesen in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens schon bei des Oheims Lebzeiten setzten, und da des Fürsten Gnade ihm auch, falls er sich entschlösse, im Lande zu bleiben, einen ehrenvollen Wirkungskreis eröffnete, so schien Alles auf's Beste geordnet, ihm für die Zukunft eine heitere und sorgenfreie Lage zu versichern.

Sein Oheim deutete oft den Wunsch an, daß der Neffe sich vermählen möchte, und ging scherzend so weit, ihm in dieser Hinsicht Vorschläge zu machen, die nach gewöhnlicher Ansicht Alles vereinten, was in solchen Fällen der Jugend, wie dem reiferen Alter, wünschenswerth zu seyn pflegt. Die Gleichgültigkeit,

womit Albert dergleichen aufnahm, regten die Vermuthung an, daß seine Neigung bereits gefesselt sey und der Oheim ließ merken, daß er selbst in diesem Fall sich billig erweisen würde, wenn nur der Gegenstand von Albert's Wahl derselben, wie er hoffte, würdig sey. — Dieser hatte auf solche Andeutungen wenig zu erwiedern. Das Bild, welches er im Herzen trug, gehörte einem Wesen an, das, wie er sich nicht verhehlen konnte, für ihn verloren war; aber es zog unwiderstehlich seine Sehnsucht nach dem fernen Rußland hin, und er fühlte, daß es ihm unmöglich sey, sich irgend einem Lebensplan mit voller Thätigkeit hinzugeben, bevor nicht jener Sehnsucht ein Genüge geschehen und ihm gestattet worden sey, seine Unbekannte einmal, nur einmal noch wiederzusehen. Wollte dann auch eine geheime Stimme ihm zuflüstern, sie sey vielleicht doch nicht für ihn verloren, so verwarf er freilich dergleichen als leere Träumereien, aber er fühlte um so bestimmter, daß nur die vollste Ueberzeugung, er könne sie niemals, niemals besitzen, im Stande sey, die Herrschaft seiner Vernunft über ein so mächtiges Gefühl wieder herzustellen. Um daher seinem geheimen Wunsch einer Reise nach Rußland in etwas näher zu kommen, nahm er einst die Gelegenheit wahr, die Ereignisse seiner Lebens-Erhaltung nach der Zerstörung von Moskau, sammt Allem, was ihm Räthselhaftes dabei

begegnet, dem Oheim umständlich mitzutheilen, an welche Mittheilung er dann seinen Wunsch, jene Gegenden noch einmal zu besuchen, anzuknüpfen gedachte. Sonderbarer Weise schenkte der Onkel der Erzählung die größte Aufmerksamkeit, welche immer höher stieg, und, als er der Reden der alten Frau, ihr Vorgeben, sie sey die Prinzessin von B—, erwähnte, zur lebhaften Unruhe wurde. „Wär' es möglich!" rief er mit Heftigkeit aus; „sollte wirklich ein Lichtstrahl dämmern in dieser langen Nacht? — O rede!" fuhr er ungeduldig fort, „erfuhrst Du gar nichts weiter von der Alten, von der angeblichen Prinzessin?" — Der letzte Theil der Geschichte schien indeß ihn weniger zu befriedigen; aber, als am Schluß derselben Albert, durch des Onkels Theilnahme ermuthigt, seinen Wunsch, nach Rußland zu reisen, aussprach, da rief sein väterlicher Freund, mit einer Lebhaftigkeit, die an dem ernsten, stets ruhig gefaßten Mann alles Maaß zu überschreiten schien: „Ja, Du sollst reisen, mein Sohn! Ich selbst aber will Dich begleiten, will mit eigenen Augen schauen. O allgütiger Himmel, sollte Deine Fügung vielleicht so spät noch —!" Er konnte nicht vollenden, eine plötzliche Schwäche überkam den heftig Erschütterten. Doch als er sich erholt hatte, trat er festen Schrittes an seinen Schreibtisch, und Albert ein Packet Papiere darreichend, sprach er mit

Rührung: „Lies diese Blätter; sie werden Dir Aufschluß geben über meine Aeußerungen und über das Schicksal der treuesten unglücklichsten Liebe, und wenn Du gelesen, so beeile die Anstalten zu unserer schleunigsten Abreise. Denn ich kann nicht zögern, wo mir die Möglichkeit winkt, vielleicht noch eine schwache Spur meines verlorenen Glückes aufzufinden!" — Er verschloß sich darauf in sein Kabinet, während Albert erstaunt dastand. Der Inhalt der Blätter aber war folgender:

„Am Hofe des Herzogs von B— war Alles zur glänzendsten Cour versammelt, welche seit langer Zeit stattgefunden. Die weise Sparsamkeit des regierenden Herrn hatte die Menge Geld und Zeit versplitternder Feste eingestellt, deren unter der Regierung seines Vaters und Vorgängers fast jede Woche einige aufzuweisen hatte, und nur ungewöhnliche Fälle, als Geburtstage oder die Anwesenheit hoher Fremden, konnte Veranlassung geben, den Hof in demjenigen Glanz, welcher früher hier einheimisch, versammelt zu sehen. So war es auch heute. Der Erbprinz von *** befand sich gegenwärtig, und sein Besuch sollte, wie unterrichtete Hofleute merken ließen, etwas mehr als eine bloße Durchreise zu bedeuten haben.

In glänzenden Reihen standen die Damen, reich geschmückt und mit Allem geziert, was im letzten

Drittheil des vorigen Jahrhunderts als unerläßlich und ausgezeichnet bei einem reichen und glänzenden Damen-Anzug von der Mode vorgeschrieben war. Nicht minder reich in Uniform und Hofkleidern prangten die Herren; auf allen Gesichtern aber war ein gespannter Zug zu bemerken, der wie Neugier oder Erwartung auf etwas Besonderes sich deuten ließ, welches dem Feste die noch fehlende Vollendung geben sollte. Der Herzog schien in der heitersten Stimmung, und auf's Eifrigste bemüht, seinen Gast angenehm zu unterhalten mit Allem, was an Anmuth der Rede und herzgewinnendem Benehmen seiner mit diesen Vorzügen so reich ausgestatteten Natur zu Gebote stand. Gleichwohl entging es Denen, die ihn genau kannten, nicht, daß sein unruhiger Blick sehr oft auf die Thür fiel, die zu den inneren Gemächern des Schlosses führte, und wo die Ober-Hofmeisterin der beiden Töchter des Herzogs, mit den Prinzessinnen, eintreten mußte. Es war allerdings das ungewöhnlich lange Ausbleiben derselben, welches unter den Hofleuten die erwähnte Spannung verursachte, die um so lebhafter war, je allgemeiner sich das Gerücht verbreitet hatte, als liege dem Besuch des Erbprinzen eine Heiraths-Absicht auf die älteste Prinzessin zu Grunde. Nach langem Harren sprangen endlich die hohen Flügelthüren auf, und herein trat die Ober-Hofmeisterin,

Baronesse von Baldern, mit ihren beiden Zöglingen.

Die Baronesse war eine Dame von gesetztem Alter, groß, ernst, mit stolzem Anstand und einem Ausdruck von Strenge in dem kalten Blick und den scharfgezeichneten Zügen. Neben ihr her hüpfte, ein Bild der Unschuld und des Frohsinns, Caroline, des Herzogs jüngste Tochter, deren hold erblühende Schönheit, fast noch dem Kindheitsalter angehörend, schon im Aufblühen den Zauber entfaltete, welcher späterhin, ihr selbst so verderblich, von ihrer Person ausging und schon damals jedes Herz gewann. Vor Beiden her aber schritt, mit sicherem und doch reizendem Anstand, die ältere Schwester Auguste, in vollem Jugendschmuck seltener Körperschöne prangend, die ein von Pracht und Geschmack gleich zweckmäßig erhöhter Anzug auf's Vortheilhafteste erscheinen ließ. Aber die schönen Mienen des holden Fürstenkindes verschattete auf sonderbare Weise ein Zug von Trotz und Unwillen, der über die lilienweiße Stirn, so wie um den feingezeichneten Mund verbreitet war; und wie sorgfältig auch ihr Anzug geordnet erschien, so trug er doch hier und da sonderbare Spuren von Vernachlässigung, welche zweifelhaft ließen, ob sie zu den Gewohnheiten der Prinzessin gehörten, oder nur die Folgen einer besondern unfreundlichen Laune waren.

Eben so unverbindlich, fast unfreundlich drückte auch ihr ganzes Benehmen und die kaltsinnige Miene, womit sie Mutter und Großmutter, Beide großen Fürstenhäusern nahe verwandt, grüßte, höchstens die Ehrfurcht vor dem hohen Range beider Frauen und ihre überlegenen Verhältnisse, nicht aber die kindliche Anhänglichkeit eines wohlgearteten Herzens gegen so nahe Angehörige aus. Indem beide Töchter dem fürstlichen Vater sich näherten, ruhte sein Auge mit vergnügtem Ausdruck auf den vollendeten Formen der älteren und ihrer blendenden Erscheinung. Auch schien vor dem Achtung gebietenden Wesen des fürstlichen Vaters die unwillige Laune zu entfliehen, welche bisher ihre Züge verfinstert, und zum ersten Mal erhöhten Freundlichkeit und mädchenhafte Sanftmuth die Schönheit derselben. Doch nur, so lange er allein zu ihr sprach; kaum aber trat der Erbprinz von *** hinzu, als ihr Gesicht wieder den alten Ausdruck von Verdruß und Unwillen annahm, und seine ehrfurchtsvolle Rede ward so weniger Aufmerksamkeit von ihr gewürdigt, daß während derselben ihr blitzendes Auge den weiten Saal durchflog, in dessen entferntestem Raum irgend ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit auf ganz andere Weise zu fesseln schien. Der Prinz, von einem so wenig achtsamen Empfange befremdet, trat einige Schritte zurück, welchen Umstand die Prin-

zessin sogleich benutzte, um ihm den Rücken zu kehren und ein lebhaftes Gespräch mit einer ihr nahe stehenden Dame anzuknüpfen. Nicht besser ging es bei dem Souper, wo zwar dem Erbprinzen der vielfach beneidete Ehrenplatz an der Seite der reizenden Auguste zu Theil wurde, ohne daß er jedoch Ursach gehabt hätte, sich desselben besonders zu erfreuen; denn kaum ein Blick aus den holden Augen, — die immer nur entweder mit aufmerksamer Schüchternheit auf dem gegenüber sitzenden Vater weilten, oder verstohlene Blitze nach dem untern Ende der Tafel hinsandten; — nur einsilbige und höchst trockene Reden wurden ihm, trotz aller Beflissenheit, womit er unaufhörlich strebte, eine dauernde Unterhaltung anzuknüpfen. Endlich verstummte der unglückliche Bewerber, und als er nach aufgehobener Tafel sich ziemlich kühl beurlaubte, war Niemand mehr über den Ausgang dieser Bewerbung, von welcher man ganz andere Ergebnisse gehofft, in Ungewißheit.

Der Herzog saß am folgenden Vormittag sehr verstimmt in seinem Kabinet, das Mißgeschick verwünschend, welches den ausgezeichneten Fürsten in den innersten Beziehungen seiner Familien-Verhältnisse verfolgte und sein häusliches Leben zu einer Kette trüber Erfahrungen und herber Unfälle machte. Er hatte am frühen Morgen schon ein sehr förm-

liches Abschieds-Billet von dem Erbprinzen empfangen, worin dieser bedauerte, daß in der Nacht erhaltene Depeschen von seinem Hofe ihn zwängen, seinen Aufenthalt am B—schen Hofe abzukürzen, und mit Anbruch des Tages abzureisen. — Der Herzog legte das unwillkommene Blatt, welches auf so unerwünschte Weise den Faden angenehmer und gern genährter Hoffnungen durchschnitt, mit einem Seufzer des Unmuths zusammen, und sann lange darüber nach, wie dem immer schroffer sich aussprechenden Eigensinn der Prinzessin, ihrer launenhaften Sinnesart und dem unweiblichen Trotz, womit sie sehr oft den Wünschen und Befehlen ihrer Eltern und Erzieher entgegen handelte, ein Ziel zu setzen sey.

Auch Frau von Baldern hatte, von ähnlichen Gedanken während der Nacht wach erhalten, ihr Lager sehr früh verlassen, und war, von Unruhe getrieben, in den Schloßgarten, zu welchem ein geheimer Eingang aus ihrem Zimmer hinunter führte, gegangen, um hier in ungestörter Einsamkeit darüber nachzudenken, was die Pflicht auf dem ihr anvertrauten Posten von ihr fordere. Sie hatte die einsamsten Gänge in Hast durchschritten, und war jetzt im Begriff, sich auf ein verstecktes Plätzchen zu begeben, wo unter Birken und Trauerweiden sich eine Ruhebank bot, und zwischen den niederhängenden Zweigen gerade nur so viel Raum blieb, um

eine Aussicht auf die Fenster der beiden Zimmer, welche die Prinzessinnen bewohnten, frei zu lassen. Frau von Baldern wählte oft dieses Plätzchen als Ruhepunkt ihrer Morgen-Spaziergänge, da sie von hier aus leicht beobachten konnte, ob ihre Zöglinge schon erwacht und aufgestanden waren. Auch heute eilte sie in gleicher Absicht dieser Stelle zu, und fand sich sonderbar überrascht, als sie dieselbe von einem Manne eingenommen sah, welcher, den Blick unverwandt auf die gedachten Fenster gerichtet, diese mit ängstlicher Aufmerksamkeit zu hüten schien. Obgleich er sich in einen Mantel eingehüllt und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte, erkannte sie doch auf den ersten Blick in ihm ihren Neffen, den Forstjunker Albert von Baldern, welcher, wie sie nicht anders wußte, seit Wochen in Dienstgeschäften abwesend war. „Wie? Beide!" rief es bei dem Anblick in ihrem Innern und wenig fehlte, so wäre der Gedanke zum lauten Ausruf geworden. Aber, obwohl er es nicht ward, so hatte doch das Rauschen ihres seidenen Morgenkleides den jungen Mann aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Er warf nur einen flüchtigen Blick nach der Seite, von wo das Geräusch kam, sprang auf und entfernte sich eiligst in der entgegengesetzten Richtung, es unentschieden lassend, ob er in der herannahenden Dame die Tante erkannt habe oder nicht.

Die Baronesse war bei der heftigen Aufregung, wovon sie sich plötzlich bedrängt fühlte, wirklich genöthigt, einige Augenblicke auf der verlassenen Bank auszuruhen, und kaum hatte sie sich dort niedergelassen, als an einem jener Fenster eine weibliche Gestalt sichtbar ward, die mit leichter Handbewegung Jemand Zeichen zu geben schien, und sie strengte die schwache Sehkraft an, um zu erkennen, wer es sey. Dies blieb unmöglich, und so eilte sie auf dem nächsten Pfade ihrer Wohnung wieder zu. Als sie jedoch aus dem Bosket trat, war am Fenster Niemand mehr sichtbar, und beide Prinzessinnen schliefen sogar, als sie hinaufkam, noch fest und ruhig. Sie ward selbst ruhiger, als sie sich hiervon überzeugt hatte, und schloß sich dann in ihrem Kabinet ein, wo sie mehrere Stunden mit Schreiben zubrachte.

Frau von Waldern bekleidete seit einem Jahre die Stelle als Ober-Hofmeisterin bei den Töchtern des herzoglichen Hauses, und nicht gering waren die Erwartungen, mit welchen man sie diesen Posten übernehmen sah: denn sie war eine Dame, über deren Geist und Charakter nur eine Stimme des vortheilhaftesten Rufes herrschte. Aber nicht vergönnt war es ihr, in diesem Verhältniß mit dem Erfolg zu wirken, als vielleicht unter andern Umständen hätte geschehen können: Denn zu sehr schon hatte der Charakter der Prinzessin Auguste unter

der zwangvollen Behandlung einer früheren geistlosen Erzieherin eine falsche Richtung angenommen, zu mächtig hatte bereits ihre heftige Temperaments-Anlage sich entwickelt, als daß die Lehren der guten Baronesse noch viel dagegen vermocht hätten, da überdies bei aller Trefflichkeit des Verstandes und der Einsicht es doch derselben an jener herzgewinnenden Milde fehlte, welche der Strenge gepaart seyn muß, wo mit Erfolg auf kräftige junge Gemüther gewirkt werden soll. Die Baronesse fühlte dies auch bald und überzeugte sich mit Betrübniß je länger je mehr, daß es der herben Schule des Lebens und der Erfahrung überlassen bleiben müsse, den Charakter der stolzen Auguste zu bestimmen und ihr Gemüth zu veredlen.

Die gestrigen Ereignisse hatten diese Ansicht bei ihr auf's Neue bestätigt und diese Morgenstunde brachte den Entschluß, ihre Stelle zu verlassen, in ihrer Seele zur Reife. Sie wendete unverzüglich die Muße, welche ihr bis zum Erwachen der Prinzessin blieb, dazu an, um in einem Schreiben an den regierenden Herrn um ihre Entlassung zu bitten und die Gründe, welche sie zu diesem Gesuch vermochten, ihm offen und mit Ausführlichkeit darzulegen.

Im Ergusse traulicher Mittheilungen saßen etwa um sechs Monate früher Leo und Albert von Baldern, der Sohn und der Neffe der Ober-Hofmeisterin, im kleinen Winterstübchen, nahe dem wärmenden Ofen, und während draußen der Dezember-Sturm an den Fenstern rüttelte, glühten die Wang'en der beiden jungen Männer vom Feuer des Gesprächs und dem Drange der Gefühle, welche ihre Unterhaltung aufgeregt hatte. Blutsverwandte und Gespielen von frühester Kindheit an, hatte erst ihre spätere Ausbildung sie seit den letzteren Jahren getrennt, indem Leo sich dem Militairdienst widmete, Albert aber die Forstwissenschaft studirte. Indessen hatte eben dieser Zeit-Abschnitt, so bedeutsam für Jünglinge, so Vieles an Beiden entwickelt und ausgebildet, daß sie im ersten Augenblick einander fast fremd vorkamen. Doch bald war die alte Herzlichkeit wiedergefunden, und im Nachhall der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Jahre tönten jetzt alle Saiten ihrer Herzen im schönen Einklange. Begeistert von dem Hochgefühl der neubefestigten Freundschaft theilten Beide ohne Zurückhaltung einander mit, was sie in der vergangenen Zeit erlebt, erfahren und empfunden, und es versteht sich wohl von selbst, daß unter zwei jungen Männern, deren Bildung, Folge der Richtung ihrer Zeit, das Gemüth und die Phantasie vorzugsweise entwickelt hatte,

auch bald von Herzens-Angelegenheiten die Rede seyn mußte.

Viel hatte Leo, der lebhaft und von leicht aufzuregender Sinnesart war, dem Freunde zu vertrauen. Er gab mit drolliger Naivetät die Geschichte seiner Liebschaften, die freilich bunt genug war; denn sein Glück bei den Frauen, auf eine schöne herzgewinnende Außenseite nicht minder, als auf einen eigenthümlichen Hang zu romantischen Abenteuern begründet, hatten ihn mehr als einmal in Verhältnisse verwickelt, denen nichts als eine längere Dauer fehlte, um Stoff zum ersten besten Roman zu geben. Doch ernstlicher als je zuvor schien in dem Augenblick ein Gegenstand sein Herz zu beschäftigen, dessen idealische Reize ihn zur höchsten Vergötterei begeisterten, wovon jemals ein Liebhaber erfüllt gewesen. Ueber Namen und Stand der Angebeteten beobachtete er indeß selbst gegen den Freund eine Zurückhaltung, die um so auffallender, je offener und vollständiger die Berichte über seine früheren Erlebnisse gewesen waren.

Mit innigem Ergötzen an des Freundes beweglicher Natur hatte der ernste Albert die komische Beichte angehört; sein Blick ruhte sinnig lächelnd auf Leo's, von der Empfindung, die ihn erfüllte, beseelten Zügen, und schien zugleich noch darüber hinaus, bei etwas Entferntem zu verweilen, das, aus

der Vergangenheit aufdämmernd, an seinem Geist vorüberging. Dies zeigte eine milde Rührung, die zuletzt aus seinen Zügen sprach und ihnen den Ausdruck sanfter Wehmuth gab.

„Und hast Du mir denn gar nichts zu vertrauen?" unterbrach endlich Leo die Stille, die längst geleerten Gläser füllend. — „Nur eine theure Erinnerung" — sprach Albert mit bewegter Stimme — „bewahrt mein Herz in seinem innersten Heiligthum, die wie eine Erscheinung an mir vorüber ging, mich gleichsam ahnen läßt, welcher Seligkeit das Menschenherz fähig sey!" — „Herrlich!" rief Leo, jubelnd über diese Aeußerung des ernsten Freundes, dessen besonnene Ruhe keine leidenschaftliche Wallung schien trüben zu können; „o theile mir das mit!" — „Es ist wenig mitzutheilen dabei, wenig", entgegnete Albert, „und fast gar nichts, was in der Erzählung Figur machen könnte; denn daß ich, als ich vor drei Jahren in Geschäften der Forst-Akademie nach Waldheim, einem Grenzdorfe des Fürstenthums A—, ritt, und, des Weges unkundig, vom Pferde gestiegen in den Garten eines artigen Landhauses trat, und hier einem Mädchen begegnete, das durch die ausgeprägte Eigenthümlichkeit seines Wesens einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, wird Dir ein sehr einfaches Ereigniß seyn. Es war ein liebliches Geschöpf, dem Kindesalter kaum entwachsen,

welches am Fuß einer Blumen-Terrasse saß, und, neben sich einen ganzen Korb voll abgeschnittener Blumen, emsig beschäftig war, aus diesen einen Kranz zu winden. Der Eifer, womit die artige Kleine in ihr Geschäft vertieft war, nöthigte mir, als ich grüßend an ihr vorüber ging, ein Lächeln ab: sie schien es nicht zu bemerken; aber als ich aus dem Hause, wo ich über den Weg Erkundigung eingezogen, zurück kam, war die Kleine aufgestanden und im Begriff, sich zu entfernen. Das Körbchen mit den Blumen hing an ihrem Arm; halb fertig lag obenauf der Kranz. Sie erwiederte meinen Gruß mit zierlicher Verschämtheit und wollte sich wegwenden, als ich mit den Worten: „Darf ich denn aus dem reichen Vorrath mir von Ihnen nicht ein Blümchen erbitten?" ihr näher trat. — „Von Herzen gern!" erwiederte sie mit unbeschreiblicher Lieblichkeit, und reichte, begleitet von einem wahren Engelslächeln, mir aus dem vollen Korbe eine eben aufgeblühte Rose und eine Immortelle dar. Ich weiß es selbst nicht mehr, wie lange ich, in das holdeste Antlitz blickend, das ich je sah, noch vor ihr stand, als ich die Blumen aus ihrer Hand genommen. Träumend fand ich mich auf meinem Pferde wieder, die Straße entlang ziehend; nur die Blumen an meinem Rocke sagten mir, daß die holde Erscheinung kein Traum gewesen.

Ich kam seitdem oft nach Waldheim, sah jedoch das holde Kind nie wieder, und auf alle Erkundigungen, welche ich einzuziehen versuchte, erfuhr ich nur so viel, daß sie eine Fremde gewesen seyn müsse, welche sich im Hause des dortigen Pfarrers eine Zeit lang aufgehalten. Aber sonderbar, es ist mir seitdem, als müsse ich in jedem Menschengesicht nur jene Züge suchen, und als könne mir keines gefallen, woraus nicht etwas wenigstens von jenem Urbild mich anspricht!" — „Nun so siehe denn", rief Leo lachend aus, „ob dieses Dir gefällt!" — und er zog bei den Worten eine zierliche Kapsel hervor, welche an seinem Halse hing und aus deren geöffnetem Deckel ein reizendes Miniatur-Gemälde dem Freunde entgegen lächelte. Der aber fuhr erschrocken zurück und stammelte leise: „Wunderbar! das sind ihre Züge — und — auch wieder nicht! — Und doch, es wieder betrachtend, könnt' ich fast schwören, es müsse ein und dieselbe Person mit meinem Blumenmädchen seyn!" — „Du irrst!" lächelte Leo, „denn das ist unmöglich! Das Urbild dieses Gemäldes kann Dir nie unter solchen Umgebungen erschienen seyn!" — „Weißt Du das so gewiß?" rief Albert, das Gemälde von Neuem anschauend. — „Sehr gewiß!" erwiederte Jener; „denn — es ist Niemand anders, als unsre Prinzessin Auguste!" — „Auguste!" rief Albert; „Mensch,

bist Du rasend?" — „Nicht so sehr, als jeder Verliebte es ist!" entgegnete Leo lachend. „Ich liebe und werde geliebt, das ist Alles. Daß der Gegenstand meiner Flammen eine Fürstentochter ist, erhöht nur den Reiz des Verhältnisses!" — „Und was denkst Du soll daraus werden?" — „Ich habe niemals daran gedacht; denn in der That blieb mir nicht Zeit, über etwas Anderes nachzudenken, als wie ich die Himmlische, so wie sie es würdig, anbeten soll!"

Das Gespräch setzte sich auf ähnliche Weise fort, wobei Albert vergebens versuchte, seinen schwärmerischen Freund durch Gründe der Vernunft und des Pflichtgefühls von der Thorheit und Strafbarkeit eines Liebesverhältnisses mit der Tochter seines Fürsten zu überzeugen. Es gelang ihm damit so wenig, als gewöhnlich in solchen Fällen der Vernunft Aehnliches zu gelingen pflegt, und sie trennten sich, nicht ohne einigermaßen gegen einander verstimmt zu seyn.

Am andern Tage stand Albert im Vorgemach seiner Tante, der Ober-Hofmeisterin. Sein Herz klopfte erwartungsvoll, denn er sollte den Prinzessinnen vorgestellt werden, und die sonderbare Aehnlichkeit des gestern gesehenen Gemäldes mit dem Urbilde, welches er im Herzen trug, hatte doch, er wußte selbst nicht wie, seine Erwartung aufgeregt

und seine Phantasie beschäftigt. Doch als nun die Flügelthüren aufflogen und er die gefeierte Auguste neben seiner Tante erblickte, deren ernste Würde die lächelnd schlauen Blicke der Prinzessin gleichsam zu persifliren schienen, da schwand jenes Spiel der Phantasie, und die reizende Auguste schien ihm doch eine ganz andere, als sein Urbild, wenn gleich im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit mit demselben sich nicht ableugnen ließ.

Die Tante hatte Albert beschieden, sie nach der Vorstellung in ihrem Zimmer zu erwarten. Schon eine gute Weile hatte er ihrer hier geharrt, bald den Bücherschrank der guten Tante, bald ihre Kupferstiche musternd, als eine Seitenthür sich öffnete und eine lächelnde Hebe herein hüpfte, ähnlich fast zum Sprechen in Gestalt und Zügen der Prinzessin Auguste, aber in dem Total-Eindruck ihrer Erscheinung doch ganz und gar von ihr verschieden. Es war die Zierlichkeit und Anmuth selbst, neben der holdesten Kindlichkeit ihres ganzen Wesens und einer entzückenden Naivetät. Albert erkannte auf den ersten Blick in ihr seine Blumenspenderin wieder; er fühlte sein ganzes Wesen wie von einem elektrischen Schlage berührt, uud wie es oft zu geschehen pflegt, daß ernste Menschen, von einer Leidenschaft ergriffen, derselben alle Kraft und Tiefe ihres Geistes und Gemüths zu eigen geben, so ward er in diesem Augenblick von

der heftigsten Liebe entzündet, von welcher er wohl fühlte, daß sie nur mit seinem Leben enden werde. Vielleicht mochte die Kleine etwas hiervon ahnen; sie schien überrascht, hier einen Fremden zu finden, und entwich betroffen und erröthend aus einer entgegengesetzten Thür, ehe Albert die Anrede, auf die er sann, noch hatte vorbringen können. Als bald darauf die Ober-Hofmeisterin eintrat, nahm Albert von der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen der Prinzessin Auguste und einer jungen Schönen, welche ihm hier, einer Erscheinung gleich, vorüber geschwebt, Veranlassung, nach ihr zu fragen. — „Das Mädchen, welches Du gesehen", entgegnete die Tante, „ist die Tochter des ersten herzoglichen Kammerdieners, und daß sie vielleicht dem Fürstenhause näher angehören mag, dafür scheint eben jene Aehnlichkeit mit der ältesten Tochter unsers Herzogs zu sprechen; wohl nicht ohne Grund will man mit dieser ein Verhältniß in Zusammenhang bringen, welches der Herzog, damals noch Erbprinz, mit der Tochter eines Landpredigers im Fürstenthum A— unterhalten haben soll. Sie ward mit dem Kammerdiener verheirathet, doch ohne ihrem Manne hierher zu folgen, und erst nach dem Tode der Mutter nahm Jener das Kind, man sagt, auf den Wunsch des Herzogs, zu sich, und es ward seitdem hier erzogen. Ist das Mädchen, wie alle Vermuthungen sagen,

die natürliche Schwester Augustens, so wäre dieser Johanna's sanfte Lieblichkeit, ihr milder biegsamer Charakter zu wünschen, da im Gegentheil der Prinzessin Sinnesart, ganz geeignet, einst das Unglück ihres Lebens zu machen, in untergeordnetem Standes-Verhältnisse sich wohl nie so nachtheilig ausgebildet haben würde. Glaube mir" — setzte die erfahrene Frau mit schmerzlichem Ton hinzu — „Augustens Gemüthsart, ihre Anlage zu heftigen Leidenschaften, wird einst noch bitteres Weh bringen über das Leben Aller, denen sie theuer ist, und wohl auch über ihr eigenes. Johanna aber, wäre sie des Fürsten rechtmäßige Tochter, wäre geschaffen, Alles um sich her zu beglücken, und würde, wie Fürstentöchter sollen, in dem fremden Glücke das eigene finden."

Es ahnte der guten Ober-Hofmeisterin nicht, wie tief diese Worte in Albert's Seele drangen und welche Flamme sie dort anfachten und nährten; so wie denn überhaupt das, von dieser Zeit an entstehende und sich immer entschiedener ausbildende Liebesverhältniß ihres Neffen mit Johanna ihrer Aufmerksamkeit gänzlich entging. Freilich wurde sie, außer den mit ihrem Amte verbundenen Pflichten, noch von zwei andern Sorgen in Anspruch genommen. Es war von ihr nicht unbemerkt geblieben, welch einen tiefen Eindruck Leo, ihr Sohn, der für einen der schönsten Männer unter der Leib-

garde des Herzogs galt, auf Herz und Phantasie der Prinzessin Auguste gemacht, wie dieser Eindruck wechselseitig gewesen, und zu gut kannte sie den leicht anzuregenden Sinn und die heftige Leidenschaftlichkeit Beider, als daß sie nicht Alles von der Gewalt solcher Eindrücke hätte fürchten sollen.

Umsonst verdoppelte sie ihre Wachsamkeit, umsonst hütete sie die Prinzessin mit Argusaugen, die Liebe fand dennoch Mittel, ihre Wachsamkeit zu hintergehen und sie mußte sich in Kurzem überzeugen, daß ein geheimes Einverständniß zwischen Beiden obwalte. Leider war ihre Gewalt über den Sohn nicht so groß, daß sie hätte hoffen können, durch Gründe der Vernunft und Pflicht ihn von der verderblichen Verirrung zurückzubringen. Gleichwohl hielt die Rücksicht auf den Sohn, verbunden mit der Beschämung, welche das Eingeständniß eines Mangels an mütterlicher Autorität mit sich führte, sie immer noch von ernstlichen Maaßregeln zurück. Als aber bei der Bewerbung des Erbprinzen von *** einige von den Hofleuten selbst auf die Vermuthung geriethen, die Prinzessin müsse wohl einen geheimen Liebeshandel unterhalten, als es ihr sogar gelang, ein Briefchen aufzufangen, in welchem Auguste den Bekümmerten mit dem Versprechen zu trösten suchte, den unwillkommenen Bewerber durch ein bizarres Betragen und abstoßende Begegnung zurückzuschrecken,

da glaubte die Baronesse, nicht länger zögern zu dürfen, und in ihrem Schreiben, aus dem ein tief bekümmertes Mutterherz sprach, theilte sie am Tage nach des Erbprinzen Abreise dem Herzog ihre Entdeckung mit und bat um ihre Entlassung. Die Folge hiervon war eine Unterredung des Herzogs mit der Ober-Hofmeisterin, in welcher er darauf drang, daß sie fortfahren möge, ihre Stelle noch zu bekleiden. Der Lieutenant Leo von Baldern aber reisete wenige Tage darauf im Auftrage des Herzogs nach der Hauptstadt eines benachbarten größeren Staates, und als er dort angekommen, empfing er aus den Händen des Bruders seines Fürsten, welcher dort lebte, die Bestimmung, in die Kriegsdienste jenes Staats zu treten, wo eine ehrenvolle und vortheilhafte Anstellung bereits für ihn ausgefertigt war.

Es waren einige Monate nach diesen Vorgängen verstrichen, während denen die Ober-Hofmeisterin viel von Augustens bösen Launen, der stillen Erbitterung, zu welcher der Schmerz um den Mann ihrer Liebe sich gestaltete, zu ertragen hatte. Sie duldete mit gelassener Würde, innerlich froh über die Zweckmäßigkeit ihrer Maaßregeln; denn Leo's Briefe überzeugten sie je mehr und mehr, daß der Leichtgesinnte sich in sein Schicksal gefunden und nach und nach mit seiner Lage zufrieden sey. —

Sie genoß die Zufriedenheit, welche ihr dies gewährte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß von einer andern Seite ihr ein nicht minder empfindlicher Kummer bereitet werde. Denn Albert überraschte sie einst mit der Erklärung, daß er willens sey, sich mit Johanna zu verbinden, und mit der Bitte um ihre Einwilligung. Die Baronesse hatte Mutterstelle bei dem früh verwaisten Knaben vertreten, und er war ihr im Lauf der Jahre und bei der Entwickelung seiner guten Naturanlagen, in denen er sich ihrem eigenen ernsten und ruhigen Wesen am meisten näherte, fast lieber geworden als der eigene Sohn. Aber die sonst ehrenwerthe Frau war in den Standes-Vorurtheilen ihrer Zeit aufgewachsen und ergraut, und hielt an ihnen mit aller Kraft und Festigkeit, die ihrem Charakter eigen. Ihre Familie war eine der ersten und ältesten des Landes; sie hatte dem sterbenden Gemahl, als er die Mutterpflichten allein in ihre Hand legte und sie zur Vormünderin ihres Sohnes und Neffen ernannte, feierlich gelobt, für die Reinerhaltung des alten Geschlechts auch bei den künftigen Verbindungen Beider Sorge zu tragen. Sich bewußt, beide junge Männer in Grundsätzen erzogen zu haben, welche solchen Ansichten entsprachen, war sie um so mehr von Albert's Erklärung überrascht. Indem sie gerade ihn am wenigsten für fähig gehalten, eine

thörichte Leidenschaft zu nähren, mußte in um so widrigerem Lichte die Verbindung mit einer Person ihr erscheinen, welche, da sie Johanna allerlei feinere Dienstleistungen bei den Prinzessinnen üben sah, sie fast nur wie ein Dienstmädchen zu betrachten gewohnt war, wie gern sie auch sonst ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Sie versagte ihre Einwilligung auf's Entschiedenste, mit einem Wesen, welches ihre geringschätzige Meinung von einer solchen Wahl ausdrückte und Albert im Innersten der Seele verwundete und sein Vertrauen verscheuchte. Er schwieg seitdem von seiner Herzensangelegenheit. Die Ober-Hofmeisterin beobachtete ihn scharf und wähnte ihn von seiner Thorheit geheilt, da er ihr nur etwas ernster und in sich gekehrter erschien, als sonst, welches sie hinlänglich glaubte mit der Beschämung über eine so unpassende Neigung erklären zu können. Wie wenig kannte sie das menschliche Herz und die Gewalt der Leidenschaft! Nur um so heftiger glühte die Flamme in einem Herzen fort, welches noch nie Ursache gehabt, sich seiner Regungen zu schämen, und nichts für verwerflich achten konnte, was mit den ewigen Gesetzen von Recht und Tugend nicht im Widerspruch stand. Längst auch hatte seine ehrfurchtsvolle Liebe, so ganz verschieden von der frechen Leidenschaft, womit wohl früher die jungen Herren

vom Hofe der Unschuldigen nachgestellt, der lieblichen Johanna Herz gerührt; so wenig noch hatte die Arme, welche, seit früher Jugend mutterlos, fast ganz allein stand, in der fremden und kalten Welt die Sprache innigen Antheils und zärtlicher Zuneigung vernommen, als daß sie hier, wo sie so glühend und hingebend geliebt wurde, hätte zu widerstehen vermocht. Albert verbarg ihr den entschiedenen Widerwillen nicht, womit die Tante die Einwilligung in seinen Wunsch verweigert, und Johanna lag in Thränen an seiner Brust und flehte ihn selbst an, sie aufzugeben und ihrem dunkeln Schicksal zu überlassen; denn sie zitterte vor dem Zorn der Ober-Hofmeisterin, die ihr ein Gegenstand hoher Verehrung war.

Aber Albert schwur mit den heiligsten Eiden sich Johanna zu eigen und ermahnte nur zur Geduld und Ausdauer bis zu der Zeit seiner Volljährigkeit, wo nichts mehr seinen Entschlüssen im Wege stehen konnte. Bei Johanna bedurfte es keiner Gelübde, keiner Verheißung. Sie liebte duldend und schweigend, und hatte auf die finstern Blicke der Ober-Hofmeisterin nur ein wehmüthiges Lächeln, auf die harten Worte, womit sie oft angelassen wurde, eine um so rührendere Demuth und Unterwürfigkeit, als das Gefühl, der verehrten Gebieterin eine unfreiwillige Veranlassung zum Verdruß ge-

worden zu seyn, sie jede Härte als eine Buße für das unverdiente und überschwengliche Glück, welches sie in Albert's Liebe fand, ertragen ließ. Aber dieses gelassene demüthige Dulden entwaffnete den Zorn der Baronin und täuschte sie, und indem die Liebenden Mittel fanden, sich heimlich zu sehen, zu sprechen, glaubte sie Albert von seiner Thorheit geheilt; ja es schien sogar, als solle Johanna wieder der früheren Gunst bei der Gebieterin sich zu erfreuen haben, woraus dem Paare eine leise Hoffnung, als werde sie endlich doch für ihre Wünsche zu gewinnen seyn, hervor dämmerte.

Um die Zeit besuchte der Prinz von W— den B—schen Hof. Er stand in russischem Militairdienst, und wenn gleich die Reise, welche er vom Besuch seiner Angehörigen nach der Hauptstadt des russischen Kaiserthums zurück zu machen hatte, ihn ganz wie von ohngefähr über B— zu führen schien, so hatte er doch die Prinzessin Auguste kaum gesehen, als auch die Absicht einer ernstlichen Bewerbung um ihre Hand sich in seinem ganzen Benehmen aussprach. Der Prinz war der Großneffe des regierenden Fürsten seines Hauses. Nur eine Reihe von Todesfällen, welche zwar im Gebiet der Möglichkeit, doch keinesweges der Wahrscheinlichkeit lagen, hätte ihn zu dem Range eines regierenden Fürsten erhoben. Es konnte daher allerdings nicht den Anschein haben,

als ob seine Bewerbung an einem Hofe willkommen seyn würde, dessen Fürstinnen durch viele Geschlechter von hohen Herrscherthronen entsprossen, und auch wieder den ersten Regenten Deutschlands Gattinnen gegeben hatten. Aber der Prinz war einer der schönsten Männer seiner Zeit, und an dem ausgezeichneten Kriegshelden mochten einige scharf hervortretende Rauhigkeiten der Außenseite mit der Natur seines Standes entschuldigt werden, ja wohl gar den Reiz seiner Eigenthümlichkeit noch erhöhen.

Eine so auffallende Erscheinung mußte ohnfehlbar den leicht bewegten Sinn der Prinzessin und ihr lebhaftes Gefühl ansprechen. Auch zeigte sie sich vom Anfang an dem Freier nicht abgeneigt, und der Herzog, der Sorge vielleicht eingedenk, zu welcher die Tochter ihm schon Veranlassung gegeben, erklärte im Familienrath den Entschluß, den freien Willen der Prinzessin in dieser Angelegenheit walten zu lassen, falls sie geneigt seyn sollte, dem Prinzen ihre Hand zu bewilligen, so viel auch Gemahlin und Mutter dagegen einzuwenden haben mochten und so wenig er selbst mit dem Wesen des Prinzen sich befreunden konnte. Vielleicht war es gerade diese Abneigung ihrer nächsten Verwandten gegen den Prinzen, welcher sich ihr zum Gemahl antrug, was bei Augusten seinen Anträgen ein um so geneigteres Gehör verschaffte. Und so waren die Geister der

Zwietracht und des Widerspruchs selbst geschäftig, ein Bündniß zu knüpfen, welches mehr als jedes andere der Liebe und des Vertrauens bedurft hätte. — Des Prinzen Verhältnisse gestatteten kein allzu langes Verweilen, und obgleich er vom Petersburger Hofe Verlängerung seines Urlaubs erhielt, so lag doch nur ein Zeitraum von einigen Wochen zwischen dem Verlöbniß und der Vermählungsfeier des fürstlichen Brautpaars.

Die vielen Hoffeste, welche in dieser Zeit sich drängten, gaben Albert etwas mehr Freiheit, Johanna heimlich zu sehen, da er Mittel fand, seine öfteren Abwesenheiten bei denselben durch Dienstgeschäfte zu entschuldigen. Beide ahnten in der reinen Unschuld ihres Sinnes nicht die Gefahr solcher Zusammenkünfte in einsamer Mitternacht. Als aber in unbewachter Stunde Johanna dem Geliebten sich ganz hingegeben, da erwachten Beide zu spät aus dem Taumel, in welchen Liebe und Phantasie sie eingewiegt. Albert zögerte nicht einen Augenblick, dem Mädchen seines Herzens diejenige Genugthuung zu bereiten, welche allein sein Vergehen auszugleichen vermochte. Eine heimliche Vermählung sollte dazu dienen, Johanna's Gemüth zu beruhigen. Sie hoffte Mittel zu finden, ihre Entfernung vom Hofe und der Hauptstadt zu bewirken, um bis zu dem Zeitpunkt von Albert's erlangter Volljährigkeit

in tiefer Verborgenheit auf dem Lande leben zu können. Er gewann einen jungen Geistlichen, mit dem er befreundet war, für seinen Zweck, und zur Ausführung des wohleingeleiteten Vorhabens ward der Vermählungsabend des fürstlichen Brautpaars selbst bestimmt, wo die Ober-Hofmeisterin, zu sehr mit den Pflichten beschäftigt, welche ihr Posten in diesen Stunden ihr auferlegte, Albert's frühe Entfernung von dem Feste am wenigsten bemerken, und auch Johanna, bei der allgemeinen Aufmerksamkeit der übrigen fürstlichen Diener für die Vermählungsfeier, am leichtesten Gelegenheit finden würde, sich auf ein paar Stunden zu entfernen, und mit Albert nach einem nahgelegenen Dorfe zu fahren, wo die Trauung stattfinden sollte. Unglücklicher Weise hatten wenige Tage zuvor einige halb scherzhafte Aeußerungen des Ober-Landjägermeisters, gegen die Baronin von Baldern, über kleine Vernachlässigungen, deren ihr sonst so diensteifriger Neffe sich seit einiger Zeit schuldig gemacht, den Argwohn derselben auf's Neue angeregt. Einmal aufmerksam geworden, blieben auch Johanna's verweinte Augen, ihr zerstreutes scheues Wesen, von ihr nicht unbemerkt, und sie beschloß, um jeden Preis sich Aufschluß über die ihr tief verhaßte Liebschaft zu verschaffen. Sie wußte am Tage vor der Vermählung es zu veranstalten, daß Albert in Dienstgeschäften auf mehrere Stunden

fortgeschickt wurde, wußte die Diener entfernt zu halten, während sie sein Zimmer auf dem Schlosse durch den Castellan öffnen ließ und seine Sachen durchsuchte. Leicht ward ihr hier das ganze Geheimniß der Liebenden klar, so wie ihr nächstes Vorhaben. Sie fand Briefe von Johanna und dem Geistlichen, welche Alles enthielten, was ihr zu wissen nöthig war; denn Albert hatte, bei der Unmöglichkeit, sich oft entfernen zu können, das meiste darauf Bezug habende schriftlich abmachen und feststellen müssen. Die Ober-Hofmeisterin legte mit kaltem Ingrimm alle Papiere wieder an ihren Ort, verschloß Schreibtisch und Zimmer sorgfältig, und ließ sogleich um ein geheimes Gehör bei dem Herzog ansuchen, in welchem sie ihre ganze Entdeckung ihm mittheilte, und um seine Mitwirkung bat bei den Schritten, welche sie für nothwendig erachtete, ihren Neffen von einem Vorhaben zurückzuhalten, das einen untilgbaren Flecken auf eine der ersten Familien des Landes zu bringen drohte. Zu viel hatte der Herzog in Rücksicht auf die Ehre seines Hauses den Bemühungen der Baronin, ihrem unermüdlichen Eifer und der Verleugnung zu danken, welche sie als Mutter geübt, als daß er nicht hier, wo es das Interesse ihres Hauses galt, sich in gleichem Grade willfährig hätte erweisen sollen. Er bewilligte Alles, was sie ihm vorschlug, und versprach ihr, zur erfor-

derlichen Stunde die nöthigen Befehle zu ertheilen. — Albert erfreute sich am folgenden Tage eines besonders freundlichen Empfanges von der gnädigen Tante. Als aber die Stunde der Vermählungsfeier heranrückte, ward ihm der Befehl, die Stelle eines dienstthuenden Kammerjunkers zu ersetzen, welchen der Herzog in besondern Angelegenheiten versendet; ein Auftrag, der es ihm unmöglich machte, sich, wie verabredet worden, heimlich von dem Feste zu entfernen. Er verwünschte die Tücke des anscheinenden Zufalls und hoffte von der Zukunft eine günstigere Stunde. Doch die sollte ihm nie erscheinen.

Ein Befehl des Ober-Landjägermeisters wies ihm am nächsten Morgen ein Geschäft in einer Grenzstadt an, das ihn acht Tage dort festhielt; als er zurück kam, war die Prinzessin abgereiset, Johanna mit ihr. Tief in der Nacht, welche der Abreise vorher ging, hatte man die Arme geweckt mit dem Bedeuten, sich anzuschicken, die Prinzessin, auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, zu begleiten. Vergebens waren ihre Weigerungen, ihre Thränen; sie stand allein, keine Angehörigen, keine liebenden Verwandten konnten sie schützen. Des Herzogs Wille duldete keinen Widerspruch, und der aufgedrungene Vater fühlte sich um so weniger veranlaßt, demselben sich zu widersetzen, als Johanna's Entfernung ihm mehr Freiheit gab, eine zweite längst

beabsichtigte Ehe zu schließen. Nur das Unentbehrlichste ward ihr mitzunehmen gestattet; eine bedeutende Summe in Golde, im Namen des Herzogs ihr eingehändigt, sollte zum Ersatz und zu neuer Einrichtung dienen. Die Ober-Hofmeisterin hatte Alles so eingerichtet, und der Herzog fand zuletzt in dem Gedanken, der Tochter in der Person der sittsamen und zuverlässigen Johanna eine treue Dienerin und unschädliche Vertraute mitzugeben, eine Art von Beruhigung bei der Sorge, womit die Zukunft dieser Tochter ihn oft erfüllte. Als nun am frühen Morgen Johanna fast mit Gewalt in den Reisewagen gehoben wurde, verhallte ungehört der Schrei der Verzweiflung, womit sie hinsank, in dem Gerassel des rasch über das Straßenpflaster und zum Thor hinausrollenden Reisezuges.

Albert war es, als sänke die Welt vor ihm zusammen bei der Nachricht; im ersten Augenblick überzeugt, daß hier Gewalt geschehen, sann er auf Mittel, die Geliebte zu befreien. Doch zu groß war der Vorsprung, den die ohne Aufenthalt Reisenden bereits gewonnen, als daß er hätte hoffen können, sie selbst mit Courier-Pferden einzuholen. Er beschloß daher, zu warten, bis die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Prinzessin würde eingetroffen seyn, um dann —. Er bewegte mehr als einen Plan im Innersten seiner Seele, wie er, sollte es

auch die größten Opfer kosten, Johanna's Besitz sich sichern wollte. — Schwer ward es ihm bis dahin, die Nähe der Ober-Hofmeisterin und die Freundlichkeit zu ertragen, womit sie ihm so gern den ihm bereiteten Schmerz vergütet hätte. — Endlich kam die heiß erwünschte Nachricht an; mit ihr ein Briefchen an Johanna's Pflegevater, die kurze Notiz enthaltend, daß Johanna mit dem Kammerdiener des Prinzen, einem verarmten Edelmann, Rosalinsky mit Namen, vermählt sey. Die Prinzessin hatte in ihrem Schreiben dieses Ereigniß etwas ausführlicher erwähnt, indem sie mittheilte, wie während der Reise Rosalinsky eine zärtliche Neigung zu Johanna gefaßt, welche, da ihr Gemahl selbst den Freiwerber für den treuen Diener gemacht und freigebig für die Ausstattung des jungen Paares gesorgt, noch vor der Ankunft in Petersburg durch eine frohe Heirath gekrönt worden sey. Der Brief an den Vater war von Rosalinsky selbst, nur Johanna's Unterschrift war von ihrer eigenen Hand und trug den Namen, welchen sie nun führte.

Albert traf dieser Schlag mit zermalmender Gewalt. Er ging zwei Tage träumend und schattenbleich umher, dann brach die tief erschütterte Lebenskraft zusammen. Er sank in ein gefährliches Nervenfieber, in welchem viele Wochen lang die ungeschwächte Jugendkraft gegen die drohende Zerstörung

kämpfte. Ihr ward zuletzt der Sieg; doch schien es, als habe sie fast nur das physische Leben vor der Wuth der Krankheit retten können, denn Albert's Genesen glich anfänglich einem Zustande gänzlicher Unempfindlichkeit. Nur die Tante durfte ihm nicht nahen, ohne daß ihr Anblick ihn in einen Zustand versetzt hätte, welcher den gefährlichsten Rückfall befürchten ließ. Als er sich etwas mehr erholt, verrieth er den entschiedensten Abscheu gegen alle bisherigen Umgebungen und Beschäftigungen, und zog, für immer aus seinem Dienstverhältniß scheidend, auf ein entferntes einsames Landgut, wo er in Abgeschiedenheit, jeden menschlichen Umgang meidend, fortlebte. Nach fünf Jahren erhob sein tief verwundetes Gemüth sich wieder zu neuer, seinen früheren Bestrebungen ganz entgegengesetzter Thätigkeit. Er verkaufte, längst zur Volljährigkeit gelangt, seine sämmtlichen Besitzungen, verließ für immer sein Vaterland, und begab sich in die Dienste eines benachbarten Fürsten, wo er in Kurzem einen nützlichen Wirkungskreis im Kameralfache, dessen Studium in den letzten Jahren seines einsamen Lebens ihn beschäftigt hatte, ausfüllte, und im Laufe der Jahre zu einer der ersten Stellen in der Landesverwaltung emporstieg.

Die Tante sah er nie wieder, obgleich sie alles Mögliche that, sich mit ihm zu versöhnen, und noch

auf dem Sterbebette, welches spät erst ihrem trüben und freudenlosen Alter ein Ziel setzte, schrieb sie, die frühere Härte bereuend, an Albert, mit dem Geständniß, daß Johanna's Verbindung nicht ihr Werk, sondern das Probestück von der rohen despotischen Laune des Prinzen gewesen, womit er, gleichsam zum Eingange des unglücklichen Ehestandes, seine Gemahlin, welche sich, durch Johanna's Thränen erweicht, für dieselbe auf's Heftigste verwendet, für immer habe einschüchtern wollen. Die Wünsche des geliebten Dieners begünstigend, habe er die Thränen des unglücklichen Mädchens für Eigensinn und Ziererei, ihre Erklärung, daß sie schon einem Andern angehöre und sich Mutter fühle, für eine unter den Frauen verabredete List erklärt und mit aller Gewalt seinen Willen durchgesetzt. Johanna aber habe späterhin eine Tochter geboren, welche den Namen Albertine in der Taufe empfangen. — Albert legte tief seufzend die schriftlichen Mittheilungen zu den Briefen von Johanna's Hand und zu ihren kleinen Geschenken, den einzigen Erinnerungs-Pfändern, welche aus einer so theuren und schmerzvollen Vergangenheit ihm übrig geblieben waren; denn jene Nachrichten trafen ihn zu einer Zeit, wo auch schon Auguste ihr düsteres Schicksal erfüllt hatte, und längst jede Nachforschung nach Johanna's späterer Lage vergeblich gewesen war.

Des Prinzen rohe Heftigkeit, seine ungezügelte Gemüthsart, so wie der gänzliche Mangel an Nachgiebigkeit von ihrer Seite, hatten Augustens Ehe zu einer sehr unglücklichen gemacht. Bald auch gesellte sich Eifersucht zu den Dämonen der Zwietracht, die unaufhörlich die Gemüther der beiden Gatten gegen einander zu entfremden bemüht waren, und eine empfindliche Kränkung, welche die Prinzessin einst einer von dem Gemahl ausgezeichneten Dame widerfahren ließ, reizte den Zorn desselben in einem so furchtbaren Grade, daß er, jede Rücksicht vergessend, welche Familie, Pflicht und Ehrgefühl ihm hätten auferlegen sollen, sich so weit verirrte, die Gemahlin zu mißhandeln. Auguste, voll tiefen Ingrimms, eilte, sich zu den Füßen der Kaiserin zu werfen, ihren Schutz und Bestrafung des Gemahls von ihr erflehend. Catharina hörte sie gütig an; sie versprach ihr, fühlend, wie sehr der Prinz in dem Verfahren gegen die Gemahlin ihr ganzes Geschlecht beleidigt, glänzende Genugthuung. Aber zu ihrem Unglück ließ die Prinzessin es nicht dabei bewenden; glühend vor Begierde, sich an dem verhaßten Gemahl zu rächen, klagte sie ihn wegen Verbindung und Absichten an, welche ihm, verhielt es sich wirklich so, die schwerste Ahndung der Gesetze zuziehen mußten. Die Monarchin trat überrascht und befremdet zurück.

Sie hatte den Prinzen geschätzt, und ihm als Krieger Wichtiges anvertraut.

So schwere Anklagen erforderten genaue Untersuchung. Die ward denn auch angeordnet, und das ganze Gewicht der Beschuldigung fiel auf die Unglückliche zurück, welche seine Anklägerin gewesen. Der Prinz hatte wichtige Verbindungen, mächtige Beschützer unter den vertrautesten Räthen der Kaiserin, ihren nächsten Umgebungen. So ward es ihm leicht, jene Anklage zu entkräften, welche ohnehin Auguste mit nichts Anderem zu unterstützen wußte, als den mündlichen Mittheilungen des Gemahls in vertraulicher Stunde. Aber zu laut war von dem Zerwürfniß gesprochen; die öffentliche Meinung heischte ein Opfer, und zu bequem war dem Prinzen die Gelegenheit, der verhaßten Gemahlin sich zu entäußern, als daß er sie nicht hätte benutzen sollen. Seine Ehe ward getrennt und Auguste nach einem festen Schlosse im Innern des Landes verwiesen, wo sie als Staatsgefangene in der Blüthe der Jahre ihr Leben endete, kaum von ein paar Dienern betrauert, welche, froh, den traurigen Aufenthalt verlassen zu können, mit der Kunde ihres Todes in das Vaterland zurückkehrten.

Vergebens aber war, jetzt wie sonst, jede Nachforschung nach dem Schicksal der armen Johanna. — Rosalinsky war früher schon bei dem Prinzen in Un-

gnade gefallen und hatte sich mit Gattin und Kind tief nach dem Inneren des weiten russischen Reichs gewendet, wo es unmöglich blieb, seine Spur weiter zu verfolgen, so unausgesetzt auch Albert im Stillen sich darum bemüht hatte. Endlich hieß es: Rosalinsky solle sammt seiner Frau gestorben seyn.

Albert vermählte sich nie, aber er nahm sich mit liebender Herzlichkeit der hülflosen Familie Leo's an, welcher, später mit einer schönen aber gefallsüchtigen Frau verheirathet, sich durch Verschwendung zu Grund richtete und in gänzlicher Verarmung starb. Albert sorgte für den Unterhalt der Wittwe und der Töchter, die er in eine treffliche Erziehungs-Anstalt brachte. Den Sohn aber nahm er selbst zu sich, erzog ihn mit väterlicher Sorgfalt und bestimmte ihn zum Erben seines bedeutenden Besitzthums. Mehr als einmal verbreitete sich in dem Vaterlande der Prinzessin ein dunkles Gerücht: Auguste sey nicht todt; man habe ihr Mittel verschafft, aus der Festung zu entfliehen und sie lebe nun verborgen im Innern von Rußland. Doch die geringe Aufmerksamkeit, welche der Hof selbst solchen Nachrichten schenkte, schien wohl zur Genüge zu beweisen, wie wenig man ihnen Wahrscheinlichkeit beimaß und wie sicher die Beglaubigungen seyn mußten, welche von dem wirklichen Ableben der Prinzessin eingegangen waren."

Tief ergriffen von dem Inhalt dieser Blätter kehrte Albert zu seinem Oheim zurück, der ihm mit den Zeichen einer schmerzlichen Bewegung entgegen trat. „Du hast nun gelesen, Albert!" — rief er ihm zu — „welch ein theures und schmerzliches Interesse mich auffordert, jene schwache Spur zu verfolgen, die von meinem verlornen Glücke mir aufzudämmern scheint. Beeile nun die Anstalten, damit wir sobald als möglich reisen können; denn fest bin ich entschlossen, nicht zu ruhen, bis mir Aufschluß geworden über den Zusammenhang jener räthselhaften Person mit meiner verlorenen Johanna, und mir sagt eine dunkle, wenn gleich nicht freudige Ahnung, ich werde hier nicht vergebens suchen!"

Schon nach wenigen Tagen ward diese Reise begonnen, welche für Oheim und Neffen so viele wichtige und sehnsuchtsvoll erwartete Aufklärungen bringen sollte. Sie durchflogen in Eile die weiten Strecken, und ohne sich länger, als es die Umstände geboten, Rast zu gönnen, langten sie ungefährdet an den Grenzen des weiten Kaiserreiches an. Die unruhige Erwartung des älteren Albert gestattete ihm nirgends ein langes Bleiben, obwohl der Neffe, voll Besorgniß für des Oheims Gesundheit, oft ein paar Ruhetage einzuschieben suchte.

Die beiden Reisenden erreichten endlich Moskau. Die Fürsorge eines väterlich gesinnten Regenten, im

Verein mit der Thätigkeit und Vaterlandsliebe einer mächtigen Nation, hatten hier bereits kräftig gewaltet, die Spuren der Verheerung zu verwischen, und schon erhoben sich neue Wohnungen und freundliche Anlagen aus dem Schutt und Graus der frühern Zerstörung; unzählige geschäftige Hände sah man bemüht, das große Werk des Wiederaufbaues zu fördern und zur Vollendung zu bringen. Aber ob aus den Trümmern Schöneres empor steigen mochte, es war auch in jedem Sinne Neues geschaffen, neue Geschlechter aufzunehmen und ihnen wohlthuend zu werden, während man hier und da ein kummervolles Herz, ein thränenvolles Auge das Alte vermissen und die vertraute Stätte verlornen Glückes suchen sah, welche mit seiner Umgebung eine Beute der Verheerung geworden war. Auch unsere Freunde fanden nicht, was sie so ängstlich suchten. Bei der Unmöglichkeit, worin sich Albert befand, über die Oertlichkeit jener Anstalt, wo man ihn als Kranken aufgenommen, einige Auskunft zu geben, konnte es ihm nicht gelingen, über die für ihn wichtigsten Punkte befriedigende Kunde einzuziehen oder die Vorsteher jenes Hauses zu erfragen, und was er etwa erfuhr, paßte entweder nicht auf die Umstände, oder diente in seiner Unvollständigkeit nur dazu, ihn noch mehr zu verwirren. Gar viele von den Personen, die Zeuge jener Ereignisse ge-

wesen, waren darin umgekommen. Viele hatten sich auf immer hinweg begeben und anderswo ihren Wohnort begründet; Mehrere waren noch nicht zurückgekehrt.

Auf dem Dorfe, wo Albert so lange krank gelegen, hatten ihre Nachforschungen keinen bessern Erfolg. Auch dieses, der alten Czaarenstadt so nahe gelegen, theilte ihr Wiederaufleben. Albert sah von den zerstörten Hütten fast keine Trümmer mehr, und die Prediger-Wohnung stand neu erbaut und bis zum Dache fertig. Von den alten Bewohnern waren wenige zu erfragen, und er erfuhr nur so viel, daß, wie man vermuthe, der ehemalige deutsche Prediger des Orts den Tod gefunden, als er Angehörige aus dem brennenden Moskau abholen wollen. Die Reisenden eilten nun, das Gut aufzusuchen, wo Stern's Schwester lebte. Aber auch hier fanden sie Alles verändert; die Besitzer hatten wegen dem Verlust so vieler werthen Freunde, sich ihres Eigenthums nicht mehr recht erfreuend, dasselbe verkauft und waren nach Petersburg gezogen. Es blieb mithin nichts Anderes übrig, als dorthin zu reisen, wo der jüngere Albert durch Stern's Beihülfe sich einen besseren Erfolg versprach. — In Petersburg angelangt, mußten die Reisenden den Arzt auf einem ganz nahe bei der Residenz belegenen Landgute aufsuchen, wohin er, der großstädtischen Sitte gemäß, mit seiner Familie gezogen war.

Sie fuhren hinaus; doch als sie angekommen, schien ihnen die Stunde zu spät, um jetzt noch zu Stern zu gehen, und sie beschlossen, den andern Tag abzuwarten, da das geschmackvoll eingerichtete Wirthshaus des ländlichen Ortes, oft den Vergnügungen der Hauptstädter dienend, alle Bequemlichkeiten darbot. — Von ahnungsreicher Unruhe bestürmt, schien gleichwohl der Abend Beiden nur allzu lang, und sie eilten bald hinaus in's Freie, um auf einem Spaziergang ihre Ungeduld zu zerstreuen. Dörfer, welche zu den nahen Umgebungen großer Städte gehören, wandeln sich nach und nach in kleine, von Gärten durchwebte Städte um. So auch hier. Zierliche Landhäuser, von geschmackvollen Garten-Anlagen umgeben, reihten sich an einander und gaben durch mehr oder mindern Umfang, durch reiche und anmuthige Ausschmückung, Zeugniß von dem Geschmack und Reichthum ihrer Bewohner. Sie hatten fast schon den ganzen Ort durchwandert, als eine etwas entfernter liegende Besitzung ihre Aufmerksamkeit anzog. Die offen stehende Thür eines schönen Parks lud sie in dessen Schatten ein und sie traten in einen durch Gebüsche sich schlängelnden Pfad, halb der Schaulust folgend, halb in der Absicht, einen Ruheplatz für einige Minuten zu suchen. Der Pfad schien sich indeß tiefer in den Park hineinzuziehen, und schon wollte der Oheim wieder um-

zukehren vorschlagen, als eine plötzliche Wendung Beide zu einem sehr überraschenden Anblick führte. Auf einem still versteckten, von hochgewölbten Bäumen umgebenen Platz, stand unter einer herab hängenden Trauerbirke ein im edlen Stil aus weißem Marmor gearbeitetes Denkmal. Ein einfacher Stein trug zwei schöne Urnen, welche ein Schleier halb überdeckte. Vor dem Denkmal aber stand eine schlanke Frauengestalt in der Stellung tiefen Nachdenkens und mit dem Rücken den beiden Lustwandlern zugewendet. Die Besorgniß, hier vielleicht die Feier einer wehmüthigen Erinnerung zu stören, bewog beide Männer, rasch den sich um das Gebüsch krümmenden Pfad zu verfolgen, um so sich unbemerkt zu entfernen; indem sie aber auf diese Art dem Denkmal näher kommen mußten, fanden sie sich höchlich überrascht, als auf einer der Urnen in zierlicher deutscher Schrift der Name Johanna ihnen lesbar wurde. „Johanna!" riefen Beide in diesem Gefühl der Ueberraschung fast laut, und: „Johanna!" wiederholte Albert erbleichend, als, bei dem wohlbekannten Laut sich wendend, seine Unbekannte vor ihm stand. Auch sie erbleichte, in stummer Regungslosigkeit dem Marmor des Denksteins gleichend. Nur Albert flüsterte, mit rascher Handbewegung gegen den Oheim, doch ohne den Blick von ihr zu wenden: „Sie ist es!" — Dieser aber

trat zu der Unbekannten und sagte mit bewegter Stimme: „Uns zieht aus weiter Ferne ein wichtiges Geheimniß, eine bange Erwartung an diesen Ort, und täuscht mich nicht Alles, so werden wir hier Aufschluß finden!“ — Er wollte die Bitte, ihn zu ihren Angehörigen zu führen, hinzu setzen, als rasche Mannsschritte vernehmlich wurden, und Albert freudig in die Arme des Nahenden eilte, welcher Stern war. Kaum aber hatten Beide sich begrüßt, so führte Albert den Freund zu seinem Begleiter mit dem Ausruf: „Mein Oheim, der Freiherr von Baldern!“

„O ist es möglich!“ rief der Arzt frohlockend und zugleich bewegt — „o Johanna — Ihr Großvater — Ihre Enkelin!“

Es folgte nun eine lange Pause regungslosen Anstaunens und einer inneren Bewegung, keiner Worte mächtig. Der Neffe, dessen Empfinden fast nur schmerzlich war, fand zuerst die Sprache wieder, indem sein Gefühl sich in dem Ausruf ergoß: „O, und um Sie verloren zu haben, muß ich Sie wieder finden!“ — „Nicht doch, Du Glücklicher!“ rief Stern, „Johanna ist unvermählt!“ — Sie aber bog in schnellem Erröthen, und so vielfacher Rührung unterliegend, sich auf die Marmor-Urne nieder. — Erst nachdem der Sturm so mächtiger Gefühle in etwas verrauscht war, trat das Bedürfniß ein,

sich ruhiger zu verständigen, und Alle blickten nun erwartungsvoll auf Stern, der das noch Dunkle dieser Verhältnisse aufzuklären verheißen hatte. Dies erfolgte, als er nun seine Gäste in seinen Familienkreis aufgenommen, zu welchem auch seine Schwester mit ihrem Gemahl gehörte, und aus dem Inhalt vieler von Stern's Schwester aufbewahrten Papiere, so wie aus mündlichen Mittheilungen, ergab sich Folgendes:

Rosalinsky, als ihn die Ungnade seines Gebieters traf — welcher ihm schuld gab, ein wichtiges ihm anvertrautes Geheimniß, eben dasselbe, wodurch die Prinzessin ihn zu stürzen versuchte, seiner Frau, und durch diese der Prinzessin verrathen zu haben — hatte sich in die Gegend von Moskau zurück gezogen, wo er eine kleine Besitzung erkaufte. Aus Furcht vor der Rache des Prinzen, dessen unversöhnliche Gemüthsart er kannte, ließ er unter den Hofdienern die Nachricht verbreiten, er sey sammt seiner Frau gestorben. Der armen Johanna Loos verschlimmerte sich hier täglich. Ihr Gatte, dem ihr fortdauernder Kaltsinn sie nach und nach verhaßt gemacht hatte, betrachtete sie als die Veranlassung alles seines Unglücks, indem er ihr zur Last legte, durch Zurückweisung der Gunst des Prinzen den ersten Grund zu seiner Ungnade gelegt zu haben. Er ergab sich dem Trunk, dem Müßiggang und

zuletzt den gröbsten Ausschweifungen. Vorwürfe, Drohungen, leider auch zuletzt Mißhandlungen, waren das Loos der still duldenden Frau, deren Leid endlich in eine Art von Dumpfsinn überging, indem sie nur noch der Vergangenheit zu leben schien, die immer leuchtender und herrlicher sich in ihrer Erinnerung verklärte, je mehr die Gegenwart sich für sie umnachtete.

Sie hatte längst eine Tochter geboren, die, ihrem Verlangen gemäß, Albertine genannt und protestantisch getauft wurde. Das Haus eines protestantischen Geistlichen in der Nähe ihres Wohnorts war noch ihre einzige Zuflucht; die Gattin desselben, die Mutter des Doktor Stern, ihr einziger Umgang. Sie legte damals, und vielleicht im Vorgefühl ihres nachmaligen Unglücks, in die Hände dieser Freundin ein Tagebuch nieder, das sie bis dahin geführt und das die näheren Umstände ihrer erzwungenen Heirath und der Abkunft ihrer Tochter enthielt. Auch das Bildniß ihres Albert und manches theure Erinnerungspfand fügte sie hinzu.

Die Nachricht von der Ehescheidung der Prinzessin erschütterte die schon so tief Gebeugte weit mehr, als bei einem völlig gesunden Gemüthszustande vielleicht geschehen wäre, und es war wohl schon der Anfang einer Geisteskrankheit, daß sie, nachdem sie ihr Kind der Pflege der Frau Stern

empfohlen, sich heimlich aufmachte, um ihre Fürstin zu sehen, und nach dem Ort pilgerte, wo diese sich befand. Sie war eben gestorben, als Johanna, nach mancherlei Mühsal, dort ankam. Der unerwartete Anblick ihrer fürstlichen Halbschwester auf der schmucklosen Todtenbahre war der letzte zerstörende Stoß für ihren durch so viele Leiden zerrütteten Geist. — Sie verfiel in Wahnsinn, in welchem sie, sich selbst mit der Person der Prinzessin verwechselnd, sich für diese ausgab, und da ihre große Aehnlichkeit mit derselben ein solches Vorgeben zu unterstützen schien, so ward die Unglückliche, deren Erscheinen in der Umgegend Aufsehen erregt hatte, als eine gewandte Betrügerin eingezogen und lange in Haft gehalten, bis man endlich, über ihre Verhältnisse und Krankheit belehrt, sie ihrem Manne wieder zuschickte. Die hierdurch verursachten Kosten vermehrten Rosalinsky's Widerwillen gegen die Unglückliche und zerrütteten seine Lage vollends. Es gesellte sich nun auch wirklicher Mangel zu allen übrigen Leiden; doch da ihr Gatte sich fortan fast gar nicht mehr um sie bekümmerte und sie wenig mehr für sich bedurfte, so verschlimmerte sich ihr Zustand auch weiter nicht; ja sie gelangte nach einiger Zeit, bis auf die feststehend gewordene Idee, sich für die Prinzessin von B— zu halten, wieder zu dem Gebrauch ihrer Vernunft.

Die kleine Albertine war indessen unter der Pflege der Frau Stern aufgewachsen und verheirathete sich späterhin mit dem Nachfolger des Pastor Stern, dem neuen evangelischen Prediger der kleinen deutschen Kolonie. Auch Rosalinsky war indeß gestorben, und es schien noch einmal ein Schimmer von Glück auf den Lebensabend der armen Johanna fallen zu wollen. Ihre Kinder nahmen sie zu sich, und unter liebender und treuer Pflege wollte allgemach ihr Geist auch wieder kräftiger sich erheben. Frau Ellmark — dies war der Name des Geistlichen — ward Mutter einer Tochter, in welcher der Großmutter gleichsam ein neues Leben zu erblühen schien. Dieses Kind, nach ihr Johanna genannt, ward der Gegenstand ihrer ganzen Zärtlichkeit; sie schien in lichten Stunden im Grunde ihrer Seele den Wunsch zu bewegen, die Rechte und Vortheile der Abkunft, welche für ihre Tochter freilich verloren gegangen, auf diese Enkelin zu übertragen, und sprach oft von der Möglichkeit und den Mitteln, ein solches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Der verständige Ellmark wollte jedoch niemals davon hören; ihm genügte sein bescheidenes Loos, und er glaubte sich als Vater verpflichtet, alle Schritte zu verhindern, von deren Erfolg, wie er auch seyn mochte, er sich für das wahre Glück seines Kindes keinen Zuwachs versprach.

Vielleicht war es selbst dieser Widerstand, der den zurückgedrängten Wunsch in der Kranken zur Leidenschaft steigerte. Denn als nun auch Frau Ellmark plötzlich starb, da zerrüttete dieser letzte Unfall vollends den Geist der armen Johanna, und sie verfiel nun in gänzlichen Wahnsinn, in welchem sie bald sich, bald die Enkelin, welche nun der Gegenstand einer abgöttischen Leidenschaft wurde, für die Prinzessin von B — ausgab und eine ehrfurchtsvolle Behandlung von Jedermann erheischte. Sie kleidete sich phantastisch, und auch die kleine Johanna, jetzt schon dem Kindesalter entwachsen und mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet, mußte dieses thun, sollte anders nicht durch Weigerung und Widersetzlichkeit der Zustand der Geisteskranken bis zur Raserei gesteigert werden. Ellmark mußte endlich auf Mittel sinnen, sie zu entfernen, und es gelang ihm, sie in einer Heil-Anstalt seiner Glaubensgenossen in Moskau unterzubringen. Seine Tochter aber, deren frühreifer Geist das Unglück ihrer Angehörigen schon tief empfand, brachte er, fast mit Aufopferung seines ganzen Einkommens, in eine vorzügliche Erziehungs-Anstalt Moskau's, welcher Johanna in der Folge selbst als Hülfslehrerin mit vorstand. Aber sie mußte die Großmutter von Zeit zu Zeit besuchen, sollte der Irrwahn derselben sich nicht zur Wuth steigern, mußte, so schmerzlich es ihr auch ward,

scheinbar in die Ideen ihrer kranken Seele eingehen, und sich, so lange sie bei ihr war, nach ihrem Sinne kleiden und benehmen, um nur die Ausbrüche des herzzerreißenden Jammers bei der Unglücklichen zu verhüthen, deren hartes Schicksal sie mit der tiefsten Wehmuth erfüllte.

So war nun auch die jüngere Johanna herangewachsen und stand in dem schönsten Zeitpunkte geistigen und körperlichen Aufblühens, als sie einen Mann kennen lernte, welcher Beamter an der Anstalt des adlichen Fräuleinstiftes zu Petersburg war. Sie sah ihn zuerst in dem Hause derjenigen Freundin, welche sie als den wohlthuenden Genius der Ihrigen zu lieben gewohnt war, der Tochter von Frau Stern, die, an einen Gutsbesitzer verheirathet, ganz in der Nähe ihres Geburtsortes lebte. Der Mann war weder jung noch angenehm, aber gutdenkend und wohlhabend; und als er sich um sie bewarb, glaubte sie der Rücksicht auf Freunde, die so viel für ihr Haus gethan, und dem Wunsch ihres Vaters ihre Einwilligung schuldig zu seyn, und sie verlobte sich mit dem Manne, ihre Verbindung noch auf ein Jahr hinaussetzend, während welchem Reichel — so hieß der Verlobte — ihre Anstellung als Hülfslehrerin bei dem Fräuleinstift, die er sehr wünschte, denn er war nicht ohne Eigennutz, wollte zu bewirken suchen.

Aber der Krieg brach bald darauf aus. Moskau ward eingenommen, und eine Reihe von Ereignissen trat ein, welche diese Pläne und Wünsche für den Augenblick in den Hintergrund drängte. Es war jene Anstalt, in der sich die kranke Johanna befand, wohin man Albert und seine Leidensgefährten gebracht, und da man in ihren bessern Stunden diese, als eine unschädliche Irre, innerhalb des Hauses frei hatte umhergehen lassen, so mochte, bei der jetzt waltenden Unruhe, ihr dies um so weniger gewehrt werden. So führte des Schicksals scheinbar zufälliges Walten sie in die Nähe des kranken Albert, an dessen Bette, wo vielleicht die deutschen Worte, die er im Fieber sprach, die Erinnerungen in ihrer Seele berühren mochten, oder jene geheimnißvolle Sympathie, so oft an Wahnsinnigen sich zeigend, sie fesselten. Man ließ auch bald die sonderbare Wärterin gewähren — die, wollte man sie mit Gewalt hinwegführen, an der Schwelle des Gemaches wimmernd liegen blieb — da überdies ihre Nähe dem bereits Aufgegebenen nicht schädlich seyn konnte, und jeder der Gesunden nur für sich zu sorgen am Nöthigsten fand. So wachte denn die längst Schlaflose am Bette des Todtkranken, und beschränkte sich auch ihre ganze Pflege fast nur auf das Reichen eines dürftigen Labetranks, so war es doch vielleicht

eben nur dieser geringe Dienst, welcher den schwachen Lebensfunken noch erhielt, daß er nicht ganz erlöschte.

Als der Feind Moskau verlassen hatte, traf Ellmark, dessen Besitzthum abgebrannt nnd ausgeplündert war, Anstalt, seine arme Schwiegermutter wieder unter Aufsicht zu bringen, wozu ihm freilich keine andere Zuflucht, als sein halbverbranntes Haus zu Gebote stand. Aber sie war nicht von dem Kranken zu trennen, und als dies endlich gewaltsam geschehen, hatte sie in der folgenden Nacht durch tausend Gefahren den Weg wieder zurück zu dem geliebten Pflegling gefunden, und es blieb, wollte man sie nicht den schrecklichsten Anfällen des Wahnsinns preisgeben, kein anderes Mittel, als diesen mit ihr zu entfernen, wozu auch des armen Ellmark's Menschenliebe, besonders als er den Deutschen in dem Verwundeten erkannt, recht gern bereit war. So brachten denn einige treue Bauern seines Dorfes beide Kranke nach dem zerstörten Pfarrhause, zu der schon dorthin geflüchteten Johanna. Ellmark selbst aber starb bald darauf nach einem kurzen Krankenlager, dem Kummer und dem Mangel erliegend.

Johanna theilte nun eine lange trübe Zeit hindurch die Pflege des Kranken, welchen auf so son=

derbare Weise ihr das Schicksal aufgedrungen, mit ihrer Großmutter und einer alten russischen Magd. Zu ihrer Pein mußte sie hierbei in den Wahnsinn der Erstern mit eingehen, wollte sie dieselbe nicht zu den heftigsten Ausbrüchen reizen, welche in dieser traurig verlassenen Lage ihr furchtbar waren. Sie mußte gleich ihr gekleidet seyn und zu dem Kranken sprechen, und so durchwachte sie manche Stunde neben ihm, ohne daß er von seiner alten Wärterin sie zu unterscheiden vermocht hätte. Als sein Bewußtseyn wiederkehrte, entfernte sie sich mehr von ihm, und saß nur Nachts, wenn er fest schlief, an seinem Lager, das schwermuthsvolle Auge auf die schönen bleichen Züge des Jünglings geheftet, der ihr immer werther wurde, je mehr sie sein Leben unter ihrer Pflege wieder aufblühen sah. Sie schaffte unter tausend Mühen und Aufopferungen einige Stärkungsmittel und Erquickungen für ihn herbei, und wußte mit beispielloser Sorgfalt Alles, was der schwach sich wieder erholenden Natur nachtheilig seyn konnte, von ihm entfernt zu halten. Als Albert's Genesung weiter vorschritt, zog sie sich noch mehr von ihm zurück, das Peinliche ihrer Lage zwischen dem Jüngling und der Wahnsinnigen, welcher sich Johanna gleichstellen mußte, tief und schmerzlich empfindend. — Endlich kamen Nachrichten aus Pe-

tersburg an, welche diesen Verlegenheiten ein Ende machten. Doktor Stern brachte seine Schwester nach ihrer Besitzung wieder zurück. Sie war schon bei Annäherung der feindlichen Heere mit ihrem ganzen Hausstand nach Petersburg geflüchtet, und hatte auch Johanna mitnehmen wollen, welche jedoch standhaft dabei beharrte, ihren Vater nicht verlassen zu wollen. Jetzt eilte die hülfreiche Freundin zu der Verlassenen. Sie brachte Briefe von ihrem Verlobten, welcher sie dringend beschwor, sobald als möglich nach Petersburg zu kommen. Johanna aber zog es vor, unter dem Vorwand, daß ihre Gesundheit selbst der Erholung bedürfe, zu ihrer Freundin zu ziehen, welcher sie indeß so viele Theilnahme für ihren Kranken eingeflößt, daß sie, wie der Arzt, sich seiner auf's Thätigste anzunehmen beschlossen. — Auch die Großmutter ward nun an einen sichern Ort gebracht, und Albert's Abreise mit dem Arzt angeordnet; der Letztere aber von Johanna auf's Heiligste beschworen, dem Jüngling, welcher, wie sie wohl fühlte, ihr nur allzu theuer geworden, nie etwas Näheres über ihre Person und Verhältnisse zu entdecken. Und so beschloß sie in der letzten Nacht, wo sie mit ihm unter einem Dache wohnte, sich ihm als ein vernünftiges ihm befreundetes Wesen durch wenige Worte zu erkennen zu geben; denn allzu schmerzlich war ihr der

Gedanke, daß ihr Andenken als das einer Wahnsinnigen von ihm bewahrt werden sollte. Alles erfolgte darauf, wie wir es wissen, und der Arzt, Johanna's Entschluß, als den eines verständigen Mädchens und einer Verlobten, auf's Höchste billigend, that Alles, was er nur konnte, um auch bei dem jungen Manne jene Erinnerungen zu schwächen und zu verlöschen.

„Ich eröffnete, als Sie nun abgereist waren", so fuhr der Doktor Stern in seinen Mittheilungen fort, „den ganzen Vorgang meiner Schwester, welche eingetroffen, um Johanna's Hochzeit mitzufeiern. Sie ward nachdenkend, als ich Ihren Namen nannte, und bestand um so mehr darauf, die sich noch in ihrer Verwahrung befindenden Papiere der Großmutter zu öffnen, ehe Johanna sich unauflöslich verbände, besonders da der Verlobte in der letzten Zeit manche Züge eines nicht löblichen Charakters entwickelt hatte, welche uns fast bereuen ließen, das treffliche Mädchen mit ihm verbunden zu haben. Es geschah, und was wir fanden, war hinreichend, die Heirath nicht geschehen zu lassen, bis wir Näheres über Johanna's Verwandtschaft mit der Familie von Baldern würden ausgemittelt haben. Auch Johanna trat gern aus der Verbindung zurück, da ihr Vater, dem sie dies große Opfer gebracht, nicht

mehr lebte. Sie nahm von der Anstalt, bei welcher die Huld der Kaiserin sie angestellt, ihre Entlassung, aus dem Grunde, weil ihre Gesundheit gelitten und fortgesetzter Pflege und Schonung bedürfe. — Unsere in Deutschland versuchten Nachforschungen aber blieben ohne Erfolg. Sie, lieber Albert, waren fern und Ihr Vorsatz, den Feldzug mitzumachen, ließ uns bald jede Spur von Ihnen verlieren, während die unruhige Lage der Dinge in Deutschland uns auch wenig Hoffnung einflößen konnte, für jetzt den Schleier von so längst vergangenen Begebenheiten hinweg zu ziehen. Johanna lebte seitdem in unserem Kreise, still trauernd, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für dieses Leben kaum noch nährend. Sie lächelte stets mit Engelsfreundlichkeit, während nur zuweilen ihr Herz voll Sehnsucht sich erleichterte in stillen Thränen an dem Denkmal, welches ihre Liebe dem verewigten Vater und der bedauernswerthen Johanna, die indeß auch hinüber gegangen, errichtet hatte."

Der Oheim hatte in schmerzlicher Bewegung dies Alles gehört. Er hielt die Papiere seiner Johanna in den Händen und seine Blicke hafteten wehmuthvoll auf den geliebten, so lange entbehrten Zügen. „So soll ich denn", rief er, „erst jenseits dich wiederfinden, du theure Verlorne! Doch was

dort ist", fuhr er nach einer Pause fort, „ist wohl bewahrt, und" — indem er das liebende Paar einander zuführte — „dankbar mag der Sterbliche sein Schicksal segnen, wenn es ihm in den Kindern gewährt, was ihm selber versagt blieb!"

Zwei Sylvester-Tage.

Es war am Sylvester-Abend. Die frühe Dezembernacht hatte längst Alles in ihre Schatten eingehüllt. Nur die breite Fronte des Casino strahlte in heller Erleuchtung, denn die Notabeln der Residenzstadt N— feierten dort hergebrachter Weise den Jahres-Abschied durch einen Maskenball. Gegenüber saßen zwei Frauen im sanft erhellten Zimmer bei feiner Handarbeit und sprachen nicht ohne wehmüthige Regung von dem verflossenen Jahr, wie es so Manchen beglückt, so Viele beraubt, Alle aber reicher an Erfahrung gemacht hatte. In den Aeußerungen der Aelteren ward manche Zukunftssorge laut, denn sie war eine unbemittelte Wittwe, die, mit der einzigen Tochter von einer mäßigen Pension lebend, nicht ohne Schmerz daran denken konnte, dieselbe dereinst unversorgt in der Welt zurücklassen zu müssen; wäh-

rend diese, der Mutter Sorge nach Art der Jugend wenig theilend, mit ihren Gedanken bei dem Fest gegenüber weilte und auf die vorüberrollenden Wagen horchte, die, in gedrängter Reihe vorfahrend, die Ballgäste brachten.

Da klopfte es rasch an die Stubenthür, und gleichzeitig trat ein schön gestalteter Mann in einer reichen Türken-Maske herein. Es war der Hauptmann Sonnenberg, welcher, Turban und Larve in der Hand, sich vor den Damen neigte, und auf den Erstern deutend sprach: „Der Unfall, welcher den fingirten Muselmann mit diesem ungewohnten Kopfputz traf, und das Ungeschick, so ihm beiwohnt, möge die Dreistigkeit entschuldigen, womit er es wagt, sich den Beistand der verehrten Damen in dieser dringenden, wiewohl belachenswerthen Noth, sammt einigen Stecknadeln zu erbitten.“ Er zog bei diesen Worten der Mutter Hand an seine Lippen und hob mit komischer Geberde den Turban hoch empor, dessen weite Musselin-Binde entfaltet lang herunter flatterte. „Des Zufalls Tücke“, fuhr er fort, „löste die Binde hart am Ziele meiner Fahrt, und unter meiner Hand verschlimmerte sich nur der Schaden, indem ich bemüht war, ihm abzuhelfen. Da sah ich Licht hinter Ihren Vorhängen und plötzlich kam mir der Gedanke, mich bei Ihnen einzudrängen und Ihre Hülfe zu erbitten.“

Die Mutter nahm den Turban aus des Hauptmanns Hand, der, sich an Florentinens Seite niederlassend, zu dieser sprach: „Wie schade, daß Fräulein Florentine Waller, wie ich aus sichrer Hand erfuhr, ihre Theilnahme an dem heutigen Ball verweigert, und damit ihm eine seiner lieblichsten Zierden entzogen hat; es wird ein glänzendes Fest seyn!"

Florentine schwieg und neigte sich tiefer über ihre Stickerei. Die Mutter aber sagte: „Gewiß wird es glänzend seyn, doch meine Tochter, die fast gänzlich fremd ist in jenen Kreisen, wird sich nur mancher Verlegenheit überhoben sehen, auch Niemand sie dort vermissen."

Ein abermaliges Klopfen an die Thür schnitt die Erwiederung des Hauptmanns ab, und tief in den Kragen-Mantel gehüllt schaute ein Mann herein, der noch zwischen der Thür „schönsten guten Abend!" in das Zimmer rief. Doch auf der Schwelle schon stockte die heitre Begrüßung auf der Lippe des Eintretenden und wandelte sich in ein frostiges Compliment, in welchem Verdruß und Verwunderung über den unvermutheten Zuspruch um den Ausdruck zu kämpfen schienen. — Hauptmann Sonnenberg drehte sich nachlässig auf dem Stuhl herum und rief mit Lachen: „Nur immer näher, Assessor Fernau! fürchten Sie keinen türkischen Ueberfall. Den

Sie hier sehen, ist gleich Ihnen ein guter Christ, und Ihr ergebener Diener!"

Assessor Fernau aber, den Scherz kaum beachtend, grüßte kalt, warf Hut und Mantel ab und sagte, sich zu der Mutter wendend: „Drüben ist, wie mir's scheint, der Ball bereits im vollen Gange. Ein Tusch von Pauken und Trompeten, der eben laut wurde, als ich vorüber ging, mochte wohl irgend eine neue Ueberraschung ankündigen." — „Da bin ich um so mehr erfreut", entgegnete Frau Waller, indem sie den wieder hergestellten Turban auf den Tisch legte, „daß länger nicht des Zufalls Laune Sie, werther Herr Hauptmann, von dem Fest, wo man Sie längst vermißt haben wird, entfernt hält."

Dieser aber schien den Wink, der ihm mit solcher Rede gegeben war, nicht verstehen oder beachten zu wollen. Er dankte mit einer ironisch tiefen Verbeugung, wechselte, während die Mutter bemüht war, Fernau über die Veranlassung dieses Besuchs aufzuklären, mit Florentinen verstohlen einige Worte und nahm darauf von Neuem Platz, indem er mit geläufiger Zunge und scharfem Witz sich über die Gesellschaft aus den höhern Ständen, welche das heutige Fest im Casino versammelte, lustig zu machen begann. Niemand blieb verschont, selbst nicht die höchsten Personen. War man auch nicht einverstanden mit seiner, oft von Bitterkeit durchdrun-

genen Persiflage, so übte doch der sprudelnde, in glänzenden Geistesfunken schimmernde Witz seine Macht, und die treffenden und komischen Glossen ermangelten nicht, die Lachlust der Frauen, insbesondere Florentinens, anzuregen, welche überdies manche fein eingewebte Schmeichelei mit dem angenehmen Schwätzer versöhnte, und sie mit immer lebhafterem Antheil auf sein Geplauder horchen ließ. Nur Fernau schritt mit immer düstrer werdenden Miene im Zimmer auf und nieder, und obgleich ihm kein Wort von des Hauptmanns Aeußerungen entging, schien er es doch nicht der Mühe werth zu halten, sie zu beantworten, sondern ließ nur von Zeit zu Zeit durch ein bedeutendes Kopfnicken, wie Jemand, der sich etwas genau zu merken sucht, vermuthen, daß er nichts überhöre. Als aber endlich Sonnenberg das Vergnügen, den ihm längst widerwärtigen Fernau in den Schatten zu stellen, sich nicht versagen konnte, und an ihm selbst sich zu reiben versuchte, da trat dieser zum Lichte und sprach, die Uhr hervorziehend: „Es ist schon spät und mir fällt eben ein, daß ich vergaß, auf einen in der nächsten Session vorkommenden Gegenstand mich vorzubereiten. Lassen Sie daher, ich bitte, sich durch meinen Aufbruch in der Unterhaltung nicht stören.“ — Er verbeugte sich bei diesen Worten, sie mit Schärfe betonend, und griff ungestüm nach seinem Hute, der auf einem

nahestehenden Nipptischchen lag. Die Heftigkeit seiner Bewegung theilte sich den darauf stehenden Sächelchen mit, das Porzellan klirrte zusammen und eine schmuckreiche Tasse zerschellte am Boden.

„Ach, meine Tasse!" rief Florentine. — Fernau aber stampfte mit dem Fuße und sprach voll Ingrimm: „Mit mir treibt ein schadenfroher Dämon sein Spiel, der selbst dies Ergebniß des Zufalls zum schwersten Mißgeschick für mich verkehrt! Die schöne Tasse ist freilich unersetzlich, doch bleibe mir die Sorge, den Platz, den sie einnahm, auf würdige Weise wieder auszufüllen!"

Er war unter diesen Worten, nach flüchtigem Gruße gegen die Mutter, aus dem Zimmer entschlüpft, ohne auf deren Zureden zu achten, die ihn zu begütigen und aufzuhalten strebten.

Auch Hauptmann Sonnenberg beurlaubte sich jetzt; Florentine aber suchte still seufzend die Scherben der zerschellten Tasse vom Boden auf und sagte dann, sie trübselig betrachtend: „Fast möcht' ich schwören, daß es Absicht war, was im Bunde mit Fernau's böser Laune meine Tasse an den Boden schleudern half!"

„Bedenk' nur, Mütterchen", sagte sie, als Letztere mit verdrießlichem Kopfschütteln den Verdacht zu widerlegen strebte, „wie sehr sie ihm immer mißfällig war, wie gern er sie längst aus den Augen hätte!"

„Und wenn dem so wäre“, fiel Frau Waller ärgerlich ein, „so möchte bei der Wendung, die Dein Verhältniß zu Fernau vielleicht in Kurzem nehmen dürfte, es leicht am besten seyn, wenn dieser Anstoß hinweggeräumt würde. Du aber bist hoffentlich verständig genug, um jene Erinnerung mit diesen Scherben in den Lethe zu werfen, wo dergleichen am besten aufgehoben ist.“

Florentine schien auf die letzten Worte kaum zu hören. Ihr Blick weilte noch auf den glänzenden Bruchstücken, die freilich einem der zierlichsten Kunstwerke dieser Art angehört hatten. Die Obertasse bildete den Kelch einer goldnen, aus zarten Blättern gebildeten vollen Rose, deren Stiel sich, zierlich zum Henkel gebogen, zwischen dem Laubwerk hervorwand. Auch der Untersatz bestand aus einem grün und goldnen Blätterkranze; im innersten Mittelpunkt desselben aber lauschte aus den Blättern, schelmisch drohend, ein Amorköpfchen, Meng's reizenden Darstellungen des lieblichen Götterknaben nachgebildet. Des Mädchens Miene erheiterte sich in Etwas durch die Wahrnehmung, daß dieses liebliche Bildchen bei dem Falle verschont und ganz geblieben war, und gerade noch so viel von seiner Umgebung behalten hatte, um in irgend einer Einfassung ein artiges Miniaturgemälde abzugeben; sie beseitigte darauf Alles und beide Frauen setzten sich, jedoch

nicht ohne einen Nachklang von Verstimmung, wieder zu ihrer früheren Beschäftigung.

Hauptmann Sonnenberg hatte den letzten Feldzug mitgemacht, und den Ruf eines ausgezeichneten Offiziers erworben. Nach dem Frieden aber war er aus dem Militairdienst geschieden, denn die Formen und das Einerlei desselben in Friedenszeiten sagten ihm nicht zu, und er hoffte im Vertrauen auf Tüchtigkeit und Wissen ein Unterkommen in anderem Geschäftskreise zu finden. Auch würde ihm das nicht gefehlt haben, aber ein unglücklicher Zug seines Wesens verkehrte jedes Verhältniß, in das er trat, für ihn zum Unheil: der Hang zur Persiflage, der, von einer reichen Ader des Witzes unterstützt, überall, wo er genöthigt war, sich unterzuordnen, sich gegen Höhergestellte wendete, und im Sinne einer herrschenden Richtung gegen die sogenannten bevorzugten Stände kämpfte. Denn er glaubte seiner unadeligen Geburt das Mißlingen zuschreiben zu müssen, welches ihn fortwährend traf, da er doch Andre und minder Befähigte, aber jenen Ständen angehörend, so manchen Preis erringen sah, dem er vergeblich nachgestrebt. Das erzeugte nun eine tieferbitterte Stimmung bei dem unglücklichen Manne und längst würde diese ihn über den Ocean, einem andern Welttheil

zugetrieben haben, hätte nicht ein mächtiger Magnet ihn im Vaterlande fest gehalten: die Liebe! — Julie, die Tochter des Präsidenten eines Landes-Collegiums, hatte ihm eine tiefe Neigung eingeflößt, die auch nicht unerwiedert geblieben, und Beide hofften von der Zukunft, wie gestaltlos sie auch vor ihnen lag, ein Glück, welches der Liebe wohl niemals unerreichbar scheint.

Juliens Vater, ein hochgebildeter, vorurtheilsfreier Mann, kannte Sonnenberg und schätzte seine ausgezeichneten Eigenschaften. Er beschäftigte ihn in seinem Departement, bei dem auch Fernau angestellt war und wo die in ihrer Natur begründete gegenseitige Abneigung beider Männer den günstigsten Boden fand, sich wenigstens auf Fernau's Seite zum vollständigen Haß zu entwickeln.

Florentine, eine Kindheits-Gespielin der schönen Julie, war jetzt noch, so weit auch ihre Verhältnisse auseinander lagen, mit ihr in freundlichen Berührungen und die Vertraute jenes Liebesbündnisses. Denn Sonnenberg konnte Julien nur selten, und niemals im Hause ihres Vaters, der keine Gesellschaft bei sich sah, sprechen, und sein Besuch am Abend des Maskenballes bei Florentinen hatte nur den Zweck, von dieser Kunde einzuziehen, in welcher Maske Julie erscheinen werde und ein verabredetes Erkennungs-Zeichen zu erfahren; obschon Fernau's

stets rege Eifersüchtelei diesem Besuch ganz andere Beweggründe zuschrieb.

Florentinens sittlicher Werth, so wie ihre Lieblichkeit und Anmuth blieben in der Männerwelt nicht unbeachtet. Sie war von Vielen bemerkt und ausgezeichnet und unter diesen schien Assessor Fernau sich seit Kurzem mit Ernst um des Mädchens Herz und Neigung zu bewerben. Er stand bereits dem reifern Mannesalter nahe. Seine Wohlhabenheit sammt der Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft ließen ihn bei den Müttern heirathsfähiger Töchter für eine gute Partie gelten, und wenn gleich der Ruf ihn als engherzig und habsüchtig schildern wollte, schien doch gerade seine Bewerbung um das mittellose Mädchen mit dieser Nachrede in Widerspruch zu stehen. War jene herzgewinnende Anmuth ihm versagt, womit eine Mädchen-Phantasie den Gegenstand der künftigen Wahl auszustatten pflegt, gehörte doch seine Erscheinung keineswegs zu den abschreckenden und Frau Waller glaubte, im harmlosen Vertrauen auf des Mannes Werth und Güte, das Wohl des einzigen Kindes mit Sicherheit in seine Hand legen zu können.

Die Tante, welche Fernau zu beerben hoffte, lebte in einem Städtchen, nur einige Stunden von

Florentinens Wohnort entfernt. Es war berühmt durch ein Volksfest, welches alljährlich in der schönsten Sommerzeit dort gefeiert wurde und welchem aus den nahe umherliegenden kleinen Fürstenthümern zahlreiche Theilnehmer zuzuströmen pflegten. Auch Frau Waller, die Bekannte dort hatte, gönnte der Tochter gern das Vergnügen dieses kleinen Ausflugs, und hierauf gründete Fernau den Plan, Mutter und Tochter bei solcher Gelegenheit mit der Tante bekannt werden zu lassen. Ihm war dies wichtig, denn er wollte jedenfalls die Wahl der künftigen Braut von dem Ausspruch der Tante, der er viel zu verdanken hatte, abhängig machen, und so hatte sich's denn gefügt, daß etwa um sechs Monate früher, als jener Sylvester-Abend uns im Stübchen der Frau Waller fand, dieselbe mit Florentinen zu dem Volksfest nach der kleinen Stadt W. gefahren war. Nur auf der Mutter dringendes Zureden ging Florentine in Fernau's Wunsch ein, sie mit seiner Tante bekannt zu machen. Es lag für ihr Gefühl etwas unendlich Peinliches darin, wie denn überhaupt aus Fernau's ganzem Wesen weit mehr das Verlangen sprach, sie zu besitzen, als der Wunsch, sich ihr werth zu machen, und sein Bewerben hatte in des Mädchens Herzen bis jetzt noch nicht den leisesten erwiedernden Anklang geweckt.

Demoiselle Fernau war in jenem Alter, welches Damen, die es im unverehlichten Stande erreichen, den unerfreulichen Titel der alten Jungfer zu erwerben pflegt. Sie war groß, ernst und von entschiedenem Benehmen, welches jedoch von einer wohlklingenden Stimme und feinen gesellschaftlichen Formen angenehm gemildert ward. Es konnte nicht auffallen, daß Fernau seine Bekannten ihr zuführte, da dies in einem Zeitpunkt, wo der einzige Gasthof des Städtchens überfüllt war, oft auch von andern ihr befreundeten Personen geschah, und so fanden beide Frauen, als sie in Fernau's Begleitung zu ihr eintraten, sie von einem zahlreichen Kreis Besuchender umgeben und wurden freundlich, obwohl ohne Auszeichnung, von der Dame empfangen. Nur zuweilen und gleichsam verstohlen, ruhte ihr Blick mit dem Ausdruck eines prüfenden Wohlwollens auf Florentinen, und der kurze Besuch endete mit der Einladung zum folgenden Mittag, wo die Tante, nach alt hergebrachter Gewohnheit, ein festliches Mahl zu geben pflegte, was von dem Neffen jedoch in einer krittelnden Laune sonst immer mit Eifer war getadelt worden.

Florentine, wohl fühlend, daß sie einer gefürchteten Entscheidung für diesmal noch entgehen werde, war in der muntersten Stimmung und nahm sich vor, der langersehnten Jugendlust im Kreise fröh=

licher Gespielinnen sich um so ungestörter zu erfreuen. Der heiterste Sommer-Nachmittag begünstigte die Feier des Volksfestes, an welchem in jener Gegend auch die höhern Stände Theil zu nehmen nicht verschmähten. Florentine lustwandelte vergnügt in einem Kreise fröhlicher Mädchen und junger Frauen zwischen den schattigen Baumgruppen, die den freundlichen Platz des Volksfestes verschönerten. Sie traten jetzt, dem herkömmlichen Brauch sein Recht widerfahren zu lassen, zu einer Spielbude und beschlossen, um eine schöne Tasse, die durch die geschmackvolle Neuheit ihrer Form die Aufmerksamkeit des jugendlichen Kreises erregte, das Glück der Würfel zu versuchen. Bald kamen der weiblichen Bekanntinnen mehrere herbei, zuletzt aber trat auch ein feingekleideter junger Mann herzu, der, die Gesellschaft musternd, schon ein Weilchen in der Nähe gestanden hatte, und bat mit gewählten Worten, daß ihm vergönnt seyn möge, an dem Spiele Theil zu nehmen. Die Bitte ward gewährt, das Spiel begann und nicht lange, so schien der Glückswurf Achtzehn Florentinen in den unbestrittenen Besitz des zierlichen Prachtstücks setzen zu wollen. Doch eine Laune der Glücksgöttin verkehrte plötzlich die Freude in Zweifel, denn der junge Fremde, an welchen zuletzt die Reihe kam, ließ die gleiche Zahl dem Glücksbecher entrollen.

„Sie müssen Beide noch einmal spielen!" rief achselzuckend der Kaufmann, indem der Fremde mit ehrerbietigem Wesen und den Worten: „Möge das Glück Ihnen hold bleiben!" dem zögernden Mädchen den Glücksbecher darreichte.

„Zwölf!" schallte es jetzt, als die Würfel fielen, doch abermals lächelte Fortuna launisch und ließ dem Wurf des Fremden vierzehn entrollen. Alle schwiegen und blickten bedauernd auf das schöne Geräth, welches der Kaufmann dem Fremden als nunmehrigem Besitzer hinreichte. Dieser aber wandte sich zu Florentinen und sagte mit feinem Lächeln und edlem Anstande: „Das Glück ist zwiefach günstig gegen mich, indem es mir Gelegenheit giebt, eine seiner ungerechtesten Launen zu verbessern. Ich bin ein Fußreisender, zu dessen Gepäck dieses zerbrechliche Prachtstück eine so unbequeme als unpassende Zugabe seyn würde. Seyn Sie also gütig und nehmen aus meiner Hand, was ohne mein Dazwischenkommen Ihr unbestrittenes Eigenthum gewesen wäre."

„Nicht doch!" rief Florentine mit Empfindlichkeit. „Beharren Sie auf der Weigerung, so lassen wir lieber unter Allen das Spiel noch einmal beginnen."

„Sie strafen mich hart", entgegnete der Fremde, „jedoch nicht unverdient, wie ich gestehe, für einen

allerdings unpassenden Scherz, den ich, der Nachsicht und Güte des schönen Geschlechts vertrauend, mir heraus zu nehmen wagte. Denn bekennen muß ich es jetzt, dieser Wurf wurde im Einverständniß mit diesem Herrn" — auf den Kaufmann deutend — „von mir geschickt verfälscht, um Ihr Interesse an dem Glücksspiel zu erhöhen." Der Kaufmann bejahte mit Lachen den Vorgang und bemerkte noch: er habe geglaubt, Personen, die einander genau bekannt wären, vor sich zu sehen und vorausgesetzt, es gelte einen gesellschaftlichen Scherz.

„Sie sehen jetzt", nahm der Fremde von Neuem das Wort, indem er sich an Florentinen wandte, „daß der Besitz der Tasse Ihnen mit vollem Recht zusteht. Diese Gabe aber an die Armen des Orts möge bei der achtbaren Gesellschaft die Schuld versöhnen, welche ich durch diesen Eingriff in den Gang eines öffentlichen Spiels, obschon in scherzhafter Absicht gewagt, auf mich lud."

Er legte zwei Goldstücke auf den Tisch des Verkäufers, verbeugte sich mit edelstolzem Anstande gegen Florentinen und war im Nu unter der Unzahl von Gaffern verschwunden, welche die Glücksbude umdrängt hielten.

Die beiden blanken Fürsprecher ermangelten denn auch nicht, eine so beredte, als erfolgreiche Entschuldigung für den Verschwundenen zu führen,

daß selbst die Aelteren und Besonnenern unter den Anwesenden nur mit leichtem Kopfschütteln die seltsame Keckheit bestaunten, während seine schöne vollendete Gestalt und sein feiner Anstand die Mehrzahl der Frauen für ihn gewannen.

Indessen war auch Fernau, den ein Bekannter festgehalten, herzu getreten. Er wünschte Florentinen Glück zu dem Gewinn, den diese noch immer verstummt und betroffen in der Hand hielt; als er aber erfuhr, wie es damit zugegangen, eiferte er heftig und schien zu wünschen, daß sie dem Gewinn entsagen möchte. Sie selbst hatte wohl Aehnliches gedacht; sonderbarer Weise aber schien grade Fernau's fast wie ein Befehl klingender Vorschlag sie umzustimmen und ihr Vergnügen an dem Besitz des zierlichen Gegenstandes erst recht zu steigern. Sie erklärte mit einer Freimüthigkeit, die ihr sonst nicht eigen: die That des Fremden sey wohl nur ein Scherz gewesen, den ein Reisender an einem fremden Orte und bei einer Gelegenheit, die gleichsam eine Art von Masken=Freiheit gestatte, sich ja allenfalls erlauben dürfe, zumal wenn er das dabei in Frage stehende Unrecht so offen bekenne und so freigebig vergüte.

Doch selbst die Freigebigkeit diente bei Fernau, den Fremden zu verdächtigen. Nur Thoren, meinte er, oder Verschwender könnten so mit dem Gelde

spielen und der junge Herr möge wohl, was er so schnöde vergeude, nicht eben auf dem besten Wege erworben haben. Dieselbe Meinung äußerten nun noch mehrere von den jetzt auch herbeigekommenen Männern. Sie lachten der weiblichen Leichtgläubigkeit und der Neigung des schönen Geschlechts zum Ungewöhnlichen, welches die Frauen fort und fort dergleichen Täuschungen aussetze. Fast Alle erklärten den Kecken für einen Betrüger und Falschspieler, oder sonstigen Abenteurer, der auf gut Glück reise und nur Wenige mochten, der eignen Jugendstreiche eingedenk, ihn für einen reisenden reichen Studenten oder Ausländer halten, den die Eitelkeit, im Bunde mit einem angenehmen Aeußern, zu einer Unbesonnenheit verleitet. Man beschloß sogar, ihn aufzusuchen und zur Verantwortung zu ziehen. Das aber blieb unmöglich, so viel Mühe auch besonders Fernau sich deshalb gab, der zu dem Zweck sich Gestalt und Kleidung des Fremden auf das Genauste beschreiben ließ. Ihn hielt dies Bestreben für den Rest des Tages von Florentinen fern, die, der Vernachlässigung innerlich froh, sich nun dreister mit den Gespielinnen ergötzte, in deren Kreise der räthselhafte junge Mann, sein seltsames Erscheinen und Verschwinden, fast ausschließlich der Gegenstand der Unterhaltung blieb.

Das Gastmahl der Tante brachte am folgenden Tage den Assessor Fernau wieder an Florentinens Seite. Er war diesmal, wiewohl auf seine Weise, zuvorkommend bemüht, sich ihr angenehm zu machen, wozu der gefällige Ausdruck, mit welchem die Blicke der Tante von Zeit zu Zeit auf dem Mädchen ruhten, seinen Muth beflügelte. Aber in Florentinens Augen kleidete ihn das noch weniger als sein gewöhnlicher, etwas abstoßender Ernst. Sie fühlte sich mehr als jemals ihm entfremdet und ward in eben dem Maaße einsilbiger und stiller, als sein Bestreben, sie zu unterhalten, sich steigerte, und ein heftiges Kopfweh, welches sie ihrer Versicherung nach bis zur Betäubung quälte, mußte endlich den Vorwand leihen, aufzustehen, um durch einige Minuten Entfernung stille Erholung zu suchen. Die Tante rieth ihr theilnehmend, in den Garten hinunter zu gehen und empfahl ihr besonders ein kühles Plätzchen unter einer dichtbelaubten Linde, in dessen Schatten sie selbst in ähnlichen Anwandlungen jedesmal die erquicklichste Ruhe zu finden pflege. Florentine befolgte den Rath. Der Garten dehnte sich weit hinter dem Wohnhause hin, bis zu einer uralten Mauer, die an einen Wall stieß, ehemals die Befestigung des Städtchens, an dessen äußerstem Ende das Haus der Tante lag. Hier stand die große Linde, ihre schattenden Zweige über die Mauer

hinausbreitend; ein erhöhter Sitz bot eine freundliche Aussicht über den Wall in eine heitere Landschaft und über den ganzen weitläufigen Garten. Florentine erreichte, von der reinen Luft wohlthuend angehaucht, dies liebliche Plätzchen; doch nicht gestimmt, sich seiner Reize zu erfreuen, sank sie vielmehr in dem Gefühl, hier recht allein, recht von der lästigen Gesellschaft fern zu seyn, auf den Ruhesitz nieder, verhüllte ihr holdes Köpfchen in beide Hände und brach in unaufhaltsame Thränen aus, von Ausrufungen begleitet, womit ein vom innern Kampfe bewegtes Herz sich Luft zu machen pflegt.

Da rauschte es über ihr in den dichten Zweigen und regte sich, und mit behendem Sprunge glitt ein Mann herab, in welchem sie auf den ersten Blick den räthselhaften Fremden von gestern erkannte. Er trat mit flehender Geberde auf das erbleichte Mädchen zu, welchem, von jähem Schreck gefesselt, die Sprache versagt blieb, und sagte mit weichem Ton: „Darf ich Verzeihung hoffen für diese scheinbar sehr unzarte Ueberraschung, die ich einzig mit dem Drange entschuldigen kann, nicht der verstohlene Zeuge eines Kummers werden zu wollen, der nur in der Einsamkeit laut zu werden glaubte."

Florentine hatte sich indeß wieder gesammelt. Sie warf einen Blick auf den Fremden; er schaute ihr bittend, doch mit einem Ausdruck edler Offen-

heit in's Gesicht, wodurch sich, sie wußte nicht wie, das Mißtrauen verscheuchte, welches die Art seines Erscheinens hervorbringen mußte.

„Sie haben mich sehr erschreckt, mein Herr!" sagte sie endlich. „Ich glaubte mich freilich allein an einem Orte, wo ich keine Zeugen, am wenigsten aber Sie vermuthen konnte."

„Es ist das Unglück meines Lebens", erwiederte er, „daß ich nicht sagen kann, warum ich hier bin, noch wie ich hierher komme, und nie hab' ich dies schmerzlicher gefühlt, als in diesem Augenblick, indem der still gehegte Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, in Erfüllung geht. Doch vermögen Sie, auch ohne andres Zeugniß als das Wort eines Mannes, der noch nie falsch betheuerte, an seine Rechtlichkeit zu glauben, dann wird die Versicherung genügen, daß Gründe, die mit Tugend und Ehre nicht in Widerspruch stehen, mich hierher geführt und selbst jetzt in diesem Versteck verborgen hielten."

Es lag eine Ueberredung in dem Wesen des jungen Mannes, die seinen Worten den Weg bahnte, so daß er ohne Unterbrechung fortfuhr: „Es ist nicht mein Geheimniß, das ich preis geben würde, wollt' ich den Zusammenhang von dem Allen offenbaren, sondern das einer theuren Person, deren Ruhe mir heilig seyn muß. Forschen Sie daher, ich bitte, weiter nicht nach meiner flüchtigen Erscheinung —

aber — und die Bitte kommt aus einem tief bewegten Herzen — zürnen Sie ihr auch nicht!"

Florentine schwieg, aber zum Zeichen, daß sie nicht zürne, ließ sie es geschehen, daß er ihre Hand mit ehrfurchtsvoller Innigkeit an seine Lippen drückte. Da sprach er, schmerzlich bewegt: „Morgen, wenn der Tag wieder glänzt, bin ich entfernt und bald genug wird die Zeit das Bild des namenlosen Flüchtlings aus Ihrer Erinnerung entschwinden lassen! Möge denn die Zukunft, so unsicher für mich, Ihnen nur heitre Stunden bringen und auf dem geebneten Wege der Pflicht und Tugend täglich für Sie neue Kränze winden!" — Er lächelte traurig bei diesen Worten und sein Auge schien in dem ihrigen eine Antwort zu suchen. Da wurden Stimmen laut am Eingange des Gartens und Florentine strebte, die Mutter hörend, sich abzuwenden. Er aber flüsterte mit leisen Tönen: „Leben Sie wohl auf immer, theures Mädchen, leben Sie beglückt!" und plötzlich mit Leichtigkeit sich auf die, wenige Schritte entfernte Gartenmauer schwingend, war er im nächsten Moment aus den Blicken des bestürzten Mädchens verschwunden.

In dem Eßsaale oben war unterdeß der Abenteurer von gestern der Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen, und indem Einige von der Gesellschaft ihn für einen berühmten Taschenspieler hielten,

der ein Probestückchen seiner Kunst gegeben habe, wollten Andre ihn für einen incognito Reisenden von hohem Stande gehalten wissen, der nur seinen Namen hätte nennen dürfen, um auf der Stelle jeden Verdacht zu beseitigen.

Fernau nahm in dem Augenblick, als Florentine eintrat, das Wort, die letztere Meinung mit Heftigkeit bestreitend, und sagte mit Nachdruck: „Sicher hat es mit dem Patron irgend eine andre Bewandniß; ich hoff' auch, der Sache noch auf die Spur zu kommen, an meinen Bemühungen deshalb soll es wenigstens nicht fehlen."

Florentine bebte vor innerer Bewegung bei diesen Worten und ihre Augen suchten die Wirthin, ob in deren Zügen etwas von der Mitwissenschaft um den seltsamen Gast, den ihr Garten noch so eben beherbergt hatte, möchte zu lesen seyn. Demoiselle Fernau jedoch neigte sich mit ruhiger Heiterkeit zu dem Mädchen und fragte theilnehmend: ob ihr besser sey? Darauf aber, sich mit leichtem Scherz an den vornehmsten ihrer Gäste wendend, wußte sie unvermerkt dem Gespräch eine andere Richtung zu geben und des verfänglichen Gegenstandes ward ferner nicht gedacht. Auch verging der folgende Tag, ohne daß weiter des Flüchtlings Erwähnung geschehen wäre, den Florentine nun mit erleichtertem Herzen entfernt und Fernau's Nachforschungen, wie

sie hoffte, glücklich entrückt wußte. Sie kehrte auch bald darauf mit der Mutter nach ihrem Wohnort zurück. Wochen und Monate waren verstrichen und wir fanden sie am Schlusse des Jahres bewegt bei den Resten jenes Erinnerungs-Pfandes, welches Fernau's Ungeschicklichkeit oder böse Laune zertrümmert hatte.

Einige Tage nach jenem Maskenfeste erschien Fernau bei Florentinen, um ihr eine schöne Tasse zu überreichen, zum Ersatz für jene, durch sein Versehen verunglückte. Doch zu seinem Schrecken mußte er eine weit köstlichere auf dem leer geglaubten Platze wahrnehmen, die gleich am Neujahrsmorgen, sammt einem Gedicht, von unbekannter Hand auf geheimnißvolle Weise war übersandt worden. Das Gedicht enthielt artige Strophen in Form eines Glückwunsches zum Neujahr und war in der Voraussetzung, es komme von Fernau, von dem Mädchen nur sehr flüchtig überblickt worden. Jetzt, aufmerksamer gelesen, zeigte sich, daß es voll witziger, beißender Züge auf den Urheber jenes Unfalles war, der, indem er sich selbst anzuklagen schien, sich auch keinesweges schonte und ein Bild von sich aufstellte, dessen karrikirte Züge das volle Gewicht des Lächer-

lichen auf Den werfen mußten, dem ein Andrer eine solche Selbstschilderung in den Mund legte.

Fernau legte das Blatt erbleichend und mit verächtlichem Lächeln aus der Hand. Mutter und Tochter, jetzt erst den Mißgriff erkennend, den sie gemacht, suchten ein unbefangenes Gespräch anzuknüpfen. Es gelang auch leidlich genug; als aber Fernau sich entfernte, geschah es nicht ohne den Vorsatz eines unauslöschlichen Hasses gegen den Dichter, in welchem, obgleich die Handschrift verstellt und unkenntlich war, er doch keinen Andern als Sonnenberg voraussetzte, der gewagt hatte, ihn so vor den Frauen zu demüthigen, gegen die ein gewisses geistiges Uebergewicht zu behaupten bisher sein Stolz gewesen war. Er wußte wohl, daß wer mit Absicht haßt, auch unversöhnlich ist, und er durfte, wie weitaussehend die Gelegenheit sich zu rächen für jetzt auch seyn mochte, sich nicht erst vornehmen, sie dennoch finden zu wollen.

Seine Aufmerksamkeit für Florentine blieb übrigens dieselbe, was von der Mutter, nach der ihm widerfahrenen Kränkung, ihm doppelt hoch angerechnet wurde, und sie bewog, Alles aufzubieten, um ihre Tochter zu Gunsten eines so beharrlichen Anbeters zu stimmen. Wenn er gleichwohl mit einer endlichen Erklärung noch immer zögerte, so schien dies keinen andern Grund zu haben, als sich zuvor

der Aussicht auf die Erbschaft der Tante vollkommen zu versichern. Er selbst deutete mehrmals darauf hin, daß er damit umgehe, die Tante zu gewissen, für sein Lebensglück höchst wichtigen Schritten zu stimmen. Er reiste öfter als sonst hin, sie zu besuchen, immer aber kam er in verdrießlicher Laune zurück; die Schwächen und der Eigensinn alter Personen, insonderheit alter Jungfern, waren dann nicht selten der Gegenstand seiner bittern und unzarten Glossen.

Hauptmann Sonnenberg gewahrte indeß in seinem Verhältnisse zu der schönen Julie die glücklichsten Fortschritte. Einige gehaltreiche und wichtige Arbeiten in seinem Fache hatten den Vater für ihn aufmerksamer gemacht; er behandelte ihn wohlwollend, öffnete ihm sein Haus, und schien sich vorzugsweise in der Gesellschaft des geistreichen Mannes zu gefallen. Bald schien es auch, als werde es unter dem Schutz eines so angesehenen Beamten ihm nicht fehlen können, in Kurzem zu einer Anstellung zu gelangen, die ihm gestattete, sich um die Hand der schönen Julie bei ihrem Vater zu bewerben. Sonnenberg's Freunde wünschten ihm bereits Glück dazu, während Fernau nur um so rühriger dem geheimsten Treiben des Hauptmanns nachspürte, um eine Gelegenheit zu finden, ihm eine Falle zu stellen, oder wenigstens Verdruß zu bereiten.

Sie ward auch gefunden. Es hatten sich damals unter den Jünglingen deutscher Hochschulen Spuren überspannter Verbindungen gezeigt. Einige von den Theilnehmern daran hatte man verhaftet, andere, meistens junge Männer aus angesehenen Familien, waren von der Universität eines benachbarten Staates flüchtig geworden. — Die Verhafteten gestanden ohne viele Umstände, Mitglieder eines Bündnisses gewesen zu seyn, welches jedoch bloß wissenschaftliche und literarische Bestrebungen, unter Formen der Freimaurerei ähnlich, zum Zwecke gehabt. Sie bezogen sich hierbei auf einen Mitgenossen ihres Bundes, der gewissermaßen das Oberhaupt desselben gewesen, und im Besitz aller darauf Bezug habenden Papiere sey. Dieser, Namens Wild, hatte schon etwas früher, angeblich einer Vergnügungsreise wegen, die Universität verlassen und war nicht wiedergekehrt. — Alle Bemühungen, eine Spur von ihm zu erlangen, blieben um so eher vergeblich, als nun schon fast ein Jahr seit seinem Verschwinden verfloß. So konnte leicht das Gerücht entstehen, ein junger Mann sey in der Gegend, bis zu welcher man eine dunkle Spur des Wild verfolgt, als Mitwisser wichtiger Geheimnisse und Oberhaupt einer gefährlichen Verbindung von seinen Verbündeten heimlich ermordet worden, weil man Ursache gehabt zu vermuthen, er werde das

ganze Geheimniß entdecken. Zwar blieb Alles im Dunkel verworrener Gerüchte und Muthmaßungen eingehüllt, indem dieser Wild keine Angehörigen zu haben schien, die ein Interesse hatten, ihm nachzuforschen. Die Verhafteten gestanden auch nur: nie etwas Näheres von seinen Familien-Verhältnissen gehört zu haben, obschon Alle darin übereinstimmten, daß er im Besitz reicher Wechsel gewesen sey.

Waren nun diese Umstände wohl geeignet, den Verschwundenen zu verdächtigen, so war dies auch in gleichem Maaße der Fall mit den verhafteten jungen Männern, und die Justiz-Behörde nahm Veranlassung daraus, ihre Haft zu schärfen und sie überhaupt mit mehr Strenge zu behandeln als anfänglich. — Tageblätter und Zeitschriften tadelten dies mit Heftigkeit; Sonnenberg war Mitarbeiter an einem dieser Blätter, und daß Er der Verfasser einiger der darin enthaltenen gediegenen Aufsätze war, die zugleich mit treffendem Witze gegen Personen jener Behörde gerichtet waren, konnte für Fernau nicht zweifelhaft bleiben; er benutzte diesen ihm willkommenen Umstand sofort zu einer geheimen Anzeige an jene Behörde und hatte die Freude, zu erfahren, daß Sonnenberg einen Verweis erhielt, sammt der Ermahnung, in Zukunft vorsichtiger zu seyn.

Fernau zögerte endlich nicht länger mit der bestimmten Bewerbung um Florentinens Hand. Er hatte geglaubt, der Tante, die das Mädchen schien lieb gewonnen zu haben, sich hierdurch wohlgefällig zu machen, und sie um so eher zu dem von ihm so sehnlich gewünschten Schritt einer für ihn günstigen Testaments-Verfügung zu bewegen. — Seine Erklärung ward von der Mutter freudig, von der Tochter nur duldend aufgenommen. Sie hatte den mütterlichen Wünschen sich gefügt, und gab unter Thränen ein vorläufiges Ja, dem ein feierliches Verlöbniß in einigen Tagen folgen sollte.

Dieser wichtige Tag war erschienen. Florentine hatte ihn mit Gebet und Thränen, den Bräutigam aber mit freundlicher Fassung begrüßt; denn sie hatte sich selbst zu besiegen und den Vorsatz zu erringen gesucht, dem neuen Bunde und seinen Pflichten fortan ganz anzugehören. Doch war es nicht das Entzücken, die holde Braut nun sein zu nennen, was heute aus Fernau's Zügen sprach. Er schien vielmehr zerstreut, befangen, und blickte mit steigender Ungeduld aus dem Fenster, dem Wagen der Tante entgegen, welche zu dem Feste zu kommen versprochen hatte, falls eine Unpäßlichkeit, wovon sie seit einigen Tagen befallen, sich nicht verschlimmern und die Reise verhindern würde. Fernau's Unruhe und seine Besorgniß dieserhalb stieg immer

mehr, je näher die Stunde rückte, in welcher die Gäste erwartet wurden. Da kam eine Botschaft des Pfarrers aus W. an Fernau. Derselbe meldete im Namen der Demoiselle Fernau, daß ihre Krankheit sich plötzlich verschlimmert und die Reise unmöglich gemacht habe. Sie wünsche indeß dem Brautpaar von Herzen Glück, und hoffe in Kurzem so weit hergestellt zu seyn, die Braut in deren Wohnort besuchen zu können.

Fernau rief schreckenbleich, indem er dies las, nach einem Wagen, und betheuerte: auf der Stelle selbst hinüberfahren und sich von dem Befinden der Tante überzeugen zu müssen. Auch vermochte weder der Mutter Zureden, noch die Empfindlichkeit der Braut, noch selbst der Eintritt anlangender Gäste, ihn davon abzubringen. Er entschuldigte bei Letzteren mit der Wichtigkeit des Anlasses die Störung des Festes, dessen froh zu werden der gefahrvolle Zustand einer so theuren Verwandten ihm auf keine Weise gestatte, umarmte hierauf flüchtig die Braut und verschwand, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihn aufzuhalten.

Einige Zeit hindurch war der Zustand der Kranken der nämliche geblieben; doch schien die Aufmerksamkeit des Neffen sie mehr zu belästigen als zu freuen. Als er nach Verlauf einiger Tage von seinem Chef förmlich Urlaub erbat, um sich, wie er

sagte, ihrer Pflege ganz widmen zu können, ward sie fast ärgerlich und meinte: sie würde, wenn sie seiner bedürfe, ihn schon zu rechter Zeit rufen lassen; an zweckmäßiger Pflege aber lasse ihre alte treue Dienerin es so wenig fehlen, daß in dieser Hinsicht ihr nichts zu wünschen übrig bleibe. Fernau indeß ward von solchen Reden nicht verscheucht. Er äußerte sich nur bedauernd gegen den Pfarrer über die Eigenheiten alter Personen und sprach mit Eifer von der Pflicht, sich denselben in Geduld zu fügen und auf keine Weise sich dadurch in den Erweisungen treuer Anhänglichkeit stören zu lassen; eine Gesinnung, welche Letzterer denn auch, kraft seines Amts, nicht umhin konnte, zu beloben und gut zu heißen.

Einst saßen Beide im Zimmer der Kranken, ihr Erwachen vom Mittagsschlummer erwartend. Da fuhr dieselbe aus schweren Träumen auf, klagte über Beängstigungen und fiel, als diese den angewandten Mitteln in Etwas gewichen, in eine große Ermattung. Einige Stunden später rief sie den Neffen, sammt dem Pfarrer, an ihr Bett und sprach, sich an den Erstern wendend: „Ich halte mein Ende nicht mehr für fern und wünsche Dir ein Geheimniß zu offenbaren, welches Du besser noch aus meinem Munde, als, wie ich früher bestimmt hatte, nach meinem Tode und von einem Dritten erfahren

magst; denn dieser bewährte Freund ist seit Jahren in meinem Vertrauen. Wisse denn, ich war verheirathet und bin Mutter eines Sohnes. Es würde unnütz seyn, Dir die Gründe zu entwickeln, welche mich bewogen, den unglücklichen Mißgriff einer jugendlichen Neigung und seine Folgen in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen, da Dir später Alles klar werden dürfte. Aber ich fordre Dein Ehrenwort, daß Du eben so unverbrüchlich dies Geheimniß bewahrst, bis zu dem Zeitpunkt, den mein letzter Wille nennt, der, in die Hände dieses treuen Freundes niedergelegt, Dich und ihn zu Verwaltern meines Nachlasses ernennt, bis Der erscheint, der nach Gesetz und Recht den ersten Anspruch darauf hat. Gieb mir die Hand darauf, dies treulich zu erfüllen!"

Sie streckte bei diesen Worten ihm die Hand entgegen, in welche der bestürzte Fernau, kaum wissend, ob er wache oder träume, die seinige zu legen nicht umhin konnte, während die tiefe Erschöpfung, womit die Kranke in ihre Kissen zurücksank, ihn jeder Erwiederung überhob.

Es dauerte lange, ehe Fernau sich überzeugen konnte, daß diese Eröffnung nicht ein Scherz gewesen, den die gute Tante sich mit ihm hatte machen wollen. Doch ihr bald darauf folgender Hintritt bekräftigte nur allzusehr den Ernst derselben, indem

noch ihre letzten abgerissenen Reden ihn an die Erfüllung seiner Zusage mahnten. Nach ihrem Tode theilte ihm auch der Geistliche mit, was die Verblichene ihm mündlich über die Geschichte ihrer Jugend anvertraut, obgleich es das Dunkel derselben nur unvollständig aufklären konnte.

Sie war nach dem Tode ihres Vaters in einem entfernten und stark besuchten Badeort gewesen. Hier machte sie die Bekanntschaft eines deutschen Edelmannes, der sich im Gefolge eines sehr angesehenen russischen Fürsten befand. Er war ein Mensch von ausgezeichneter Schönheit, talentvoll und liebenswürdig; aber er war arm und von dem reichen Fürsten abhängig, der die Liebhaberei seiner vornehmen Landsleute theilte, schöne und talentvolle Personen in einer Art von Ehrendienst zu halten.

Das nicht mehr ganz jugendliche Mädchen fand sich von der Auszeichnung geschmeichelt, welche der schöne Mann ihr erwies, und als sich diese bis zu einem Heirathsantrag steigerte, willigte sie freudig ein und hatte auch nichts dawider, daß die Trauung in Wien vollzogen werde, wohin der Fürst sich jetzt begab, um später nach Ungarn zu reisen, wo die Fürstin eine Schwester, die dort verheirathet war, besuchte. Der junge Ehemann wollte, wie er seiner Gattin verheißen, nur noch diesmal den Fürsten begleiten, dann aber sein Verhältniß bei demselben auflösen

und sich mit seiner Frau nach Deutschland begeben. Sie blieb in Wien. Doch während sie mit Sehnsucht auf Nachricht von dem Gatten wartete, ward ihr die Kunde, er sey auf der Jagd erschossen worden.

Als der erste Schmerz vorüber, beschloß die Wittwe, sich zu der im nördlichen Deutschland lebenden Familie ihres Gemahls zu begeben, wo sie hoffen mochte, durch ihren Reichthum eine gute Aufnahme zu finden. Da kehrte ein deutscher Diener ihres Gemahls aus Ungarn zurück, und was er ihr mittheilte, änderte ihren Plan. Sie erfuhr jetzt, daß der Verstorbene seit lange der insgeheim begünstigte Liebhaber der Fürstin gewesen, daß die Heirath mit ihr nur zum Deckmantel dieses Verhältnisses dienen und den Fürsten, der Verdacht geschöpft, hatte täuschen sollen. Doch war seine Aufmerksamkeit, einmal angeregt, so leicht nicht einzuschläfern. Er gerieth auf der Reise in Ungarn leicht auf die Spur strafbarer Zusammenkünfte der Liebenden und war wohl selbst der Schütze gewesen, welcher den Liebhaber in die andere Welt beförderte. Was der treue Diener von den Briefschaften und Papieren seines Herrn der Wittwe überbrachte, bestätigte diese Aussage und sie konnte klar übersehen, wie sie getäuscht worden war. Von tiefer Empörung ergriffen, beschloß sie, das ganze Ereigniß in ewige

Vergessenheit zu begraben und selbst die Entdeckung, daß sie Mutter werden würde, konnte sie nicht in diesem Entschluß wankend machen; denn sie war eine Frau festen, thatkräftigen Sinnes und fühlte sich tief in ihrem innersten Seyn, in ihrer weiblichen Würde verwundet; darum sollte auch das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, nur ihr allein angehören und nie den Namen dessen tragen, der sie so schmählich hintergangen.

Mit Hülfe der treuen Hanne, die schon damals in ihrem Dienst, ward es ihr, bei ihrer ganz unabhängigen Lage, nicht schwer, in einer kleinen süddeutschen Stadt sich verborgen zu halten, bis ihre Niederkunft erfolgte, und den Knaben, dem sie das Daseyn gegeben, für seine ersten Jahre sicher unterzubringen. — Sie kehrte hierauf nach ihrem Geburtsort zurück und lebte daselbst unangefochten als Demoiselle Fernau fort; denn auch nicht die leiseste Spur von dem Ereignisse, welches ihr Leben getrübt und verbittert hatte, drang in das entlegene Städtchen.

Mit Hülfe des Predigers, dem sie sich jetzt anvertraute, kam der Knabe nach einigen Jahren in eine vorzügliche, aber weit entfernte Erziehungs-Anstalt, wo er sich vortheilhaft an Geist und Körper entwickelte. Nur ein paarmal, und immer am dritten Ort, gestattete sie sich die Freude, ihr Kind zu sehen. Als er aber, zum Jüngling gereift, im Be-

griff war, eine Universität zu besuchen, gab sie sich ihm als Mutter zu erkennen, den Namen seines Vaters jedoch, sammt den Umständen ihrer kurzen Ehe, wollte sie ihm erst entdecken, wenn er das Alter der Mündigkeit erreicht haben würde; dann erst hielt sie ihn für gereift genug zu solcher Mittheilung. Der Berechnung des Geistlichen nach mußte dieser Zeitpunkt vor Kurzem eingetreten seyn; doch ob die Verstorbene ihr Vorhaben ausgeführt, ob eine Zusammenkunft zwischen Mutter und Sohn statt gefunden, darüber hatte er nichts erfahren; nur ließ der stille Gram der Erstern und ihre trübe Stimmung ihn vermuthen, daß der Erfolg ein anderer gewesen seyn müsse, als den sie gehofft, und die gänzlich umgestalteten Anordnungen ihres letzten Willens schienen anzudeuten, daß der junge Mann sich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, von ihr getrennt haben müsse.

Diesen Mittheilungen folgte bald darauf die Eröffnung des Testaments. Es ernannte den Prediger, unter Fernau's Beistand, zum Verwalter des Nachlasses, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Universalerbe, welcher von Beiden gekannt sey, aber nicht näher bezeichnet war, erscheinen würde. Hiezu war ein Zeitraum von zwei Jahren nach dem Tode der Erblasserin festgestellt. Wäre der Erbe bis dahin nicht erschienen, dann sollte der Neffe zum Besitz

der Hälfte des Nachlasses gelangen, die andre Hälfte aber für den Abwesenden so lange verwaltet werden, bis nach Landes-Gesetzen eine Todeserklärung erfolgen dürfe, worauf sie alsdann ebenfalls dem Neffen oder dessen Erben zufallen könne. Bis zum Ablauf der ersten zwei Jahre sollte eine Rente aus dem Ertrage des Nachlasses die Curatoren für die Mühe der Verwaltung entschädigen; die alte Hanne aber, die ein bedeutendes Legat erhielt, unterdeß im Hause ihre Wohnung behalten und überhaupt in demselben bis dahin Alles in der gewohnten Ordnung bleiben.

Nach der Ansicht des Predigers mochten jedoch alle diese Verfügungen wohl nur für den schlimmsten Fall entworfen seyn, indem, wie er meinte, die Abgeschiedene gewiß nicht geglaubt hatte, so bald zu sterben, vielmehr die Zurückkunft des Sohnes während der gedachten Frist noch selbst zu erleben mit Sicherheit schien gehofft zu haben.

Verdüstert und wortkarg stand Fernau darauf nach langer Abwesenheit der Braut gegenüber. Er hatte in letzter Zeit wenig von sich hören lassen und aus seinen Briefen sprach unverhehlt der Verdruß und die Erbitterung über die verstorbene Verwandtin, gegen die er, als sie lebte, so viel An-

hänglichkeit vorgegeben. Mehrmals auch war darin von „ungewisser Zukunft", „vereitelten Hoffnungen", von „getrübten, in weite Ferne hinausgerückten Aussichten" die Rede; Aeußerungen, welche die Empfindlichkeit der Mutter gereizt, und in Verbindung mit Manchem, was bei dieser Gelegenheit von Fernau's Charakter bekannt geworden, ernste Besorgnisse über das Glück ihres Kindes in der Verbindung mit ihm bei ihr angeregt hatten.

Florentine fragte mit Theilnahme nach den letzten Stunden der Tante, welche sie lieb gewonnen; Fernau aber äußerte sich abstoßend und unter rohen Glossen über die Hingeschiedene, so daß ein Zwist sich entspann, der ihn zu Ausbrüchen der Heftigkeit verleitete, das Mädchen aber zu Thränen brachte. — Da trat die Mutter zu den Entzweiten. Mit einem Wink die Tochter entfernend, sprach sie sehr ernst zu dem Grollenden: „Die Unruhe und Sorge, worin die Verfügungen Ihrer Tante Sie zu versetzen scheinen und Ihre dadurch vermehrten Geschäfte lassen mich vermuthen, daß es Ihnen erwünscht seyn dürfte, die Verbindung mit meiner Tochter, welche nun ohnehin vielleicht in die Zukunft hinaus verschoben bleiben müßte, lieber gänzlich aufzulösen. Florentine giebt Ihnen daher Ihr Wort zurück, indem sie, überzeugt, nur Ihrem Wunsch damit zuvorzukommen, des eignen sich für entledigt hält."

Fernau's Züge hatten während dieser Worte einen ruhigen Ausdruck angenommen und mit der Haltung Eines, der sich unverhofft einer unangenehmen Mittheilung überhoben sieht, entgegnete er: „Ich will es nicht leugnen, daß meine Stimmung, durch die sonderbare Lage, in der ich mich jetzt befinde, zu gespannt und unruhig ist, als daß ich mich gesammelt genug fühlen sollte, um die wichtigen Verhältnisse des Haus- und Ehestandes mit Heiterkeit zu begründen. Gern hätte ich daher gesehen, wenn Sie — wenn Florentine — einen Aufschub der Verbindung sich hätten wollen gefallen lassen, dessen Dauer ich freilich nicht zu bestimmen vermag, da ich nicht wissen kann, in wie fern die Zukunft meine Lage noch vielleicht zu meinem Nachtheil ändert."

„Sie wissen freilich am besten", erwiederte Frau Waller, „was Ihre Lage Ihnen vorschreibt! — die meinige aber gebietet mir, über das Glück meines Kindes zu wachen und somit mag ich dasselbe einer Zusage nicht anvertrauen, auf welche die Umstände, wie ich sehe, mehr Einfluß üben, als ich erwartet hätte." — Sie verbeugte sich hierauf flüchtig, und sich aus dem Zimmer entfernend, blieb dem Entlassenen nichts weiter übrig, als nach kurzem Bedenken ein Gleiches zu thun.

Frau Waller und ihre Tochter hielten sich in stiller Zurückgezogenheit und wenn die Erinnerung

an die kürzlich gemachte Erfahrung sie auch zuweilen unangenehm berührte, lebte doch Florentinens Zufriedenheit um so kräftiger wieder auf unter dem Gefühl der gewonnenen Freiheit, und sie begann sich jetzt derselben mit neuem Jugendmuth zu freuen. Zwar war ein sanfter Ernst, eine milde Sinnigkeit an die Stelle des frühern unbefangenen Frohsinns getreten, aber die Anmuth des lieblichen Kindes büßte nichts dabei ein von ihrem Zauber, und wem sonst das holdblühende Mädchen gefallen hatte, der fühlte sich jetzt von der anziehenden Jungfrau gefesselt und festgehalten.

Doch vergebens warben die Huldigungen der Männer um Florentinens Herz und Neigung; sie wies in Bestimmtheit alle zurück und hatte, da die Mutter seit der Begebenheit mit Fernau ihr freie Wahl zu lassen versprochen, mehr als einen Antrag mit der Erklärung abgelehnt, sie fühle keine Neigung zur Ehe. — Um so inniger gab sich ihr Herz den Gefühlen einer zärtlichen Freundschaft für die schöne Julie hin. Diese war jetzt, mit des Vaters Zustimmung, die erklärte Braut des Hauptmann Sonnenberg. Er hatte, theils durch die Verwendung des Präsidenten, so wie auch durch den Einfluß einiger bedeutender Männer, mit denen er früher befreundet gewesen, eine ehrenvolle Anstellung in dem Nachbarstaat erhalten, in dessen Heere er während

der Feldzüge gedient, und durfte mit Grund auf immer weitere Beförderung rechnen. Zwar hielt seine neue Stellung ihn nun von der geliebten Julie und deren Wohnort fern, aber ein lebhafter Briefwechsel bot den Liebenden Ersatz, und die nächste Weihnachtszeit, wo Sonnenberg zuerst eine etwas längere Muße seinen Dienstgeschäften abzugewinnen hoffen konnte, war vorläufig zur Feier ihres Hochzeitfestes bestimmt.

Florentine theilte der Freundin Glück und ihre heitern Träume einer freudenhellen Zukunft; doch wollte das eigne Herz mitunter eine unklare Sehnsucht, ein stiller Trübsinn dabei beschleichen und sie rief nicht selten vergebens den leichten Sinn zurück, der sonst ihr Antheil gewesen war; ach, ihr brachte dann auch nur zu oft die Erinnerung jenen, an sich so geringfügigen Anlaß zurück, der ihren Frieden zuerst getrübt hatte und es war ihr dann, als ob eine bekannte wehmüthige Stimme ihr aus weiter Ferne zuriefe: „Lebe wohl, Florentine, auf immer!"

Unter diesen Verhältnissen war der Sommer verstrichen, die Tage begannen sich zu kürzen und die Nächte mit kühlerem Hauch das Laub der Bäume zu entfärben. Da traf plötzlich die Nachricht ein, daß in dem Staat, welchem Sonnenberg jetzt diente, zwei Männer in angesehener Stellung in der Provinz verhaftet und nach der Hauptstadt gebracht worden seyen. Sonnenberg war mit Beiden, aus

seinen ehemaligen militairischen Verhältnissen, näher bekannt, mit Einem von ihnen genau befreundet gewesen, ja, man hatte in Erfahrung gebracht, daß er noch kurz vor seiner gegenwärtigen Anstellung ihn in dessen Wohnort besucht und einige Wochen bei ihm zugebracht hatte. Grund genug, um im Verein mit manchen in Geheim über ihn eingegangenen Nachrichten auch ihn verdächtig zu machen. Er ward fürerst von seinem Amte suspendirt und bald darauf verhaftet. Die unglücklichen Umtriebe hatten sich erneuert und diesmal verfuhren die Regierungen mit geschärfter Strenge.

Die arme Julie war schwer getroffen von diesen Ereignissen, welche alle ihre Hoffnungen einer glücklichen Zukunft auf immer zu vernichten drohten, und so fest sie selbst von Sonnenberg's Unschuld und seiner rechtlichen Gesinnung überzeugt seyn mochte, mußte sie doch diese von einigen seiner sogenannten Freunde in Zweifel gezogen sehen, auch wurden manche Witzworte in Erinnerung gebracht, welche dem Unvorsichtigen in unbewachten Augenblicken entfallen waren und die jetzt als Beweise seiner schlimmen Richtung dienen sollten. Ja, ihr ward außer den Kränkungen, womit lieblose Neugier und niedere Schadenfreude der sonst Gefeierten wehe thaten, auch der Schmerz, in dem eigenen Vater, der ein strenger Patriot und eifriger Staatsdiener, jedoch nicht ohne

Einseitigkeit war, einen erbitterten Gegner des heißgeliebten Verlobten zu sehen. — Da war es denn, wo Florentinens Freundschaft, ihr warmes Mitgefühl zum lindernden Balsam für das verletzte Gemüth der Freundin wurde. Sie weinte und klagte mit der Gramgebeugten, die jetzt auch den Trost schriftlicher Mittheilung von Seiten des Geliebten entbehrte, war unerschöpflich in milden Tröstungen und wußte in den dunkelsten Stunden, oft unvermerkt, den Kummer zu beschwören und die Hoffnung wieder anzuregen.

Diese Ereignisse hatten auch zur Folge, daß jene, früher in Haft gekommenen jungen Leute auf's Neue in Untersuchung geriethen; so wurde wieder des Studenten Wild gedacht, der vor länger als einem Jahr so spurlos verschwunden war, und in dessen Händen alle auf jene Verbindung Bezug habenden Papiere sich befunden hatten. Man stellte ebenfalls Nachforschungen deshalb an und eine Sage verbreitete sich von einem jungen Mann, der zu der gedachten Zeit in der Nähe von Sonnenberg's damaligem Aufenthalt sollte gesehen worden und plötzlich verschwunden seyn. Man bezeichnete ihn als den natürlichen Sohn eines vornehmen Mannes, der, in seinen Ansprüchen von der Familie zurückgewiesen, sich zu den Unzufriedenen und Aufwieglern gesellt, jetzt aber, wo er hoffen durfte, anerkannt

zu werden, die hochverrätherische Verbindung hätte entdecken wollen, und darauf aus der Welt verschwunden sey. Sonnenberg hatte gleichzeitig kleine Reisen gemacht, war öfter abwesend, man wußte nicht wo? und seine Aussagen darüber erschienen widersprechend und unvollständig, indem er kleiner Einzelnheiten aus den Gegenden, die er besucht und den Orten, wo er verweilt, sich, wie er versicherte, nicht mehr so bestimmt erinnerte. Ein heimtückischer verborgener Feind schien dabei seinem Thun und Treiben unabläßig aufgelauert und jede Aeußerung des Spottes, jedes Witzwort, welches eine falsche Deutung nur entfernt zuließ, verdreht, oder aus dem Zusammenhang gerissen, Sonnenberg's Behörde berichtet zu haben, und dies Alles mochte wohl hinreichen, den Schein des Verdachtes auf einen Mann zu werfen, welchem zu seiner Vertheidigung nichts zur Seite stand, als sein gutes Bewußtseyn und ein untadelhaft geführtes Leben.

Fernau war indeß auf's Eifrigste bemüht, jenen Umtrieben nachzuspüren, von deren Entdeckung er sich bedeutende Vortheile für seine Zukunft versprach. Es hatte sich bei ihm die Vermuthung gebildet, der Sohn der verstorbenen Tante müsse ebenfalls darin verflochten gewesen seyn, und gelang es ihm, dies zu ermitteln, dann sah er sich im Geiste als Besitzer der ganzen Erbschaft; denn der Verschwundene

würde schwerlich wagen, jemals einen Anspruch darauf geltend machen zu wollen. Er hatte den Nachlaß der Tante wohl hundert Mal bis auf das kleinste Papierschnitzchen durchsucht, um etwas zu erlangen, das ihm zu den erwünschten Aufschlüssen verhelfen möchte; aber es fand sich nichts und immer mehr befestigte sich in ihm die Vermuthung, daß der Verschwundene wirklich nicht mehr am Leben, sondern von seiner Partei, welche Gründe gehabt, seinen Verrath zu fürchten, aufgeopfert worden sey. Seine unermüdeten Nachforschungen nach der Person jenes Verschwundenen veranlaßten ihn zu kleinen Reisen in die Umgegend des Städtchens, wo die Tante gelebt hatte. Hier erfuhr er, daß ein Landmann einst in der Umgebung dieser Stadt in der Nacht, wo der Zufall ihn da vorbei geführt, in einem Garten nahe der Mauer Leute gesehen hatte, die bei dem Schein einer Leuchte beschäftigt waren, etwas einzuscharren. Er wollte einen Kasten gesehen haben, der wohl ein Sarg konnte gewesen seyn, und aus einer genauern Schilderung der Oertlichkeit ergab sich der Garten der Tante, und die Zeit einige Wochen vor ihrer letzten Erkrankung. Fernau's Ueberraschung war groß und freudig. Er beschloß, auf der Stelle selbst Nachsuchung zu halten, die aber heimlich geschehen mußte; denn der alten Dienerin, die, falls die Einscharrung mit Wissen ihrer Herrin geschehen,

gewiß einverstanden war, konnte er nicht trauen. Er ließ sich alle Einzelnheiten genau beschreiben, und eilte, sobald er zurückgekommen, sie mit der Wirklichkeit zu vergleichen; denn er bewohnte zuweilen, angeblich um den Nachlaß besser ordnen zu können, ein Zimmer im Hause der Tante und nahm, als er Alles mit der Aussage übereinstimmend fand, seine Maaßregeln.

Es war eine dunkle Dezembernacht, als Fernau, tief in den Mantel gehüllt, die Gartenmauer umschlich, und sich in der Nähe der großen Linde, wo jene am niedrigsten war, hinüber schwang. Zwei vermummte Gestalten folgten ihm auf dem Fuße, sie trugen Werkzeuge zum Graben, und unter dem Mantel eine verborgene Leuchte, die, nur von Zeit zu Zeit einen schwachen Schimmer verbreitend, die Stelle finden half, wo die Nachsuchung beginnen sollte.

Fernau war am hellen Mittage, als wolle er verreisen, zum Thore hinaus gefahren und von der alten Dienerin diesmal mit sichtlichem Vergnügen entlassen worden, was bei dem Argwöhnischen sogleich Verdacht anregte und ihn bewog, um so behutsamer zu seyn. Die Reise ging nur eine Meile

weit, wo Fernau zurück blieb, und ein Anderer, von ihm dazu beauftragt, in den Wagen stieg und weiter fuhr. Er aber stahl sich auf Fußsteigen zurück, umging das Städtchen und kam, als der Abend längst eingebrochen, bei der Gartenmauer an, wo er die von ihm dorthin bestellten Leute seiner wartend fand. Hierauf die kleine Erhöhung, auf der die Linde stand, sachte umgehend, ließ er den Schein der Leuchte gegen den Rasenhügel fallen, und sagte leise: „Ja, das ist die rechte Stelle! Hier muß es seyn!" — und sofort begannen seine Gehülfen mit Eifer zu graben. Fernau schaute zu mit hochklopfendem Herzen: denn jetzt war er gewiß, den Aufschluß wichtiger Geheimnisse, oder was ihm das Liebste gewesen wäre, den eingescharrten Leichnam des ihm verhaßten Vetters selbst zu finden, und seine Freude steigerte sich, als wirklich die Grabenden auf einen harten Gegenstand kamen, den vollends frei zu machen es nur geringe Anstrengung kosten konnte. Fernau stand tief gebückt über der Grube, und hätte mit seinen Augen durch die Decke des dunkeln Gegenstandes, der sich jetzt zeigte, dringen mögen, als plötzlich ein kräftiger Schlag auf die Schulter ihn aufschreckte. Er erblickte eine männliche Gestalt dicht neben sich, die schon eine Weile ihm zugesehen zu haben schien. Sich schnell zusammen nehmend, packte er jedoch den Fremden rasch beim Kragen

und rief mit drohender Stimme: „Wer seyd Ihr? und was habt Ihr hier zu suchen?"

Der Andere aber machte sich mit überlegener Stärke los und sagte ruhig: „Danach hätte nun wohl eigentlich ich zu fragen; doch bin ich auch nicht abgeneigt, Auskunft zu geben, aber nur gehörigen Orts!"

In dem Augenblick erhellte sich aber plötzlich die Scene durch die Erscheinung der alten Dienerin, die mit einer Leuchte und Werkzeugen zum Graben aus dem Boskett trat, und beim Anblick der Gruppe in Ueberraschung laut aufschrie. Lächelnd wendete sich der Fremde ihr zu unter den Worten: „Du siehst, man ist uns hier schon zuvor gekommen!"

„Ja, Elende!" rief Fernau, „Eure verborgene Unthat soll an's Licht, und enthüllen soll sich nun, durch wessen Verbrechen der Sohn meiner unglücklichen Tante hier sein Ende fand!"

„Der bin ich nun zufällig selbst, Ihnen zu dienen!" sagte lachend der Fremde, „und eben darum hier, um den Beweis davon herbei zu schaffen."

„So!" entgegnete Fernau verwirrt. „Nun gut, mein Herr! Ist das wahr, dann wird es sich noch anders zeigen, und wir werden erfahren, ob nicht die Ueberreste des unglücklichen Wild, und durch wessen Schuld, hier eingescharrt liegen!"

„Auch der bin ich!“ fiel abermals mit Lachen der Andere ein. „Denn Er und der Sohn Ihrer Tante, eigentlich aber Wilhelm von Ostheim, sind ein und dieselbe Person! Doch lassen Sie immer hier nachgraben, es war meine Absicht, ein Gleiches zu thun. Was hier vergraben liegt, hat länger nicht das Licht zu scheuen; es will vielmehr hervor, um so viel Verwirrung aufzuklären und dem traurigsten Unheil ein Ende zu machen.“

Die ruhige Sprache des Fremden hatte Fernau zu sehr eingeschüchtert, als daß er noch etwas hätte entgegnen mögen. Bald auch zeigte sich ein wohlverwahrter Kasten, den man sofort, der Erde enthoben, in's Haus trug. Hier ward er denn in Gegenwart des schnell herbeigerufenen Geistlichen eröffnet, und Wilhelm von Ostheim empfing die wohlbeglaubigten Zeugnisse über seine Geburt und Herkunft als Sohn und Erbe der verstorbenen Fernau, richtiger aber Frau von Ostheim. Er setzte sich in den Besitz dieser und noch mancher anderer in dem Kasten befindlicher Papiere, empfahl den übrigen Theil seiner Erbschaft einstweilen noch der Obhut der bisherigen Curatoren, warf sich in der nämlichen Stunde in eine schon früher bestellte Postchaise und fuhr zum Thore hinaus.

Als Frau von Ostheim — so dürfen wir Fernau's Tante nunmehr wohl nennen — ihren Sohn

zu sich berief, geschah es in der Absicht, ihn, da er das Alter der Mündigkeit nunmehr erreicht hatte, mit seiner Herkunft und seinem eigentlichen Familiennamen, so wie mit den Umständen ihrer kurzen Ehe und dem traurigen Ausgang derselben bekannt zu machen. Sie wollte gleichzeitig die Leitung ihres großen Vermögens seinen Händen übergeben, indem sie hoffte, ihn für irgend einen Lebensberuf zu bestimmen, wodurch er in ihrer Nähe festgehalten würde. Aber wie so oft die Erfüllung menschlicher Wünsche sich unter ihrer Verwirklichung zum Gegentheil verkehrt, so war es auch hier, und indem die gute Frau den Zweck, ihr Geheimniß zu bewahren, vollkommen erreicht hatte, ging der Erfolg, den sie gehofft, in dem Sohn den Freund und die Stütze ihres Alters sich zu bilden, ihr verloren. Der Jüngling hatte durchaus keinen Sinn für ein still thätiges Leben, das sie ihm zugedacht. Er brannte vor Verlangen, die Welt zu sehen — und bei der Erzählung von der Art und Weise, wie sein Vater geendet, begannen sich Zweifel in ihm zu regen: ob dem auch wirklich so möchte gewesen seyn und nicht vielleicht die Rache des beleidigten Fürsten ihn noch bis zu diesem Augenblick in irgend einer öden Kerkerhaft im fernen Ungarn gefangen halte. Er erklärte es für eine heilige Pflicht, sich hiervon zunächst zu überzeugen und wußte die Mutter, bei

welcher die Jahre den Groll beschwichtigt hatten und die dem blühenden, dem Vater in seiner Jugendschöne so sprechend ähnlichen Sohn die Bitte nicht verweigern vermochte, für seine Wünsche zu stimmen. Der alte Diener, der seinen Vater einst nach Ungarn begleitet, lebte noch in Wien und empfing ein Jahrgehalt von der Wittwe. Dahin beschloß der junge Mann zuerst sich zu wenden und der Einwilligung der Mutter froh, beschloß er, gleich in den nächsten Tagen seine Reise anzutreten.

Sein Aufenthalt bei der Mutter blieb ein tiefes Geheimniß und konnte es leicht bleiben, denn das weitläufige entlegene Haus, welches diese mit der alten Dienerin allein bewohnte, bot hiezu die beste Gelegenheit. — Aber er sah auf diese Weise aus dem geheimen Versteck, der ihn barg, den Assessor Fernau, sah Florentinen, und ihr Anblick erschütterte zum ersten Mal die Ruhe des jungen Mannes. Er fühlte, daß es möglich seyn könne, an der Seite eines solchen Wesens ein Familienleben lieb zu gewinnen. Doch Florentine war, wie die Mutter geäußert, Fernau so gut wie versprochen und er — wollte nicht zum Störer fremden Glückes werden. Seine Aufgeregtheit trieb ihn aber aus dem verborgenen Versteck und drängte ihn, sich bei dem Volksfeste unter die Kleinstädter zu mischen: ob er vielleicht der lieblichen Erscheinung noch einmal be-

gegnen möchte. Es geschah und wir wissen, wie er im Drange raschen Jugendmuths dem Verlangen nicht zu widerstehen vermochte, sich ihr in auffallender Weise bemerklich zu machen. Als nun am folgenden Tage der Zufall ihn abermals mit Florentinen zusammenführte, da entstand in ihm ein Kampf, ob er gehen oder bleiben und mit Fernau in die Schranken treten solle? Sein besseres Gefühl und der Trieb, die Welt kennen zu lernen, siegten, obwohl ihm klar wurde: er habe das schönste Glück erkannt, welches ihm erblühen könne und habe ihm entsagt.

Frau von Ostheim hatte den Sohn nicht bewegen können, die Dokumente, welche sich auf seine Geburt bezogen, mitzunehmen. Er wolle, sagte er, so wichtige Papiere den Wechselfällen einer Reise nicht aussetzen, indem er ja sicherer sie von der Mutter sich könne schicken lassen, wenn es erforderlich seyn sollte. Sie selbst aber mochte sie auch länger nicht aufbewahren und in einem Vorgefühl, daß sie des Sohnes Heimkehr nicht erleben würde, konnte sie zugleich ein Mißtrauen gegen den Neffen, den sie zuletzt ziemlich durchschaut, nicht ganz unterdrücken. Die Besorgnisse, daß dieser, fände er so wichtige Papiere, damit vielleicht nicht redlich verfahren dürfte, gab ihr zuletzt den Gedanken ein, sie wohl verwahrt der Erde anzuvertrauen. Sie verabredete mit dem

Sohn den Ort, welcher sie aufnehmen sollte, und wo er sie würde zu suchen haben, falls er die Mutter nicht mehr fände. Die alte bewährte Dienerin und vieljährige Vertraute aber sollte darüber schweigen und nur im dringendsten Fall sich dem Geistlichen entdecken.

Wilhelm, dem in diesem Augenblick dies Alles ziemlich gleichgültig war, fügte sich, die ängstliche Mutter zu beruhigen, in ihre Anordnungen, und übergab seine eigenen Briefschaften und Papiere ihr zu gleicher Aufbewahrung. Er wollte vergessen und vergessen werden, und wie er einmal vom Schicksal bestimmt zu seyn glaubte, den Weg durch's Leben allein zu gehen, wollte er auch ganz allein seyn und selbst der Vergangenheit sich entschlagen. So schien er spurlos verschwunden, während er rüstigen Muthes fortpilgerte und wohlbehalten in Wien anlangte.

Seine Nachforschungen daselbst hatten jedoch kein anderes Ergebniß als das schon bekannte. Er theilte es in wenigen Worten der Mutter mit und bat sie, sich seinetwegen nicht weiter zu beunruhigen. Er durchstreifte nun Italien, dann Griechenland, welches nach seiner Wiedergeburt kennen zu lernen schon längst der sehnlichste Wunsch seines Herzens gewesen.

In Athen fiel ein veraltetes vaterländisches Zeitungsblatt ihm in die Hände, worin dringend

von den eingekerkerten Universitäts-Freunden nach dem verschwundenen Wild geforscht wurde. Leicht war es, durch Landsleute, die er dort antraf, den Zusammenhang zu erfahren, und er beschloß zurückzukehren.

Wieder war es Sylvester und mit dem trübsten winterlichen Schleier hatte sich der Abschiedstag des scheidenden Jahres umhüllt, als wolle er allen Leidenden, die es zurückgelassen, einen theilnehmenden Gruß zuwinken, die Frohen aber veranlassen, um so eher und lauter die Freude in ihren Kreis zu locken.

Florentine saß im Dämmerlicht am Bette der Freundin, die der Gram um den Verlobten auf's Krankenlager geworfen, und war bemüht, sie zu zerstreuen und durch leichtes Geplauder den Geist des Trübsinns zu bannen, der Juliens Seele fort und fort umnachtete und die Herstellung verzögerte. Sie rief die bunten Bilder der glücklichen Kindertage aus der Vergangenheit zurück und es gelang ihrer heitern Darstellungsweise, ihrem gemüthreichen Scherz, von Zeit zu Zeit ein Lächeln auf die blasse Wange der trauernden Freundin zu zaubern, oder dem trüben Gram durch Worte frommen Trostes Schranken zu setzen. Da kam es ihr vor, als werde es laut an

der Thür des äußern Vorgemachs. Sie eilte schnell hinaus, um nachzusehen. Draußen stand des Hauses alter Diener mit zwei fremden Männern, lächelte durch Thränen und sprach verwirrt. Der Eine aber von den Fremden faßte mit Heftigkeit des Mädchens Hand und rief leise, doch dringend: „O Fräulein Waller! — was macht Julie? O führen Sie mich zu ihr!"

„Nicht doch!" rief die Staunende, ihn zurück haltend; „wie dürft' ich das! Solche Ueberraschung könnte Gift werden für die kaum Genesende."

„Nein, nein!" tröstete Sonnenberg — denn er war es — „die Freude stärkt und macht gesund. Ich bin frei und froh und komme, sie heimzuführen an den neuen Hausaltar, wo Glück und Frieden und volle Genugthuung für das empfundene Weh ihrer warten!"

„So lassen Sie mich denn", rief freudig ergriffen die Freundin, „Julien vorbereiten; denn nicht zugeben darf ich, daß die Freude ihr allzuplötzlich nahe!" — und mit diesen Worten den Ungeduldigen zurück weisend, eilte sie von ihm weg in das Krankenzimmer. Es währte lange und die Minuten wollten schier dem Harrenden zu Stunden werden; — doch endlich ging die Thüre wieder auf, und ihm zum Eintritt winkend, schlüpfte neben dem glücklichen Sonnenberg Florentine in das Vorgemach, das

Wiedersehen der Liebenden nicht durch die Gegenwart eines Zeugen zu stören.

Sie war tief bewegt und trat, vergessend den Fremden, der noch im dunkeln Hintergrunde des Zimmers stand, in die Fensterwölbung. Sie weinte Thränen schönen Mitgefühls, in welche dann auch die Ahnung nahen Scheidens einen herben Tropfen mischte.

Da flüsterte es neben ihr mit schüchternen Lauten: „Florentine!" — Sie wandte sich und vor ihr stand ein schöner Mann in Reisekleidern, dessen dunkles Auge flehend und doch selig verklärt dem ihrigen begegnete. Sie hatte den Blick schon gesehen in ihrem Leben, hatte wie jetzt in süßem Erbangen ihm gegenüber gestanden. „Florentine", sagte er leise, „kennen Sie mich noch?"

Und es war jener geheimnißvolle Fremdling, den sie nie vergessen: Wilhelm von Ostheim war es, und als Sonnenberg später wieder in das Zimmer trat, die Freunde zu Zeugen seines Glücks zu rufen, standen Beide Hand in Hand, und die still verklärten Blicke gaben Zeugniß, daß ihre Herzen sich gefunden, ihr Bund geschlossen sey. — Auch Juliens Vater erschien und nachdem er vernommen, wie Alles sich begeben, wie durch die Rückkehr des so lange vermißten Wild jeder Verdacht einer heimlich verübten Unthat beseitigt wurde, auch aus

den Papieren, die er vorlegte, die unschuldigen Bestrebungen jenes Bündnisses der jungen Männer auf das Genügendste dargethan wurden; wie es gleichzeitig Sonnenberg gelang, sich vollständig von Allem, dessen man ihn angeschuldigt, zu reinigen und ein ehrenvolles und genugthuendes Anerkenntniß ihm für die unverdiente Haft war zu Theil geworden — da schloß er seine Kinder segnend in die Arme und sagte: „So laßt uns denn einen fröhlichen Sylvester feiern! — und möchte der Schluß des scheidenden Jahres alle Irrungen und Verwirrungen der Zeit und des Lebens eben so wohlthuend lösen als hier!"

Berlin. Druckerei von F. W. Gubitz.